PALAESTRA CXXII.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.

Der „Sonnenwirt“ von Hermann Kurz.

Eine Quellenstudie

von

Walter Heynen.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.

Nächst der pflichtgemäßen Anzeige, daß diese Arbeit im verflossenen Winter der Berliner Philosophischen Fakultät vorgelegen hat und das 3. Kapitel inzwischen als Dissertation erschienen ist, möchte ich auch an dieser Stelle der Herren gedenken, deren wohlwollender Unterstützung meine Untersuchung sich zu erfreuen hatte.

Herrn Professor Hermann von Fischer in Tübingen bleibe ich für wertvolle Hinweise dankbar verpflichtet und vergesse nicht die stete Hilfsbereitschaft, mit der Herr Geh. Archivrat Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart meinen Aktenstudien zur Seite gestanden hat.

Auch den Kgl. Bibliotheken zu Berlin und Stuttgart sowie dem Kgl. Württembergischen Staatsarchiv gebührt mein aufrichtiger Dank.

Was ich dem unvergeßlichen Lehrer und Meister Erich Schmidt schulde, steht in treuem Gedächtnis, und nicht fehlen darf der Name Herrn Professor Roethes, der mich mannigfach beraten hat.

Berlin, im Oktober 1813.

Walter Heynen.

Meinen Eltern.

I.

Der Sonnenwirt in Schrift und Dichtung bis zu Hermann Kurz.

Das Jahr 1758 lenkte das gesamte Interesse der europäischen Welt in noch höherem Grade, als es das vorhergehende getan, auf Deutschland. Mit bedenklicher Aufmerksamkeit folgten die Staaten den Maßnahmen des erfolgreichen Preußenkönigs, und eine begreifliche Neugier heftete ihre Blicke auf den jugendlich tatkräftigen Herzog Ferdinand von Braunschweig, der seit dem Februar die Franzosen unaufhaltsam vor sich her drängte.

Aber während Krieg und Politik die Länder in Atem hielt, die mit irgend welchem Einsatz daran beteiligt waren, drang der Lärm der Waffen nur zaghaft in die Teile des nachmaligen deutschen Reiches hinüber, die abseits vom Kriegsschauplatz lagen. In Württembergs Hauptstadt hatte zwar das mémoire raisonné Friedrichs, Maria Theresia wolle die protestantische Kirche ausrotten, einen tiefen Eindruck gemacht und seine Bewohner, die ihre Kinder dem Katholizismus preisgegeben sahen, so stark beunruhigt, daß sich vereinzelte Unbotmäßigkeiten nicht hatten unterdrücken lassen[1]); aber im Lande selbst ging man, zumal diese Befürchtung bald erfolgreich nieder-

1) G. J. Gegel, Beleuchtung einer Regierungsperiode des gegenwärtigen Regenten Württembergs. 1789. S. 44 ff.

geschlagen werden konnte, friedfertig und ungestört wie zuvor seiner Beschäftigung nach, und eine Nachricht wie die folgende dürfte mehr Bewegung und Unruhe unter die Bevölkerung gebracht haben als die Kunde von der Wiedereroberung von Schweidnitz, die eben damals durch die Lande lief.

Zu fast gleicher Zeit nämlich hatte die Württembergische Regierung ein Flugblatt ausgehn lassen, worin ängstliche Gemüter den ersten Schritt zur Wiedererlangung ihrer Ruhe sehen mochten, während andre erst auf die bestehende Gefahr aufmerksam wurden. Der Erlaß lautete aber so:

„Von GOttes Gnaden Carl, / Herzog zu Würtemberg und Teck, Graf / zu Mömpelgart, Herr zu Heydenheim und Justingen, / Ritter des goldenen Vliesses, und des Löbl. Schwäbischen / Creyses General-Feld-Marschall.

Unsern Gruß zuvor, Ehrsamer, Lieber, Getreuer!

Es ist schon mehrenteils Landkündig, mit welch grosser Frechheit der berüchtigte Friedrich Schwahn von Eberspach, Göppinger Amts gebürtig, die dortige und viele andere Gegenden in und außer Lands mit Wildern, Einbrechen, Rauben, und sogar mit Todtschiessen ganz unschuldiger Personen beunruhige, sich zu dem End in die Gesellschafft anderen Diebs- und Jauner-Gesinds von Zeit zu Zeit einlasse, und dadurch alles in noch größere Gefahr und Furcht zu setzen, sich freventlich unterfange; Wir haben auch bereits in denenjenigen Städt und Aemtern auch Forst-Aemtern Unseres Herzogthums, die dem Auffenthalt dieses Bösewichts am nächsten gelegen sind, solche Vorkehrungen treffen lassen, daß man sich davon seiner Beyfahung und der Herstellung der gemeinen Sicherheit in zeiten hätte versichert halten sollen. Nachdem aber der Erfolg gezeigt, daß dessen ungeachtet der Delinquent nicht zur Hafft gebracht werden können, sondern vielmehr durch die genommene Flucht, an solche Orte, wo er noch unbekandt ware oder durch die Veränderung der Kleider oder auch durch die Intimidirung derer die eine Spur von ihme gehabt, sich der Verhafft zu entziehen gewußt; So haben Wir hieraus der unumgänglichen Nothwendigkeit zu seyn ermessen, die zu Beyfahung oder Austilgung dieses Räubers und Mörders dienliche Anstalten in Unserem Herzogthum und Landen allgemein zu machen;

Wir lassen dir dahero die beyliegende Beschreibung seiner Person, Statur, Kleidung, etc. mit dem gnädigsten Befehl zu gehen, du sollest auf diesen verwegenen Bösewicht und dessen Beyfahung, so

bald er sich in das dir gnädigst anvertraute Stadt und Amt einschleichen würde, alle nur mögliche Aufmerksamkeit haben, und mittelst Communication der beygeschlossenen Beschreibung von ihm an die Unter-Beamte, Schultheissen [1]), und samtliche Stadt- und Amts-Unterthanen solche hinreichende Anstalt machen, damit bey der erstern Spur von seinem Auffenthalt durch gesichert- und genugsame Mannschafft in der Stille auf ihn gefahndet, und derselbe wo möglich lebendig beygefangen werden möchte. Wofern aber dieses nicht zu effectuiren stünde, und nur zu Verhütung alles Irrthums seine Person bekannt genug ist, so hast du noch weiters zu veranstalten, daß er auch möge todt geschossen und solchergestalten das Publicum von ihm liberiret werden, immassen Wir auf dessen lebendige Einlieferung über das, was die Stadt und Amts-Pfleg Göppingen mit Hundert Gulden hierzu destinirt, noch weiters Fünffzig Gulden aus Unserm Fisco zur Belohnung aussetzen, und zu deren Ausbezahlung denjenigen Beamten hiermit legitimiren, in dessen anvertrauten Stadt und Amt dieser Missethäter solte beygefangen werden, dem oder denenjenigen hingegen, welche diesen Delinquenten anders nicht als todt beybringen können, ist gleichwohl die Helffte dieser zweyfachen Belohnung abzureichen, mit denen Forst-Aemtern und angränzenden Herrschafften aber, an welche hierunter das nöthige bereits erlassen worden, bedürffenden Falls das weitere zu communiciren, wie du dann auch übrigens samtlich deinen Amts-Untergebenen alles Ernstes einzuschärffen hast, daß sie bey Vermeidung der schwersten Leibes-Straff ihme weder Auffenthalt geben, noch Nahrung zubringen, am allerwenigsten aber es unangezeigt lassen sollen, sobald ihnen auf irgend eine Weise von seinem Auffenthalt eine Nachricht zukommen wird. Daran geschiehet Unser gnädigster Will und Meynung, und Wir verbleiben dir in Gnade gewogen. Stuttgart, den 25. April 1758.

Ex speciali resolutione Serenissimi Domini Ducis.

Stockhorner. W. Feuerlin.

„Beschreibung / des famosen Bösewichts Friedrich Schwahnen, / von Eberspach Göppinger Amts. DIeser Räuber und Mörder ist 27. Jahr alt, kurzer Statur, und nur 5. Fuß 7. Zoll lang, dabey aber besezt, eines starcken Kopfes, weissen sauberen Angesichts, dicker rother Backen, braun- oder vielmehr gelblechter kurzer glatter Haaren, schwarz brauner Augen, breiter Schultern, und starcker Waaden. Was seine

1) Daß dies unverzüglich geschehen ist, lehrt das Schreiben des Vogts von Liebenzell vom 18. Mai 1758 an einen Schultheiß seines Oberamts. (Abgedruckt von P. Weizsäcker in dem Aufsatz „Beiträge zur Geschichte des Räuberwesens im 18. Jahrhundert". Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1902 Nr 1. S. 24 f.).

Kleidung anbetrifft, so hat er sonsten gemeiniglich ein rothes Brusttuch, blauen- auch zu Zeiten grünen Frieß-Rock, schwarze Hosen, und weisse Strümpf getragen, worauf aber nicht zu gehen, indeme er seine Montirung je, nachdeme er einen Raub, und gewaltsamen Einbruch begangen, verändert, manchmal Waden-Stiffel träget, beständig heimlich Gewöhr- auch mehrmalen eine Flinten oder Kugel-Büxen und Hirschfänger bey sich führet, und sich mittelst Führung eines Hunds bald vor einen Mezger- bald Kieffer-Knecht, welcher Handwercker gewohnliche Ohren-Gehäng er zu Zeiten träget, bald vor einen andern Professionisten, bald aber vor einen Jäger ausgibet, und zu solchem Ende falsche Pässe und gedruckte Kundschafften mit sich führet, zu Zeiten auch sich in Weibs-Kleider verkleidet, bald allein gehet, bald aber eine Concubine, bald einen Cameraden, zu Zeiten auch mehrere mit sich führet, und zu Diebs-Banden sich gesellet, bey letztern aber länger nicht verbleibet, als bis er einen Raub mit ihnen begangen, zur Winters-Zeit hin und wieder auf einzelnen Höfen, oder abgelegenen Orten, auch mehrmalen im Futter in Ställen jedoch ganz kurze Zeit- zur Sommers-Zeit aber meistens seinen Auffenthalt, als ein Erz-Wilderer in denen Waldungen und Höhlenen hat, wohin er sich das Essen und Trincken entweder durch Cameraden, oder seine Concubinen, nebst Pulver und Bley aus denen Kauf-Läden abholen lässet.

Wann er einen gewaltsamen Einbruch und Raub vor hat, gehet er, wo er vorhero nicht schon bekannt, wie es zu Heßenthal, Geißlingen und Gmünd, und andern Orten ergangen, etliche Tag, oder etliche Wochen vorhero mit seinen Cameraden oder Concubinen in solches Haus, und wann es ein Wirth, zechet er bey ihme, wann es aber ein Kauffmann, so kauffet, oder failset er Waaren, und siehet mittlerweilen die Gelegenheit zu einem Einbruch aus.

Seine Einbrüch verübt er gemeiniglich in der Nacht vor einem Feyer- Sonn- oder Festtag, und, wann solche vorbey, so bleibet er entweder, wann ihme die Situation bekannt, in der Nähe an verborgenen Orten, oder er entfernet sich alsbalden 10. bis 12. auch mehrere Stunden weit. Ansonsten ist sein Auffenthalt meistens um Eberspach herum, zu Hattenhofen bey seinem Schwager, Ochsenwirth Strauben, in dem Gmündischen in der Stadt, und St. Catharina, Rechbergischen, Schwaebisch Hallischen, Limpurgischen, auch zu Zeiten in und um Reuttlingen, und Urach herum. Seine Sprache ist angenehm, und sein Umgang also schmeichlend, daß er einen jeden, der ihne nicht kennet, dergestalten einzunehmen weißt, daß man seinem fälschlichen Vorgeben vollkommenen Glauben beymisset.

Wobey noch anzumercken, daß er sich zu Zeiten starck bezeche, und volltrincke, also zwar, daß er hernach auf dem Feld, und zwar zur Sommers-Zeit in Früchten, oder auf dem Graß verliegen bleibe".

Dieser Flüchtling, dem der Herzog selbst durch die Regierung seinen Bannfluch nachschleuderte, war den Oberamtmännern Württembergs, an die sich der Erlaß wendete, kein Unbekannter mehr. Gewiß hatte er diesem oder jenem schon zu tun gegeben oder war vielleicht gar persönlich mit ihm in eine meist unliebsame Berührung gekommen; sicherlich aber wußte ein jeder, was man allenthalben aus seinem Leben erzählte: wie er, ein halbes Kind noch, dem Vater über die Kasse gegangen sei, später mit einem schlechten Mensch sich eingelassen und Einbrüche verübt habe; mit geheimer Bewunderung raunte man sich von seiner schier unglaublichen Flucht aus dem Göppinger Gefängnis zu oder gar von der noch vermesseneren aus dem Hohentwiel, und nicht ohne Grauen ward der blutigen Rache gedacht, die Schwan an einem seiner Verfolger geübt.

War so die Kunde dieser Untaten nur allzurasch in Schwaben verbreitet gewesen, so konnte der Heimatsort Ebersbach noch mit manch anderem Stückchen aus seinem Leben aufwarten, das selbst die Beihilfe des Teufels nicht ausschloß.

Wie und wo man aber nach ihm forschen mochte, immer lauteten die Nachrichten insofern gleich, als sie alle auf den Ton des Staatsanwalts gestimmt waren: daß man es mit dem schlechtesten Menschen, den je die Erde getragen, zu tun habe, stand unanfechtbar fest. Dem Gedanken, der in dem späteren Zuschauer seiner Lebenstragödie wohl von vornherein rege ist, als habe Schicksalsfügung und ein ungebändigtes Naturell den Menschen in die Tiefe gerissen, begegnen wir nirgends, und doch geht die Möglichkeit einer solchen Auffassung letzten Endes auf die Behörden zurück, die — begreiflich genug — nur seine Beseitigung im Auge hatten.

Denn die Rundschreiben und Erlasse, Untersuchungen, Protokolle und Beschlüsse sind in ihrer Ausführlichkeit einerseits, der oft unbewußten Naivetät anderseits, die überlaut den Bösewicht in Schwan betont, die zuverläs-

sigste und beste Quelle, aus der sich alle späteren Mitteilungen über den Sonnenwirt direkt oder indirekt herleiten. Und was diese Akten uns an Material geben, ist nicht wenig; hat doch schon der sechzehnjährige Metzgerlehrling die zweifelhafte Aufmerksamkeit seines Amtmanns und Oberamtmanns auf sich zu richten gewußt, und dies Interesse durfte während der folgenden 14 Jahre kaum je erkalten. So hat sich bis zum Jahre 1760, aber auch darüber hinaus, eine übergroße Masse von Nachrichten und Notizen aller Art angehäuft, welche die Nachwelt, nachdem einmal der „Stoff" durch Schiller und Kurz berühmt geworden, des Aufhebens wert fand, und die sich nun, sorgfältig geordnet, im Königlich Württembergischen Staatsarchiv zu Stuttgart und Ludwigsburg befindet. Dies Material setzt sich folgendermaßen zusammen:

Fasciculus primus: Vaihingen, Göppingen, Ebersbach. Joh. Friedrich Schwanen bey seinem Vatter und sonsten begangene Diebstäl, auch andere Exceße betr. Acta vom 19. Juli 1746 usq. 1760.

Fasciculus secundus: Vaihingen, Adelberger Acta den Friedrich Schwahnen von Ebersbach in specie den von einer Räuberbande in des Schultheiß Stohrers Hauß zu Börtlingen Adelberger Closter Amts sub 21. Junii 1757 des Nachts verübten diebischen Einbruch betreff. 5 piecen in 4to de Aõ 1757.

Fasciculus tertius: Vaihingen. Neuenstadter Acta den Friderich Schwanen von Ebersbach betreffend, oder vielmehr Inquisitions Acta über den in anno 1759 daselbst in Inquisition gekommenen, und zum Strang verurtheilten Jauner und Vaganten Philipp Antoni König, von Wäschbach aus dem Baden Durlachischen, wie auch den auf 8. Jahr in das Ludwigsburger Zuchthauß condemnirten Andreas Peter Bickel, von Neuenstadt an der Linden, und was darbey auf oben ernannten Friederich Schwan herausgekommen. 12 piecen in folio, de Anno 1759 usq. 1760. ferner 2 pieces de 1774 das den Peter Bickel angefallene Elterliche Vermögen betreffend.

Fasciculus quartus: Vaihingen, Göppingen, Ebersbach. Inquisitions-Acta über den zu Vaihingen durchs Rad justificirten famosen Mörder und Räuber 1.) Friedrich Schwan von Ebersbach, Göppinger Amts, vulgo Sonnenwirthlen, und dessen respec. zwei Concubinen, und complices wie auch seiner Magd, als 2.) Christinam Müllerin, welche, nach Ansicht dieser Execution, auf 4 Jahr lang ins Zuchthaus nach

Ludwigsburg eingeliefert 3.) Christinam Schettingerin und 4.) die Magd Catharina Schenckin, welche beyde mit dem Strang vom Leben zum Tod gebracht worden. de Anno 1760—69. (nebst weiteren Akten vom Jahre 1770—1772.) — Enthalten sind darin: das Inquisitionsprotokoll und 63 Nummern.

Acta von dem inn und außer Lands bekannten Erzbößwicht Friedrich Schwahn, einem Sohn des Sonnenwirth Schwahnen allhier. — 29 Nummern von 1750—58. (Kurz [1]), Werke V, 4, fälschlich 57.)

Acta judicialia criminalia in causa Furti magni tertia vice reiterati contra Johann Friedrich Schwahnen von Ebersbach. — 1746—60. 202 Stücke auf 252 Seiten, dazu die Aufzeichnungen Schwans auf 34 Actenbogen. Nur die linken Seiten sind von ihm mit Blei beschrieben; jetzt teilweise ganz verwischt und schwer lesbar. Die rechten Hälften enthalten Nachschriften von andrer Hand mit Tinte. —

Schließlich ein Band Akten mit der erst spät hinzugefügten Aufschrift:

Joh. Friedr. Schwan. 1757/66. — 134 Nummern. —

Aber auch außer dieser Sammlung besitzen wir handschriftliche Quellen. Da ist zunächst eine Eintragung zu nennen, die sich auf Seite 597/8 einer Chronik von Hall [2]) findet. Der lange Titel: „Ausführliche Beschreibung von der gefangen-Nehmung und Todesurtheil des so genanten Sonnenwürthlins von Ebersbach, wie auch dessen Mathreße und Magd samt der an Ihnen vollzogenen Execution“ hält so treulich, was er verspricht, daß man wohl annehmen darf, der Verfasser habe noch unter dem Eindruck des frisch Erlebten diesen Bericht niedergeschrieben. Zwar reicht die Chronik mit ihren Nachträgen bis ins Jahr 1778, aber ein Satz wie dieser: „Schwan bot dem Schindersknecht zum Ausziehn der Strümpf den einen Fuß, legt sich selbst nieder und hielt seine Strafe mit großer Geduld aus“ kann den Stempel unmittelbarer Gegenwart nicht verleugnen.

Kurz, der am 23. Juni 1843 an Freund Keller die Entdeckung einer prächtigen Chronik von Hall meldet,

1) Zitiert ist, wenn nichts Anderes ausdrücklich angegeben, stets nach der Ausgabe der Werke von Hermann Fischer, Leipzig, Max Hesse.

2) Stuttgarter Landesbibliothek. Cod. hist. fol. 663.

die auf die Zeiten des Städte- und Bauernkriegs viel Licht werfe, hat schwerlich diese gemeint und die erwähnte Darstellung auch nicht gekannt. —

Endlich finden sich in der Stuttgarter Bibliothek Akten über Schwan [1]) von Geheimrat Frommann her, dessen Name unter dem „Untertänigsten Anbringen Herzoglicher Regierung betreffend die Bestrafung“ an achter Stelle stand. Die kleine Sammlung Frommanns, die aus seinem Interesse für den Prozeß hervorgewachsen ist, enthält neben der Aufforderung des Herzogs, auf Schwan zu fahnden, und dem Bericht Abels über die Festnehmung auf Blatt 3—34 einen Abriß des Untersuchungsprotokolls.

Daran reiht sich auf Blatt 35—68 der Bericht [2]) des Vaihinger Vikars Wilhelm Aurelius Krippendorf, der Schwan auf seinen letzten Gang vorbereiten sollte, über die letzten Tage seines Schützlings, sicherlich nicht lange nach der Hinrichtung [3]), vielleicht auf Wunsch Frommanns für diesen verfaßt, wenn man den Eingang eines uns erhaltenen Briefes Krippendorfs an einen ungenannten Adressaten, den er „vir illustrissimus patrone summe“ anredet, so auslegen darf: „habes, vir illustris, quam voluisti de Schwaanis relationem, non eam quidem, qualem Te videre decet, sed a veritate tamen non alienam“.

Auch diese Stücke hat Kurz nicht gekannt, obwohl sie sich schon zu seiner Zeit auf der Bibliothek befanden. Es läßt sich deutlich erweisen, daß er stets auf das Inquisitionsprotokoll selbst zurückgegangen ist, und auch da, wo seine Darstellung fast genau zu den Worten Krippendorfs stimmt, rührt diese Ähnlichkeit von der Vermittlung Abels her.

Es darf fast als Merkwürdigkeit bezeichnet werden, daß die Kunde von der Hinrichtung des viel gefürchteten

---

1) Cod. hist. fol. 354.

2) abgedruckt durch Theodor Mauch, Schwabenspiegel 1901.

3) Briefdatum: 8. August 1760. Heyd, Die Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart (1890) I, 164.

Sonnenwirtles keine literarischen Spuren eines allgemeinen Interesses hinterließ. Ein beteiligter Regierungsrat sammelte, was er über diesen seltsamen Menschen aufbringen konnte, aber dabei hatte es sein Bewenden. Kein Bänkelsängerlied, wie es nachher der Tod Hannickels hervorrief, erscholl [1]), und kein Pastor griff zur Feder, um die Geschichte dieses Räubers zu Nutz und Frommen seiner Gemeinde aufzuzeichnen.

Wenn schließlich ein Vierteljahrhundert später die Gestalt Schwans dennoch in der Dichtung Schillers auftaucht, nachdem seine Untaten längst durch größere Frevel der Gegenwart überholt und ihr „Ruhm" erheblich verblaßt war, so berechtigt schon die bloße Tatsache zu der Frage, was denn nach so langer Zeit einen Schriftsteller für den Stoff begeistern konnte.

Negativ läßt sich darauf antworten, daß der historische Sonnenwirt für Schiller kein erhebliches Interesse hatte, denn man wird nicht behaupten können, daß er seinem unglücklichen Landsmann ein literarisches Denkmal, das freilich in der Zukunft seine Unvergänglichkeit erwies, errichten wollte; wenn Schiller, spät genug, die Geschichte Schwans novellistisch verwertete, so geschah es, weil ihm die Schicksale des Sonnenwirtles Träger für Anschauungen waren, die er gern im Besitz der Menschheit gesehen hätte, und zu deren Verbreitung auch er beitragen wollte. Einen Eigenwert aber besaß die Erzählung, die ihm früh schon vertraut geworden war, nicht für ihn, und wenn ihn rein menschliche Teilnahme genauer nach Einzelheiten forschen ließ, so hat nichts ihn daran zu sofortiger Dichtung reizen können. Soviel läßt sich schon deutlich aus seinem Bekanntwerden mit dem Stoff ersehen.

---

1) Daß der junge Schiller in Walter von Molos Schillerroman „Ums Menschentum" (Berlin 1912) in Ludwigsburg ein Lied vom Sonnenwirtle hörte, ist, wie mir der Dichter freundlichst mitteilte, Erfindung.

Begreiflich ist die Vermutung[1]), Schiller habe schon als Knabe in Gmünd vom Sonnenwirtle gehört, wo der „famose Räuber", der dem Magistrat Aufregung und Unannehmlichkeiten genug bereitet hatte, gewiß nicht so bald vergessen worden war: aber dafür haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt, und die gänzliche Fremdheit mit der Volksüberlieferung, wie sie seine „wahre Geschichte" verrät, spricht entschieden dagegen.

Unsre Nachrichten, wann Schiller zuerst etwas davon erfahren habe, sind leider nicht bestimmt genug, um nach ihnen einfach berichten zu können; aber es läßt sich doch aus einer Kritik der Quellen und der in Frage stehenden Umstände ein, wie wir hoffen, einigermaßen sicheres Resultat gewinnen.

Daß es Schillers Lehrer Abel war, der ihm die Geschichte Schwans erzählte, steht fest; der Zeitpunkt aber ist aus den beiden Äußerungen, die wir darüber besitzen, nicht ohne Weiteres auszumachen.

Abel selbst sagt in seinen Aufzeichnungen[2]): „Die Idee zu diesem Werk [den Räubern] gab ihm teils der Räuberhauptmann Roque im Don Quixote, teils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirths oder Friedrich Schwans, von dem damals durch ganz Würtemberg viel gesprochen wurde und über die er auch mich öfter fragte und die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsatz verarbeitet hat".

Dagegen hat Schillers alter Gefährte Conz[3]) ausdrücklich Protest erhoben, indem er sich gegen den Verfasser der Schrift „Aus Wilhelm Meisters Tagbuche" wandte, der, freilich ohne Hinweis, die Aussage Abels zur Widerlegung A. W. Schlegels vorgetragen hatte.

In seiner „Berichtigung einer Berichtigung" führt

---

1) Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke Bd. II. (Berlin 1890) S. 464.

2) Richard Weltrich, Schiller (Stuttgart 1885) I S. 842.

3) von Minor wohl mit Recht in der Chiffre -z vermutet.

Conz sehr bestimmt aus [1]), daß Abel seinem ehemaligen Schüler, den er in Mannheim besuchte, dort die Geschichte Schwans ausführlich erzählt habe. „Je neuer und merkwürdiger ihm die angegebenen Daten über die ursprünglichen Anlagen und den Charakter jenes Räubers waren, je mehr ergriffen sie Schillers heiße, zündbare Phantasie, und nach wenigen Wochen, ehe noch Abel seine Beschreibung dem Publikum bekannt gemacht hatte, fand dieser sich durch das Schillersche Gemälde, worin freylich die Farben noch mehr von der Einbildungskraft als der Wahrheit aufgetragen waren, in der Rheinischen Thalia überrascht". Nun wäre dieser so selbstsicher vorgetragenen Äußerung gegenüber ein Irrtum Abels, dem die Erinnerung einen Streich gespielt haben könnte, nicht undenkbar; sieht man sich aber die Gründe, die Conz ins Feld führt, genauer an, so erkennt man bald, daß seine „Berichtigung einer Berichtigung" noch einer dritten Berichtigung bedarf.

Der Mannheimer Besuch Abels, von dem Conz spricht, fällt in den November 1783. Abel, der sich damals mit der Darstellung der Geschichte des Sonnenwirts beschäftigt haben soll, brachte diese aber seltsamerweise nicht in der 1784 erschienenen „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben", sondern erst der zweite Band, der drei volle Jahre später ans Licht trat, enthielt diesen Lebenslauf. Schiller aber überraschte seinen Lehrer nicht schon nach wenigen Wochen, sondern erst 1786.

Damit fällt die Conzische Behauptung in sich zusammen; doch wir müssen bei diesem Punkt noch verweilen, weil durch die Annahme, Abel habe erst 1783 seinem ehemaligen Schüler die Geschichte erzählt und ihn gar sein Manuskript einsehen lassen, eine zumindest schiefe Beurteilung des „Verbrechers aus Infamie" mög-

1) Cottaisches Morgenblatt 1822 S. 275.

lich wurde[1]). Und doch läßt sich noch deutlich erkennen, daß Abels Darstellung erst nach der Schillerschen entstanden, ja erst durch sie veranlaßt ist.

Ist es schon nicht recht glaublich, daß Abel während seines kurzen Besuchs mit Baz in Mannheim, der nach Schillers schöner Briefschilderung lustig genug ausgefallen war, so ausführlich und mit Heranziehung seines Manuskripts davon gesprochen habe, so ließe sich noch weniger ein Grund dafür ausfindig machen, warum Abel erst Schillers Erzählung abwartete und nicht in seiner „Sammlung“ von 1784, für die eine Fortsetzung damals noch gar nicht geplant war, damit hervortrat, während er die Geschichte Schwans und der Schettingerin nach der Veröffentlichung Schillers in der Thalia nun an die Spitze seines zweiten Bandes setzte[2]).

Diesen negativen Kriterien stehen entscheidendere positive zur Seite. Schiller hatte dem Vater Abels in seiner Erzählung ein nicht gerade günstiges Zeugnis seines Scharfsinns ausgestellt: sein Oberamtmann, „ein starker Anbeter der Neuigkeit“, hält den Gefangenen nur, „um „Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken“,

---

1) So stellt z. B. Weißenfels tatsächlich Parallelstellen zu Abel zusammen, um zu zeigen, wo Schiller seinem Vorbild gefolgt sei oder wo er es übertroffen habe, und verkehrt damit die Tatsachen von Grund aus; denn nicht Schiller ist Abel gefolgt, sondern Abel hat sich in einigen Partien Schiller angeschlossen. (Schillers sämtliche Werke. Säkularausgabe, II, 410.) Ähnlich Kerckhoff in der Schillerausgabe des Bibliographischen Instituts (Bd. VI S. 3—6) und Witkowski in der bei Hesse erschienenen (Bd. XIII S. 17).

2) Minor II 464 schließt auf einen Einblick in die schriftliche Darstellung Abels aus der Scheu, mit der Schiller seine Autorschaft verbirgt. Diese ist wohl aus dem Wunsche, andre Mitarbeiter an der Zeitschrift vermuten zu lassen, zu erklären. Dahin verstehe ich auch die Briefstelle an Göschen vom Februar 1786 (ed. Jonas I S. 278), in der er es ausdrücklich gegen seinen Wunsch erklärt, daß ihm einige Aufsätze der Thalia, „vorzüglich die Geschichte aus dem Wirtembergischen“ positiv zugeschrieben werden. Abel freilich wußte auch so, daß dieser Stoff in der Thalia nur von Schiller herrühren konnte.

und noch am nächsten Morgen sieht er in ihm einen Unschuldigen, den er „mit Anstand und Mäßigung“ um Verzeihung bittet.

Abel hat schwerlich seine Freude an dieser Auffassung gehabt, deshalb mag er sich zu einer korrigierenden Darstellung entschlossen haben, die nach Schillers zahlreichen Umänderungen gewiß nicht überflüssig schien und überdies gut in seinen Plan paßte, die „Absichten der Vorsehung“ an einem sinnfälligen Beispiel darzutun. Seinem Vater aber konnte er jetzt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm Schiller versagt hatte; darum unterstreicht er bei der Einlieferung Schwans ins Gefängnis den Scharfsinn des Oberamtmanns, den ihm die Forschung bei allem energischen Eingreifen nicht zubilligen kann: „denn in der That war es dem Beamten gleich bey dem ersten Anblick in den Gedanken gefallen, ob es nicht wirklich der berüchtigte Schwan selbst sey, den das Schicksal in seine Hände geliefert“ [1]).

Zu diesen Argumenten gesellt sich die schwerlich anders zu erklärende Tatsache, daß die Schrift Abels Fehler enthält, die ohne das Vorbild Schillers sich nie und nimmer eingeschlichen hätten: so, wenn er von Schwans Eintritt in die Räuberbande erzählt oder seinen Mord an dem Fischer Hohenecker darstellt.

Schon daraus ergibt sich, daß Schiller auf der Solitude von Abel über die Ebersbacher Geschehnisse orientiert wurde; nicht ausgeschlossen ist, daß man in Mannheim beim Gespräch, das Erinnerungen der verschiedensten Art wachgerufen haben mag, auch des Sonnenwirts gedachte, aber bestehen bleibt, daß Schiller auch damals nicht zur Feder griff, um auch nur eine Skizze dieses zweideutigen Helden zu liefern.

Das hat zunächst etwas Befremdendes, umso mehr,

---

1) Jakob Friedrich Abel, Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben. Teil II. (Stuttgart 1787) S. 62.

da später kein äußerer Anlaß für die Behandlung vorlag; gerade jenes scheinbare Übersehen des Stoffes aber erscheint uns bei Betrachtung der Sachlage recht verständlich. Horchte man nämlich auf die Überlieferung, wie sie im Volk von Mund zu Mund ging, so war es eine Räubergeschichte mit allem traditionellen Zubehör: von Ehebruch und Mord bis zu Rad und Galgen fehlte nichts daran. Sollte da Schiller selbst nur ähnliche Motive, die er gerade in den „Räubern“ wirksam verwertet hatte, nun episch umbilden? Dazu beschäftigten ihn andere, größere Pläne, die er um des Sonnenwirts willen nicht bei Seite legen mochte.

Man hat nun den Umstand, daß Schiller später doch auf die Erzählung zurückkam, aus zwei verschiedenen Ursachen herleiten wollen, die aber in solcher Beschränkung, wie sie ausgesprochen worden sind, nicht aufrecht erhalten werden können.

Schanzenbach [1]) hat in einer Arbeit, die den französischen Einfluß auf Schiller gut nachprüft, eine merkliche Beeinflussung unsrer Novelle durch das Studium Diderots in Dresden und die daraus hervorgegangene Übersetzung aus dessen „Jacques le fataliste et son maître“ feststellen wollen: durch ihn habe Schiller erst erzählen lernen. Walzel [2]) hat dann in seiner Kritik der Arbeit die Forderung einer genauen Prüfung der Beziehungen zwischen der Schillerschen Nacherzählung und seiner „wahren Geschichte“ nochmals unterstrichen.

Wird demnach der Anlaß im Grunde bei einer neuen Technik gesucht, so hat jüngst Riemann [3]) gemeint, daß

1) Französische Einflüsse bei Schiller. Programm des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums zu Stuttgart 1885.

2) Schnorrs Archiv XV S. 205—8. — Die Untersuchung von C. Sachs: Schillers Beziehungen zur französischen und englischen Literatur (Herrigs Archiv XXX S. 83—111) erwähnt die Erzählung gar nicht.

3) Schiller als Novellist. Euphorion XII 534—46. „Wie oft würden wir in den Kriminalakten einer bestaubten Gerichtsstube manche

eine Meißnersche Skizze Schiller zu literarischer Verwertung bewogen habe.

Eine solche Hilfskonstruktion, die sich auf einen einzigen Satz gründet, müssen wir jedoch entschieden ablehnen: eine derartige ermunternde Anregung brauchte Schiller nicht erst abzuwarten; der Name Meißner aber soll damit nicht gänzlich aus dem Gesichtskreis gerückt sein. Ähnlich verhält es sich mit der erstgenannten Anschauung: auf Diderot als Vorbild möchten wir unlieb nur verzichten, aber die Beziehungen gerade zu „Jacques le fataliste“ scheinen doch wesentlich überschätzt zu sein, wie die folgende Ausführung ergeben soll.

Dabei brauchen wir uns mit einer Inhaltsangabe nicht aufzuhalten. Die Schicksale des Schillerschen Sonnenwirts, der sich wegen seiner Häßlichkeit die Liebe seines Mädchens mit Geschenken erkaufen muß und darüber zum Dieb und Mörder wird, sind genugsam bekannt. Man erinnert sich seines ferneren Lebensgangs, der ihn, da die menschliche Gesellschaft ihn ausgestoßen, unter die Räuber führt, bis er schließlich, bei dem Versuch diesem elenden Leben zu entrinnen, der Gerechtigkeit in die Arme fällt. Von der alten Fabel ist bis auf seine Teilnahme an Raubzügen und die Gefangennahme nichts geblieben.

Um den Nachweis fremder Beeinflussung, die ihn erst zu einer Umgestaltung der Geschichte führte, darlegen zu können, ist es uns wertvoll zu wissen, daß Abel seinem Schüler die Geschehnisse richtig überliefert hat, was zweifellos aus der gleich nach Schillers Novelle fixierten eigenen Aufzeichnung hervorgeht, die nur da fehlerhaft ist, wo sie deutlich im Bann der Dichtung steht. Schiller kannte also die Ereignisse, wie sie sich abgespielt, wenigstens im Umriß genau, er wußte, daß der Sonnenwirtle seinem Vater Geld gestohlen, um abenteuernd in die Welt

Begebenheit antreffen, die zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens uns bessere Aufschlüsse, als ganze Quartanten sogenannter tiefsinniger Menschenkenner, lieferte“, A. G. Meißners Skizzen I. Teil Carlsruhe 1782 S. 88. Diese Stelle meint Riemann wohl.

zu ziehen, und daß er nur aus Rache einen seiner Verfolger niedergeschossen hatte.

Wenn er danach trotzdem eine so veränderte Geschichte bot, so war das mit voller künstlerischer Absicht geschehen, nach der wir nicht erst lange zu suchen haben. Lag sie doch in der ganzen Richtung seiner „Thalia" begründet. Schiller hatte bereits in der Voranzeige versprochen, seinen Lesern Neues zu bieten, aber fern war es ihm, mit Kuriositäten oder billigen Sensationen sie über müßige Stunden angenehm hinwegzutäuschen. Ihn reizte es, „neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele" bloßzulegen; ihr zweckmäßiges Ineinandergreifen wollte er seinem Kreise erklären und ihm auch ein Versagen des Getriebes aus notwendig voraufgegangenen Fehlern erläutern. Denn es war ihm aufgegangen, welch großen Nutzen das abstrahierende Verfahren mit sich brächte. Medizin und Physiologie hatten so ihre Erfahrung gesammelt, nun sollte auch die „Seelenlehre" aus den „Annalen menschlicher Verirrungen" ihr Wissen schöpfen. Ein zwiefacher Gewinn lohnte die Anwendung der Methode. Ganz allgemein genommen, wurde die Kenntnis vom Menschen beträchtlich erweitert, der einzelne aber sah sich zeitig genug auf die ihm drohenden Gefahren hingewiesen und vermochte sie leicht zu verhüten; indem er jedoch sich selbst in Sicherheit wußte, konnte er auch anderen den sicheren Weg weisen oder wenigstens eine rettende Hand reichen.

Auf alle diese Punkte ist auch Schillers Erzählung vom „Verbrecher aus Infamie" eingestellt[1]). In dieser Studie geht der Dichter sowohl den Charakteranlagen Wolfs auf den Grund, wie er auch die Einwirkung der Gesellschaft, des Staats und der Bürger auf ihn nach-

---

1) Wie der Verbrecher überhaupt Gegenstand seines poetischen wie wissenschaftlichen Interesses war, zeigt gut die Studie von Ferdinand Tönnies und Wilhelm Schlüter „Schiller und das Verbrecherproblem" in der Zeitschrift „Deutschland" 1905 Nr. 32.

prüft; indes enthält er sich scheinbar jedes direkten Urteils, doch hat er durch die Schilderung des unseligen Zusammenwirkens, die er mit stumm-beredter Miene vorträgt, bereits vernehmlich genug gesprochen.

Der Schiller des Leipzig-Dresdener-Aufenthalts läßt oft unschwer erkennen, wie auch er sich klassisches Formgefühl und klassische Denkweise erst erringen mußte, ohne die er doch dem deutschen Volke kaum denkbar ist. Wie er in die sächsischen Städte nicht mit der Absicht dauernder Niederlassung übergesiedelt war, sondern sie aufgesucht hatte, um hier nur nach einem festen Wohnsitz zu forschen, so verraten auch die dichterischen und philosophischen Gedanken und Pläne die Unrast des Spähens in jenen Tagen. Schiller hat neue Anschauungen aufgenommen, aber sie sich noch nicht völlig zu eigen gemacht, der Prozeß ist mitten im Vollzug und darum gärt noch alles, um das Alte, Verbrauchte abzustoßen und dem Neuen Einlaß zu verschaffen. Insofern trägt diese Epoche viel deutlicher die Spuren des Sturms und der Unruhe als sie den kolossalischen Erstlingen eigentümlich sind, weil hier das Trotzige, Wilde, Überschäumende nicht Einlage, sondern Grundlage, rein im chemischen Sinne Element ist. So folgt denn Schiller in der „wahren Geschichte“ vom Sonnenwirt allenthalben alten Spuren und bewegt sich wiederum durchgehends in neuen Gleisen; nicht bloß in Form und Ausdruck, auch (und das hauptsächlich) im Gedanklichen ist er im Vergleich zu seinen früheren Werken in dieser Novelle ein anderer geworden.

Anfangs will es zwar scheinen, als sollte Christian Wolf dem Franz Moor der „Räuber“ in nichts nachstehn, und als sei die im Drama gewonnene Einsicht hier in die Erzählung vermummt. Denn wie jener schurkische Intrigant hat auch der Sonnenwirt große Rechte, über die Natur ungehalten zu sein, und wie Franz nicht zögert, so besinnt sich auch Wolf keinen Augenblick sie geltend zu machen.

Dem Äußern nach ist einer dem andern der leibhaftigste Bruder. Guckt Franz mit Hottentottenaugen scheelsüchtig in die Welt und kann seine Lappländernase das Mohrenmaul aus seinem häßlichen Gesicht nicht verbannen, so wird Wolfs unansehnliche Gestalt entsprechend vervollständigt durch eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, der obendrein der Huf eines Pferdes eine verkehrte Richtung gewiesen hat, und dieses Bild der Häßlichkeit umrahmt noch Haar von unangenehmster Schwärze.

Auch die Außenwelt hat sich seit den Tagen Moors wenig geändert: sie verabscheut das widrige Aussehen des Wirtssohnes genau so, wie sie die Gegenwart des Grafensprößlings gemieden hatte. Was Wunder also, wenn auch ihn die Verachtung seiner Person anstachelt das Gegenteil zu ertrotzen, mit Gewalt den Haß in Liebe zu verkehren.

Aber schon bei diesem Beginnen gehn die beiden nicht gleichmäßig zu Werke. Wenn selbst Wolf das Gesetz bis an die Schranken seiner Kraft ausdehnt, so zieht er diese doch um vieles enger als Franz und erweitert sie überhaupt nur da über das erlaubte Maß, wo übermächtige Sinnlichkeit ungestüm auf Erfüllung drängt. Franz Moor war um seiner selbst willen nicht vor dem Bruder zurückgetreten und hatte insofern aus eigenstem Antrieb seine verderblichen Pläne geschmiedet; Wolf dagegen wird Dieb, weil die Frauen sich von ihm fernhalten, das Mädchen seiner Wahl nur durch Geschenke willfährig zu erhalten ist. Hier bereits wird ihm die Außenwelt zum Verderben: er weiß nur nicht, wie sich der Faden seines Schicksals abrollen wird und steht darum unbeholfen und zuweilen fehlend dem Leben gegenüber; die Umgebung aber verwirrt ihm das feine Geflecht derart, daß nur das Richtschwert noch die Knoten öffnen kann.

So muß er bald wohl oder übel sein Brot in Auflehnung gegen die Gesetze suchen, aber was er hierbei

innerlich erduldet, wie er unter krampfhaftester Gegenwehr von Stufe zu Stufe sinkt und weit und breit nichts erraffen kann, das ihm einen leisen Halt böte, unterscheidet ihn abermals stark von Franz Moor.

Dessen ganzes Handeln hat stets den Endzweck, Karl nicht aus dem väterlichen Herzen zeitweilig zu verbannen, sondern die Erinnerung an ihn dem Alten um jeden Preis aus der Brust zu reißen; um dies eine Gelingen konzentrieren sich seine schwarzen Gedanken in festgeschlossenem Kreise, an dem die Stimme des Gewissens klanglos verhallen würde, denn selbst in Todesängsten erwacht in ihm die „Natter der Reue“ nicht.

Wie anders stellt sich uns dagegeu das Unrecht Wolfs dar. Nachdem er einmal die Gesetzesgrenzen durchbrochen hat, weiß er seiner Leidenschaft keinen Hemmschuh mehr anzulegen, aber vergessen hat er deshalb nicht, welchem Ende er unaufhaltsam zusteure, und mit dem Verlust seiner Schuldlosigkeit ist ihm der Gedanke daran nicht geschwunden. Wie er den Jäger niedergestreckt vor sich sieht, dämmert es ihm furchtbar, daß er auch die heiligsten menschlichen Satzungen mit Füßen getreten habe, und die schnellste Flucht soll ihn diesem Entsetzen entziehen. Das Geld des Getöteten wird sie ihm ermöglichen. Dieser Entschluß aber kostet ihn einen neuen Mord, den der eigenen Seele. Franz hätte frohlockend und mit spöttischer Überlegenheit den Gegner seiner Barschaft beraubt, Wolf schreckt bei der Überlegung allein der entsetzliche Gedanke an die Allgegenwart Gottes.

Darum ist er tatsächlich auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung dem Guten am nächsten. Das größte Maß der Sünden aber auch der Reue hat er ausgekostet, den bittersten Satz: das kalte Elend des Banditenlebens, hinuntergetrunken; da läßt die lähmende Betäubung von ihm, er erkennt, daß der Tod nur Erlösung bedeute. Jetzt bittet er den Landesherren um ein neues Leben, um wenigstens einen Teil der Vergangenheit wieder

gut zu machen, um Staat und Menschheit, die er beleidigt hat, durch eine werktätige Besserung zu versöhnen.

So sind die beiden Verbrecher sich äußerlich fast zu ähnlich und haben doch im Kern ihres Wesens nichts miteinander gemein.

Diese Variierung bezeichnet unleugbar einen Fortschritt in der Charakteristik. Schiller wirft nicht mehr eine Farbe, eintöniges Grau oder gar Schwarz, auf die Leinwand, um mit massigem Dunkel Effekt zu erzielen, sondern er hebt die Farben sorgfältig gegeneinander ab und versteht mit ihren Kontrasten geschickt zu operieren. Dadurch wird uns sein Seelengemälde lebendiger und künstlerisch wertvoller, er selbst aber erschließt sich die Möglichkeit, Licht und Schatten von der Person seines Helden fort über die ganze Handlung und die daran beteiligten Kreise zu verbreiten.

Auch an Franz Moor hatte sich die Umgebung versündigt, indem schon der eigene Vater ihn gemieden und nur nach dem älteren Sohn Verlangen gezeigt hatte; die Vorstellung indes einer wirklichen Verschuldung wird in uns nicht rege[1]), und der Zuschauer fühlt sich keinen Augenblick in Versuchung ihn gegen die lieblose Welt in Schutz zu nehmen.

Anders bei dem Sonnenwirt. Gerade die erschütternden Selbstbekenntnisse und -beschuldigungen, denen die gegenständlich bewegte Erzählung einen schönen Schein von Unmittelbarkeit leiht, bringen im Leser die Empfindung nicht mehr zum Schweigen, als sei hier die Mitwelt in gleichem Maße wie der Gerichtete an seinem Untergange schuldig geworden.

Und darauf hat es Schiller in gewissem Sinne angelegt.

Trotzdem er sich ausdrücklich jeder Parteinahme enthält, redet er hier einer menschlicheren, freieren Auffas-

---

1) Vgl. auch Robert Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen (München 1905) S. 76.

sung in der Beurteilung von Verbrechern das Wort. Nicht am historischen Sonnenwirt exemplificiert er: der war ein Opfer falscher häuslicher Erziehung geworden, wie wir das noch bei Kurz sehen, der darum einen so großen Teil seiner Dichtung den Zuständen im Dorfe widmen mußte. Schillers Wolf geht letzten Endes an den veralteten, abgebrauchten Anschauungen der Gerichtsbarkeit, die seine Missetaten nach dem Paragraphen beurteilt, zu Grunde.

Mit diesem Motiv, das er erst in seine Erzählung hineingetragen, wurzelt aber Schiller ganz in den Anschauungen seiner Zeit. Wolf bezeichnet sich selbst einmal als „Märtyrer des natürlichen Rechts und Schlachtopfer der Gesetze". Diesem natürlichen Recht im Gegensatz zu dem erstarrten römischen sein gebührendes Ansehen wiedergegeben zu haben, dankt das Jahrhundert Männern wie Montesquieu und Beccaria, der für sein berühmtes Buch „Dei delitti e delle pene" an dem Prozeß des Jean Calas einen unvergänglichen Hintergrund gewonnen hatte. Gerade seine Anschauung, alle Menschen seien frei und gleich geboren, wirkte so befreiend und überzeugend, daß der Korfiot Ferdinando Facchinei vergebens seine mönchische Beredsamkeit dagegen aufbot. Und nicht minder wirksam erwiesen sich die Bestrebungen Rousseaus, des Mannes der Natur und der Wahrheit, wie ihn die Pantheoninschrift nennt. Mit dem Satze, daß alles gut sei, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgehe, alles aber unter den Händen der Menschen entarte, hatte er seinen „Emile" eröffnet.

Diese Worte wurden jetzt gleichsam die Devise einer neuen Auffassung. In Wien vertrat Joseph Sonnenfels die Richtung mit seinen 1765 erschienenen „Grundsätzen der Polizeiwissenschaft" [1]), und künstlerischen Boden bebaute A. G. Meißner, der in den verschiedensten Skizzen und Erzählungen ähnliche Anschauungen aussprach. Her-

1) Fürst, A. G. Meißner (Stuttgart 1894) S. 179.

vorzuheben ist, daß beide[1]) den Staat für das Verhalten seiner Untertanen verantwortlich machten und so die auch von Schiller betonte Auffassung im Keime wenigstens äußerten.

Aber welche Verschiedenheit zwischen Meißner und Schiller sticht da sogleich in die Augen! Jener sammelt Anekdoten der verschiedensten Art und bringt sie für seine Zwecke in eine leichte Form, um vorzüglich die „mannigfaltigen Gebrechen", die „allzu rasche, allzu buchstäbliche Strenge" der Gerichte zu beweisen. Da das recht eindringlich geschehen soll, so wird die Fabel meist eigens dazu aufgestutzt: kleinste Versehen, Irrtümer, ja Scherze müssen ihr Opfer an den Galgen liefern. Die Menschendarstellung fährt natürlich dabei am schlechtesten. Weil Meißner nämlich nur arme Sünder braucht, den Blutdurst der unersättlichen „Justitia" zu stillen, hält er sich der Notwendigkeit sie zu charakterisieren überhoben und erhebt mit den marklosesten Puppen die ungeheuerlichsten Anklagen.

Von solcher Praxis will Schiller nichts wissen. Er erniedrigt sich nicht zum schreierischen Anwalt, der einen jeden Beklagten ungeachtet seiner Vergangenheit nur um des eigenen Vorteils willen verteidigt, sondern bemüht sich von höherer Warte aus die Dinge zu überschauen, zu ordnen und zur Beurteilung darzustellen. Er selbst braucht seine Ansicht nicht mehr in die Wagschale zu werfen, denn er ist sich gewiß, daß auch die große Menge nicht mehr irren werde. Agitatorischer Überredungskunst bedarf es dazu nicht, auch ist ihm an einem Freispruch seines Klienten gar nichts gelegen; nur bewahren möchte er ihn vor zu hartem Urteil, das vorschnelle Entscheidung, beleidigt schon vom Anblick des häßlichen Menschen, fällen könnte.

Auch hierin ist Schillers allmähliches Reifen gut zu verfolgen. Seine Anthologie auf das Jahr 1782 ward

2) ebenda S. 180.

zum Gefäß, in das sich seine Ansichten von Leidenschaft und Sinnengenuß hineinergossen; einem niedrigen Hedonismus aber redete er das Wort, weil er die Welt zum Tummelplatz der Willkür herabgewürdigt wähnte und die Menschen vermöge der Sympathie in der Natur ordnungslos mit Unschuld und Laster verkettet glaubte [1]). Nur langsam befreit sich Schiller in den „Räubern" aus den zu engen und daher drückenden Fesseln. Erst nach langem Sträuben, worin er auf die Unabwendbarkeit des Schicksals pochte [2]), erkennt Karl Moor seine Schuld und damit die volle Handlungsfreiheit an. Schiller ist in diesen Fragen noch nicht zu voller Klarheit gedrungen, die Gebietslinien verschwimmen vor seinen Augen, er vermag die Abgrenzung nicht zu erkennen — und spricht dem Milieu den größeren Teil der Schuld zu.

Das ändert sich erst im Verkehr mit Körner. In einem der Briefe an den neugewonnenen Freund [3]) bequemt er sich zu dem Zugeständnis, daß zur Hälfte die wahnsinnige Methode seiner Erziehung und die Mißlaune seines Schicksals, zum größeren Teil jedoch er selbst die kühne Anlage seiner Kräfte zernichtet habe. Wir verstehen vollkommen, daß gerade Schiller es schwer fallen mußte das Bekenntnis abzulegen, wo alle Mächte des Unglücks gegen ihn im Bunde waren, und daß er dazu neigte, seine Dramenhelden mit den Bitternissen seiner Erfahrung zu entschuldigen.

Umso höher ist es da einzuschätzen, wenn er sich aus den Ketten eines blinden Fatums losringt. Sein Sonnenwirt ist kein Sendling der Hölle, der nicht zu retten wäre, aber er soll auch nicht das Unschuldslamm darstellen, an dem die Welt einen Justizmord verübt hätte. „Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine

---

1) Vgl. Petsch S. 53.

2) IV, 5: „Wer mir Bürge wäre" usw.

3) Brief aus Gohlis vom 3. Juli 1785. Riemann a. a. O. hat die durch die Briefe belegte weitere Entwicklung gut verfolgt.

Pfirsiche tragen, aber ebensowenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen“ [1]). Das weiß Schiller recht gut, aber wieviel liegt noch zwischen dem wertlosen Gestrüpp und dem edelsten der Obstbäume! Das auch bei Wolf bestätigt zu finden, hätte man erst säen sollen, bevor man an die Ernte dachte; denn „unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen saftigen Blättern ihn auszuschwellen“ [2]).

Diesen Satz hat er in der Geschichte vom Sonnenwirt nun auch experimentell bewiesen. Er untersucht Größe und Qualität eines solchen Destillationsgefäßes, als das sich ihm die Seele Wolffs darstellt, und prüft darauf den Stoff, womit die Elemente, also die Außenwelt, sie nicht nur gefüllt, sondern zersprengt haben.

So überragt Schiller um das an ihm gewohnte Maß den in diesen Bahnen voraufgegangenen Meißner und stellt mit der einen Novelle sämtliche Skizzen dieses Autors in den Schatten, der sich ohnedies überall auf der breiten Linie der Mittelmäßigkeit hielt und nach keiner Richtung hin über schwache Ansätze hinausdrang.

Mit diesem Vergleich sollte noch keine ursächliche Verknüpfung ausgedrückt werden. Wenn Schiller wirklich die Meißnerschen Erzählungen gekannt hat [3]), so werden sie ihn doch schwerlich unmittelbar angeregt haben, dafür war Thema und Art denn doch zu verbreitet.

Nachdem Deutschland in jenem Jahrhundert durch die rasch in Mode gekommenen und nun bald zahlreichen Monatsschriften auf den Menschen mit all seinen Licht- und Schattenseiten hingewiesen worden war, und seitdem Wieland den über die engen Grenzen des Typus hinausgehenden „character“ in den Mittelpunkt des Interesses gerückt hatte, hörten die Bemühungen um psychologische

---

1) Brief aus Dresden vom 15. April 1786. 2) ebda.

3) Die Tatsache, daß er sich die Meißnerschen Skizzen 1794 von Cotta erbat, ändert meines Erachtens nichts an dieser Vermutung.

Darstellung der Individualität nicht mehr auf, und ein Vorwurf wie der von der Unschuld des Verbrechers bot Probleme genug, um rasch beliebt zu werden.

Nur ein Fall mag herausgehoben werden: in den siebziger Jahren dichtete H. L. Wagner seine „Kindermörderin“, Bürger sang nicht viel später das Lied von der schaurig-süßen Umstrickung der „Pfarrerstochter von Taubenhain“, Maler Müllers Schulmeister erzählt zum Nußkernen die Geschichte einer Verlassenen, die der ungetreue Bräutigam ihrer Verzweiflungstat wegen zum Richtplatz fährt, und Schiller huldigte der Zeit in der „Kindsmörderin“.

So war die Auffassung nach jeder Seite hin vorbereitet; will man aber trotzdem nach einer besonderen Veranlassung für die Entstehung forschen, so darf vielleicht auf die „Selbstmörderbiographien“ des Christian Heinrich Spieß hingewiesen werden, die 1785 herauskamen. Hierin werden uns Verbrechen nach Ursache und Folge vor Augen geführt, und die Tendenz, Mitleid zu erwecken mit den Ärmsten, die in diesem Fall meist durch Selbstmord enden, liegt am Tage[1]. In diesem Fall wäre also der Prager Schauspieler, der hernach den „Geisterseher“ nach allen Motiven ausgeschlachtet hat, wenigstens indirekt Veranlassung geworden zu einer rein dichterischen Bestellung des von ihm sonst so dürftig beackerten Feldes.

Wenn sich so die künstlerische Absicht unschwer aus den Tendenzen der Zeit herleiten ließ, so liegt die Frage nach dem formalen Einfluß nicht so offen. Der Unterschied nach Stil und Aufbau zwischen dem „Verbrecher aus Infamie“ und den voraufgegangenen kurzen Erzählungen ist so frappant, daß man sich früh nach einem Vorbild umgesehen hat, dem Schiller seinen Fortschritt zu danken habe.

Konnte aber gerade der letzte Roman Diderots das

---

1) Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle (Halle 1897). S. 144/5.

Muster hergeben? Ich glaube gewiß nicht. Man sehe sich das Original nur genau an. Geiger[1]) hat die Übersetzung des jungen Schiller daraus nachgeprüft und den Dichter mehr als einmal zu rügen Gelegenheit genommen. Uns geht das hier nichts an. Denn mag sich auch Schiller an dieser oder jener Stelle im Ausdruck vergriffen haben, wir wissen, daß die Umgestaltung, die er vornahm, sein eigenstes Werk bleibt.

Im Roman Diderots ist die Erzählung, die Schiller unter dem Titel „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“ vorträgt, die längste Episode in den Unterhaltungen zwischen Jacques und seinem Herrn; sie wird von der Wirtin ihren willigen Gästen aufgetischt. Diderot gibt sie nicht fortlaufend: die Wirtin unterbricht, als sie im besten Zuge ist, und Zwischenreden Jacques' wie der Erzählerin über das weibliche Geschlecht leihen dieser Partie wie dem ganzen Roman den unverkennbaren Anstrich einer Sterneschen Erzählungskunst. Indem aber Schiller diese Episode herauslöste und ihr durch Vereinfachung und Erweiterung, durch akzentuiertere Wortwahl und dramatische Zuspitzung — man denke an Sardous effektvolle „Fernande“ — an einigen Stellen das Gepräge behaglicher Gemütlichkeit benahm, vielmehr seine Erzählung auf einen eigenen Ton stimmte, wird die Absicht, nur hieraus seine Technik herzuleiten, schlechterdings hinfällig.

Immerhin steht das mit Schillers eigenen Worten in einem gewissen Widerspruch, den neben der „kühnen Neuheit dieser Intrige die unverkennbare Wahrheit der Schilderung und die schmucklose Eleganz der Beschreibung“ zur Übersetzung veranlaßten. Aber mit dem Gesagten sollte auch Diderots Einfluß keineswegs ganz ausgeschlossen werden, im Gegenteil, es finden sich sogar dünne, aber sichtbare Fäden, die von dem „Verbrecher“

---

1) Marbacher Schillerbuch 1905. S. 81—92.

zu einer früheren Erzählung des Franzosen, den „deux amis de Bourbonne“ weisen.

Ähnlich wie Schiller, der dem „Geschichtsschreiber“ versagt, das Herz des Lesers durch hinreißenden Vortrag zu gewinnen und den Helden wie den Leser „kalt werden“ lassen will, verwirft Diderot [1]) für den conte historique die éloquence als „une sorte de mensonge, et rien de plus contraire à l'illusion que la poésie“ und empfiehlt dem conteur historique in seine Darstellung einzuflechten „de petites circonstances si liées à la chose, de traits si simples, si naturels, et toutefois si difficiles à imaginer, que vous serez forcé de vous dire en vous-même: ma foi, cela est vrai: on n'invente pas ces choses-là“.

Schiller hat diese kleine Studie kaum gekannt; aus der übereinstimmenden Auffassung geht nur hervor, wie sehr sich der französische Dichter auch selbst an seine Ausführungen hielt, sodaß sie Schiller aus jedem anderen Werke kraft seiner poetischen Intuition abstrahieren konnte. Hatte er aber damals nur den einen Roman Diderots gelesen, so ist sein Verhältnis zu ihm dahin zu bestimmen, daß er sich von dem Franzosen auf die hohe Kunst schlichtwahrer Erzählung, die den trennenden Rain zwischen Poesie und Wirklichkeit längst aufgehoben, hingewiesen sah und ihr nun in seiner Eigenart und mit seinen Stilmitteln nacheiferte.

Von seiner Methode hat der junge Dichter sich und dem Leser in einer recht abstrakten Einleitung Rechenschaft abgelegt. Wir würden gern diese Vorrede, die der Mediziner Schiller schrieb, den es drängte, auf den Nutzen seines Verfahrens aufmerksam zu machen; an der der Schüler Abels teil hatte, der aus den Annalen menschlicher Verirrungen Analogieschlüsse zog und den Gewinn in der geräumigen Scheuer von Seelenlehre und Moral aufspeicherte; diese Vorrede, sage ich, würden wir gern hingeben für den einfacheren Anfang „Christian

1) Oeuvres ed, Jacques-André Naigeon (Paris 1798) XII S. 370.

Wolf war der Sohn eines Gastwirts" usw., wie er denn seine nächste Erzählung so begonnen hat[1]).

Ruhig und kurz, wie die Geschichte anhebt, hat Schiller sie durchgeführt. Mit knappen Worten werden wir mit den bestehenden Verhältnissen vertraut gemacht, dann konzentriert sich, angedeutet durch den Beginn der Ich-Erzählung, das ganze Interesse auf den Helden.

Wie die Zeichnung Wolfs von früheren Figuren ähnlicher Art abweicht, haben wir schon gesehen. Zwar wird, wie ehedem an Franz Moor, auch an ihm „das Laster mitsamt seinem ganzen innern Räderwerk entfaltet", aber nicht mehr scherzt es wie bei jenem „die ernsthafte Stimme der Religion" hinweg. Auch die Lehre von der Physiognomik kommt schon nicht mehr in der Gestalt, wie sie Abel[2]) doziert und danach Schiller in seiner Abhandlung „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"[3]) vorgetragen hat, zur Anwendung: das abstoßende Äußere soll bereits ein Anrecht auf mildere Beurteilung ausdrücken. Im Folgenden wird dann der Hinweis, den Zwang der Umstände richtig einzuschätzen, klarer ausgesprochen.

Etwas unbeholfen zwar operiert Schiller zweimal mit einer Gesetzesverschärfung, die den Wildfrevel härter bestraft und zu seiner Verhaftung führt, da er auf dem Wege ist, ein ordentlicher Mensch zu werden; ferner findet er nirgends auch nur das geringste Entgegenkommen: selbst die Stelle eines Schweinehirten wird ihm versagt. Sein Nebenbuhler ist ausgerechnet ein Jäger, der sofort die Quelle seines unrechtmäßigen Erwerbs entdeckt, und seine Geliebte ein dirnenhaftes Geschöpf. Aber die Darstellung überbrückt glücklich das Gekün-

---

1) Otto Güntter hat darum nicht ohne Berechtigung in dem „Hausbuch schwäbischer Erzählung" (Stuttgart 1911) die Einleitung fortgelassen.

2) Vgl. Abel, Sammlung. Teil I. (Frankfurt 1784) S. 167/8.

3) § 22.

stelte solcher Häufungen, und man meint voll mit zuempfinden mit dem Bericht des Mörders, der aus dem bisherigen Ton heraustritt, mit einer gewissen Hast an den Vorgängen vorüberjagt und dadurch die Seelenqual zum Ausdruck bringt. Nirgends fehlt da die künstlerische Gliederung in der Kette: von Stufe zu Stufe sinkt Christian Wolf, und wer zu lesen versteht, durchlebt Fall um Fall mit; jedes Stück des Weges, der in die tiefsten Abgründe führt, wird durch einen Abschnitt verdeutlicht, den ein kurzer, markiger Satz, das Ganze nochmals zusammenfassend, abschließt.

Riemann [1]) hat die zu lang ausgedehnte Ichform getadelt und den Aufbau als das schwächste an der Novelle bezeichnet. Dem wird man kaum zustimmen dürfen. Die Vorrede freilich geben wir preis, aber die Erzählung für sich wird mit einer nicht ungeschickten Anordnung vorgetragen: die objektivkühle Darstellung des „Geschichtsschreibers" löst die bewegtere Selbstschilderung des Gefangenen ab, bis der Dichter wieder an seine Stelle tritt, auch den alten Ton aufnimmt, der ganz zu dem Klepper stimmt, welcher den Räuber einem besseren Leben entgegentragen sollte. Nichts möchten wir daran geändert wissen, auch die Ichform nicht, die Schiller mit Glück verwendet hat, um seinem Helden „die Magnetnadel an sein Herz" halten und ihm wirklich „durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens" und darüber hinaus folgen zu können, sodaß wir in Schächte der Seele blicken, die damals, wenn man sie überhaupt kannte, doch nur selten aufgetan waren.

So stellt sich uns die Novelle als ein nicht unbedeutender Anlauf dar, mit Hilfe der Psychologie das

---

1) A. a. O. S. 54. Hier mag bemerkt werden, daß Riemann in den gleichen Fehler wie Weißenfels verfällt, indem er Schillers schlecht motivierte Reden seines Oberamtmanns rügt, die er nach Abels besserer Begründung nicht mehr hätte niederschreiben dürfen. Auch hier wieder die Umkehrung von Ursache und Wirkung!

Innerste des Menschen der Dichtung zu erschließen, und es gebührt ihr fraglos der erste Platz unter den Erzählungen Schillers. Überragt sie doch nicht nur die Geschichten der früheren Zeit an Reife der Anschauung und stilistischer Kraft, sie ist auch dem später entstandenen „Spiel des Schicksals“ vorzuziehen, das sich bei einem epischeren Stil in seiner Äußerlichkeit der Handlung mit dem „Verbrecher aus Infamie“ nicht messen kann.

Zu voller Würdigung aber kommt die kleine Erzählung erst, wenn wir den Blick auch über andere literarische Produkte damaliger Zeit schweifen lassen und uns gegenwärtig halten, daß sie nicht bloß Meißners kleines Talent überstrahlte, sondern auch Schriftsteller von feinerem Empfinden und größerer Schilderungskunst weit hinter sich ließ. Wir denken besonders an den Sachsen Christian Leberecht Heyne, der mit zarten Strichen eine Frauenseele nachzeichnen konnte, aber noch allzu häufig der orientalisch-bunten, aus Frankreich bezogenen Vermummung bedurfte, um seine breite Lehrhaftigkeit darin zu kleiden, oder man erinnert sich des bescheidenen Rochlitz, der mit seinen Schriften nur zum Denken und Beobachten anhalten wollte. Ja selbst ein so kluger Kopf und sauberer Prosaiker wie Helferich Peter Sturz würde, wenn eine Parallele von Schillers tragischer Novelle zu seiner „Reise nach dem Deister“ denkbar wäre, schwerlich neben dem Größeren bestehen können.

Bei allen Vorzügen wissen wir dennoch nichts von einem besonderen Erfolg, den die kleine Arbeit gefunden hätte. Aber zu erwähnen bleibt, daß Karl Philipp Moritz eine seiner Auffassung verwandte Saite in der Novelle angeschlagen fand und ihrem Dichter von Rom aus Worte der Anerkennung zukommen ließ [1]. Wir verstehen, was ihn daran so wohltuend berührte; hatte er doch, was

1) Schillers Briefe ed. Jonas II. S. 173.

Schiller hier konkret gestaltete, rein abstrakt ausgesprochen, wenn er in seinem „Anton Reiser“ [1]) „alle Lehrer und Pädagogen in ihren Urtheilen über die Entwicklung der Charaktere junger Leute behutsamer machen“ wollte, „daß sie die Einwirkung unzähliger zufälliger Umstände mit in Anschlag brächten, und von diesen erst die genaueste Erkundigung einzuziehen suchten, ehe sie es wagten, durch ihr Urteil über das Schicksal eines Menschen zu entscheiden, bei dem es vielleicht nur eines aufmunternden Blicks bedurfte, um ihn plötzlich umzuschaffen, weil nicht die Grundlage seines Charakters, sondern eine sonderbare Verkettung von Umständen an seinem schlecht in die Augen fallenden Betragen Schuld war“.

Eine solche geheime Mahnung lag gewiß in der Dichtung, aber schließlich las ein jeder aus ihr heraus, was seine Eigenart am mächtigsten traf. Denn sobald Kurz mit dem Schillerschen „Verbrecher“ bekannt wurde, interessierten ihn nicht die Empfindungsarten, welche die Aufmerksamkeit des Reiserdichters hervorgerufen hatten; er erkannte unter dem Neubau der Dichtung alte Spuren, die auf den historischen Sonnenwirt zurückgingen. Und wenn er dann aus Überlieferung und Dichtung ein ganz anderes Werk schmiedete, immer blieb ihm sein Landsmann derjenige, der den unglücklichen Schwan zuerst „seines großen Pinsels gewürdigt“, sodaß Schiller wie für soviele andere Stoffe und Gattungen auch hier der Ahnherr einer zukunftsreichen Erzählung ward.

Wie sich das sogleich an Abel bewahrheitete, haben wir schon gesehen. Fraglich bleibt es, ob er auch ohne Schillers allerdings unfreiwillige Anregung zu einer Biographie Schwans geschritten wäre, aber freilich griff er dann gern zu, da der Lebenslauf ganz in sein System paßte. Denn auch er erzählt nicht ohne Nebenabsicht, und nicht dem Sonnenwirte allein ist die Arbeit ge-

---

1) Deutsche Litteraturdenkmale. Bd. 23, S. 177.

widmet. „Beiträge zur Menschenkenntnis“ wollte er mit seinen Abhandlungen liefern und dadurch zu Weisheit und Tugend und so zur Glückseligkeit führen [1]. Indem er aber für die Anlage der Biographien neben den Gesichtspunkt der Vorsehung auch den der Betrachtung der menschlichen Natur rückte [2], bemühte er sich, eine Darstellung zu geben, die sich, wenn nicht frei-, so doch fernhielt von dem Kanzelton einer hölzernen Moral.

Objektiv betrachtet, war Abel geeignet wie kein Andrer zu seiner Aufgabe. Er hatte, wenn auch als Knabe, aus nächster Nähe an der Untersuchung Schwans teilgenommen, sein Vater, der diese geleitet, ihm gewiß damals und später über manches Aufschluß gegeben; dazu kam unterstützend die Bekanntschaft mit Schwans Seelsorger Krippendorf, dessen Aufzeichnungen ihm direkt oder von andrer Seite zur Verfügung standen [3].

Wenn das Resultat einer so glücklichen Konstellation trotzdem keine ideale, nicht einmal eine fehlerfreie Darstellung ergab, so lag das einerseits an einer nicht genügenden Kenntnis der Einzelheiten und jenem verhängnisvollen Anschluß an Schiller, dann aber, man möchte geradezu sagen: an seiner Sucht, „den Gründen der Verschlimmerung Schwans so tief als möglich nachzuspüren“ [4]. Dazu stießen die Ausführungen des Vaihinger Vikars, in denen der Sonnenwirt ganz vom Standpunkt des Theologen betrachtet war, der ein drastisches und heilsames Exempel der Langmut Gottes konstatieren wollte, in

---

1) A. a. O. I, S. XIII.

2) A. a. O. II, Vorrede.

3) Wenn Abel S. 2 nur von der „Erzählung mehrerer verständiger Männer“ spricht, wobei er wohl an seinen Vater und Krippendorf denkt, so hat er nicht in vollem Umfange seine Quellen nennen wollen. Die Ähnlichkeit mit dem Bericht Krippendorfs ist oft Wort für Wort so übereinstimmend, daß ein gedächtnismäßiges Niederschreiben nach so langer Zeit völlig ausgeschlossen ist. Auch scheint mir die gesonderte Darstellung der Schettingerin dort ihr Vorbild zu haben.

4) A. a. O. II, S. 4.

Abel auf eine zu verwandte Seele, als daß er eine solche Tendenz, die sich bei ihm besonders gegen den Schluß zu bemerklich macht, hätte übergehn können.

Darüber aber mögen die Vorzüge, die seine „Geschichte eines Räubers und einer Räuberin“ unleugbar aufweist, nicht vergessen werden. Er, der selbst eine Stiefmutter hatte [1]), konnte verständnisvoll nachfühlen, wie der zügellose Knabe durch den Tod seiner Mutter den Boden der Moral schnell unter den Füßen verlor, da der alte Sonnenwirt nach kurzer Frist eine neue Ehe einging, und er hat in manches Winkelchen seines Lebens und seiner Seele hineingeleuchtet, das auch die Akten dunkel gelassen hatten [2]).

Aber seine Darstellung blieb auf den engen Kreis von Fachgenossen und frommen Gemütern, die seine Bücher zur Erbauung lasen, beschränkt, und die Kenntnis vom Vorhandensein seiner Schrift verlor sich binnen kurzem vollständig; dem nächsten Biographen Schwans ist sie überhaupt verborgen geblieben.

Im Februar 1846 erschienen im Cottaischen „Morgenblatt“ die ersten Kapitel des „Sonnenwirts“ von Hermann Kurz. Zwei Monate später, am 2. April, bat der Präzeptor Heinrich Ehregott Linck aus Vaihingen das dortige Oberamtsgericht um zeitweilige Überlassung des Schwanschen Inquisitionsprotokolls.

Man sollte fast einen Zusammenhang zwischen den beiden Daten vermuten, aber Linck wußte damals weder von der Kurzischen Dichtung, noch war ihm bekannt, daß nach Schiller jemand es unternommen habe, den Lebensweg des Sonnenwirts nachzuzeichnen. Ihm hatte allein dessen „bewundertes Seelengemälde“ seine Aufgabe gewiesen, „das trübe Metall der Wirklichkeit von dem

1) Weltrich I, 155.

2) Auf den Inhalt braucht an dieser Stelle nicht näher eingegangen zu werden, der Vergleich mit Kurz bedingt das ohnehin. Die Inhaltsangabe bei Minor II, 465/7 ist nicht durchweg genau.

schimmernden Golde der Phantasie auszuscheiden". Nun trat er nach einem gründlichen Aktenstudium 1849 mit seiner Darstellung, die der Geschichte „ihr Teil an dem Geschaffenen unverkümmert" anweisen sollte, in der Vaihinger „Landpost" hervor und ließ ein Jahr darauf die Buchausgabe folgen[1]), die als eine nicht unwillkommene Gabe „Sonnenwirts Vermächtnis" d. h. Schwans eigene Aufzeichnungen, in denen er sämtliche ihm bekannten Diebe und Hehler angab, im Anhang enthielt.

Man muß dem Buch Lincks eine korrekte, gründliche Arbeitsweise nachrühmen, und seinem Verfasser wird man gern glauben, daß er alles gegeben, was er „geschichtlich fand", nur war damit sein Gegenstand keineswegs erschöpfend behandelt. Denn Linck hatte nur die Vaihinger Akten zu seiner Verfügung, das reiche übrige Material, das dem Bilde so manchen charakteristichen Zug verliehen hätte, blieb ungenutzt. Dazu stimmt die Umkehr seines Satzes, dessen Richtigkeit er ebenfalls für sich in Anspruch genommen, nicht überall: nicht alles ist streng geschichtlich, was er gegeben hat, sondern, wie schon Kurz richtig sah, geht einiges „auf eine vielfach getrübte Überlieferung" zurück, „wie sie sich in Vaihingen fortpflanzte". Freilich hat er diese Kenntnisse geschickt mit den historischen Nachrichten zu verquicken gewußt in einer Darstellung, die sich noch heute bequem liest. Von wissenschaftlicher Forschung spürt man da freilich nichts: die Tatsachen werden in romanhafter Abrundung vorgetragen und sind zu diesem Zweck auf nahezu 50 Kapitel verteilt, deren Titel („Menschenhaß und Liebe", „Der Schützling des Teufels" „Löwe und Tiger" „Zahn um Zahn") fast die Sphäre der Räuberromane streifen. Der Ton zeigt durchgehends den Magister, der seinen Hörern von Dingen plaudert, über die er weit erhaben ist; so, wenn er von dem „Reiseplan unsrer Weltbürger spricht (S. 111), den verprügelten

---

1) Der Sonnenwirt. Vaihingen 1850.

Kreuzwirt einen „Märtyrer der Satyre“ nennt (S. 20) oder gar Schwan „unsern reisigen Helden, wohlgemuth wie einen Ehrenmann, in die Gassen seines heimathlichen Dorfes einlenken“ läßt (S. 16).

Solche Redeweise sagte den Lesern zu, und dieses „historische Urbild des poetischen Seelengemäldes“ ist zweifellos nicht unbeachtet geblieben, da sich nach vier Jahren ein andrer Schwabe daran machte, Leben und Taten Schwans „zur Lehre und Warnung auf's Neue“ zu erzählen[1]; das Buch W. Fr. Wüsts erschien in Reutlingen, von wo so viele Volksbücher, auf grauem Löschpapier gedruckt, ausgegangen waren. Wenn das jetzige in anderer Gewandung hervortrat, so wollte es darum nichts Anderes sein: ein im ganzen richtiger Auszug nach Linck, aber in breiter tendenziöser Pinselführung, der dem Volk seine Freude an derlei Geschichten nicht verkürzte, wenn er auch seinem Wunderglauben Halt gebot.

Damit wie mit dem im gleichen Jahr erschienenen Roman von Kurz hatte die Behandlung des Sonnenwirtthemas auf längere Zeit ihren Abschluß gefunden: aktenmäßig wie dichterisch schien der Stoff zu ausgeschöpft, um eine fernere Beschäftigung zu verlohnen. Aber als man die „Allgemeine Deutsche Biographie“ sorgfältig anbaute, durfte ein literarisch so berühmter Räuber wie Friedrich Schwan nicht fehlen, und Theodor Schott gab einen Abriß der Lebensumstände des Sonnenwirts nach den Frommannschen Auszügen und mit Benutzung der Bücher von Abel, Linck und Wüst[2]).

Schließlich hat ein württembergischer Staatsanwalt,

---

1) Der Sonnenwirt oder Leben und Taten des berüchtigten Räubers ünd Mörders Johann Friedrich Schwan von Ebersbach. Reutlingen 1854.

2) Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 33. S. 177 — 181. (Leipzig 1891.)

Elben[1]), den Fall Schwan von der juristischen Seite betrachtet und ist nach einer fruchtlosen Untersuchung, die richtige und falsche Ansichten kritiklos hinnimmt, zu dem Ergebnis gelangt, daß Schiller und Kurz den Sonnenwirt nur einen Totschlag hätten begehen lassen, während es sich in Wahrheit um einen Mord handle, dessen sich ein moralisch schwacher, leichtsinniger und genußsüchtiger Mensch schuldig gemacht habe.

So konnte sich in einem Zeitraum von hundert Jahren, nicht allein auf Grund der Aktenkenntnis, die Meinung über Schuld und Sühne des Sonnenwirts wandeln; wir werden sehen, welche Stellung Kurz zu der Frage eingenommen hat.

---

1) Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. IV. S. 59—79. (1895.)

II.

Entstehungsgeschichte des „Sonnenwirts“.

Die Entwicklung eines Kunstwerkes von der Konzeption bis zur Vollendung kennen zu lernen, es gleichsam noch einmal werden zu sehen, hat von je dem Literarhistoriker einen besonderen Reiz gewährt. Erschließt doch eine solche Betrachtung ab ovo nicht allein manche Partien oft erst dem vollen Verständnis, das aus der abgeschlossenen Arbeit nicht zu gewinnen war, wir sehen auch, was uns meist wertvoller ist, die Grundmotive einer Dichtung keimen, verfolgen ihr Wachstum und haben schließlich am fertigen Werk einen Prüfstein, ob die Entwicklung normal verlaufen ist oder dazwischentretende Einflüsse eine andre Beendigung der Dichtung zu ihrem Vorteil oder Schaden bedingt haben.

Ein Roman, der eine freierfundene Handlung bietet, wird solchen Störungen seltener ausgesetzt sein als ein Werk, das einen historischen Hintergrund gibt; wo aber vollends ein Dichter eine geschichtliche Persönlichkeit zum Objekt seiner Darstellung macht, die dazu den Boden der Wirklichkeit nicht aufgeben will, da liegt der Gedanke an eine Änderung der Auffassung durch nachträgliche Quellenzuflüsse und Erkundungen nahe.

Dieser Fall liegt hier vor. Es soll darum versucht werden die Entstehungsgeschichte des „Sonnenwirts“ nachzuzeichnen, wie sie sich aus den vorhandenen Äußerungen des Dichters, Briefen und Notizen ergibt.

Der ziemlich umfangreiche Nachlaß von Hermann Kurz, bisher noch fast ungenutzt, bietet unserm Beginnen eine starke Stütze, restlose Aufschlüsse freilich erhalten wir auch mit seiner Hilfe nicht. So bleibt er uns gleich auf die erste Frage, die wir stellen müssen, die Antwort schuldig: weder erfahren wir, ob Kurz erst durch Schiller zu seiner Absicht einer poetischen Darstellung des Sonnenwirtstoffs gelangt ist oder die Geschichte Schwans schon vorher kannte, noch können wir ein genaues Datum belegen, wann diese Idee zuerst auftauchte. Das vorhandene Material führt uns in eine ähnliche Lage wie die Untersuchung der Schillerschen Novelle: nur durch Kombination läßt sich zu einer Lösung gelangen.

Gegen Ende des Jahres 1843 begann Kurz, wie noch näher zu begründen sein wird, seinen Roman; ehe er aber in der Darstellung selbst weiter vorgeschritten war, setzte er in einer größeren Vorrede seine Absichten auseinander und erzählte auch, wie er ganz allmählich vorwärtsgekommen, bis es ihm endlich möglich geworden sei, die Geschichte Schwans zu schreiben. Diese erste Einleitung hat den ihr zugedachten Platz nie eingenommen. Sie unterscheidet sich wesentlich von der späteren im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“ und der teilweise wiederum veränderten der Buchausgabe und mag hier ihren Platz finden um der anschaulichen Schilderung willen, die sie von dem damaligen Bestreben des Dichters gibt.

„Die Geschichte des Räubers“, so schreibt er, „welchen Schiller unter dem Namen „Der Verbrecher aus verlorener Ehre““ seines großen Pinsels gewürdigt hat, war mir immer besonders anziehend, und ich glaubte in ihr den Stoff zu einer dichterischen Darstellung gefunden zu haben, welche unabhängig von der Schillerschen Novelle bestehen könnte.

Hierin wurde ich bestätigt, als mir nach langem vergeblichen Suchen noch weitere Aufzeichnungen über den Stoff begegneten: sie rühren von Schillers Lehrer Abel her, welcher, als der Sohn jenes Oberamtmanns, den Sonnenwirt im Gefängnisse kannte.

Es leidet keinen Zweifel, daß Abel es war, von welchem Schiller

den Stoff erhielt, den er wohl erst in Dresden nach flüchtigen Erinnerungen bearbeitete. Ein geheimer Widerspruch gegen das Unhistorische dieser gleichwohl höchst großartigen Darstellung mochte den Freund veranlassen, die „Geschichte eines Räubers“ zu schreiben, mit welcher er einige Jahre nachher in seiner „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben“ hervortrat. Das Buch, das selten geworden ist, gibt leider keine Aufschlüsse, weicht aber sonderbarer Weise, als hätte Schillers dramatischer Geist unwiderstehlich auf dem Verfasser gelastet, in einem Hauptpunkt, und zwar beynahe gleichlautend mit dem „Verbrecher aus verlorener Ehre“, von der Geschichte ab: jener erste Mord nämlich, welcher von dem Tragiker als Katastrophe in die Schwelle des Räuberlebens gestellt wurde, fand in der Wirklichkeit später statt, und ist, so bedeutend er auch auf dem rechtlichen und sittlichen Standpunkt erscheinen mag, in der Reihe der Motive, welche den Sohn des Sonnenwirths auf seiner verhängnisvollen Laufbahn vorwärtstrieben, ein ziemlich gleichgültiges factum.

Außerdem leidet die Abelsche Darstellung an einem entschiedenen Mangel: ich meine die damals beliebte psychologische Behandlungsweise, welche immer gerade da, wo man lebenvolle Mittheilungen erwarten mußte, ihre Kategorien an die Stelle der Thatsachen treten ließ.

So lag denn der Stoff immer noch nicht so vorbereitet da, daß ich ihn mit frischem Muth hätte angreifen mögen, als die Hoffnung in mir erregt wurde, daß vielleicht die Proceßakten, welche Abels Vater schrieb, noch vorhanden seyn könnten. Ich gelangte auch nicht ohne Mühe zum Anschauen dieser Papiere, und nun that sich ein weites Feld vor mir auf, das ich aber anfangs keineswegs mit fröhlichen Blicken begrüßte; denn ich hatte doch noch Schillersche Prätenzionen mitgebracht, die ich über dieser historischen Wahrheit alsbald aufgeben mußte.

Dem Leser wird es bey meiner Darstellung wohl ebenso gehen; doch hoffe ich auch ihn zuletzt durch das lebenswahre Zeitgemälde, das sich an diesem Gegenstand aufrollte, zu versöhnen.

Nicht die Roheit des Stoffes war es was allein der poetischen Auffassung widerstrebte, sondern das Zerbröckelte, Centrifugale, Unvereinbare, das in den weit auseinanderliegenden Motiven, den zerstreuten Gruppen der Handelnden und vor allem in den beiden Christinen liegt. Auf der andern Seite wurde aber der Gegenstand, sowohl was die Hauptperson, als was ihre Umgebungen und den Hintergrund der Zeit betrifft, so durchaus charakteristisch, daß es eine der größten Unterlassungssünden gewesen wäre, ihn bey Seite zu legen.

Der Entschluß zu einer einfachen, rein geschichtlichen Behand-

lung war schon ziemlich zur Reife gekommen, als ich den Geburtsort meines zweydeutigen Helden, das im anmuthigen Filsthale zwischen Hügeln eben und behaglich gelegene Dorf Eberspach besuchte.

Von der Ortsbehörde mit der freundlichsten Bereitwilligkeit aufgenommen, durfte ich auf dem Rathhaus einen nach kurzem Suchen gefundenen Fascikel durchgehen mit der Aufschrift: Acta von dem inn und außer Lands bekannten Erzbößewicht Friedrich Schwan, einem Sohn des Sonnenwirths Schwanen allhier. Über diesen Acten saß ich nun in der alten Rathsstube, an dem alten Tische mit geschweiften Füßen, von den alten Scabinenbänken umgeben, an der Stelle, wo alle diese Angelegenheiten vor neunzig Jahren verhandelt worden sind, und ein altes allegorisches Bild der Justitia mit vielen Figuren sah wunderlich auf meine Beschäftigung herab. Mir gegenüber auf einer Scabinenbank saß ein alter Fischer, ein Nachkomme des Ermordeten, der mir aber wenig über das bereits Bekannte zu sagen wußte.

Hier fand ish denn Briefe vom Sonnenwirth und anderen Personen, welche sich so individuell ansprechen, und so sehr nur der einfachen Mittheilung bedurften, daß ich nicht lange zögern konnte, zu einer schließlichen Entscheidung zu gelangen. Die historische Darstellung wird, wie ich hoffe, im vorliegenden Fall mit der poetischen in der Wirkung zuletzt übereinkommen. Der einzelne Fall ist etwas andres als der allgemeine mit seiner absoluten Wahrheit, und es könnte daher scheinen, ein einzelner Fall, der sich nicht in den allgemeinen verwandeln ließe, sollte überhaupt verlassen werden: aber es giebt Fälle, welche, obgleich auf kein poetisches Centrum zurückzuführen fähig, dennoch in ihren einzelnen Theilen so viel Allgemeines, Absolutes an sich haben, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen können, und solchen vindiciere ich die oratio tenuis der historischen Behandlung".

Wir sind in medias res geführt. Mit seltener Ausführlichkeit, die er nachher selbst für zu weitläufig hielt, hat der Autor von den einzelnen Phasen bis zum Beginn seiner Arbeit gesprochen und auf die Scheidewege aufmerksam gemacht, die er passieren mußte; doch ob er von der Historie, die sich früh schon sagenartig auswuchs, in seiner Jugend bereits gewußt, das zu berichten hat er vergessen oder nicht für wert befunden.

Uns dünkt freilich, es ließe sich aus den Eingangsworten in Verbindung mit einer Andeutung der späteren Vorbemerkung eine Antwort finden, die diese Kenntnis schon vor der Lektüre des „Verbrechers aus Infamie"

unbedingt bejaht. Man darf dabei nur nicht von unserer Zeit ausgehn, wo die Erinnerung an den Sonnenwirtle auch in Schwaben erloschen ist[1]: denn wo man heute noch etwas von ihm weiß, ist diese Kenntnis erst auf literarischen Umwegen vermittelt worden. Gehen wir aber rund hundert Jahre zurück, so kann man wohl auf eine noch weit verbreitete Kunde schließen, die man von den Greueln und Heldenstückchen des Wirtssohnes aus Ebersbach hatte.

Das liegt auch in den Worten, die Kurz den beiden ersten, 1846 veröffentlichten Kapiteln des Romans vorausschickte: „Der Name des sogenannten ›Sonnenwirths‹ war und ist heute noch in Schwaben so sprüchwörtlich bekannt, daß man voraussetzen darf, Schiller müsse schon in seinen frühsten Jahren von diesem Helden einer damals noch ganz neuen Volkssage gewußt haben".

Den Angaben über eine so verbreitete Kenntnis darf man vollen Glauben beimessen, selbst wenn Schiller in seiner Kindheit gar nicht davon erfuhr oder die Sage nur wie von fern an sein Ohr drang, und annehmen, daß Kurz, der mit Vorliebe alten Historien nachging, früh von dem Schicksal Schwans gehört hatte. Nur dann gewinnen die einleitenden Worte jener eben mitgeteilten Vorrede ihre rechte Bedeutung.

Die Geschichte des Räubers ist ihm nicht erst durch Schiller nahe gebracht worden, dessen psychologische Studie doch kaum jemand auf den Gedanken bringen konnte, „in ihr den Stoff zu einer dichterischen Darstellung gefunden zu haben", dem nicht mehr von dem Lebensgange des dort behandelten Helden bekannt gewesen wäre. Das war aber bei Kurz ohne Zweifel der Fall,

1) Das möchte ich ausdrücklich gegen Schotts allerdings mehr als 20 Jahre zurückliegende Behauptung von der noch heutigen Verbreitung seines Namens und seiner Taten (ADB. XXXIII S. 181) feststellen. Selbst an Orten, wo er sich häufig aufhielt, wie Wäschenbeuren, wußte man nichts von ihm, und die meisten Ebersbacher kannten ihn gar nicht.

und daher konnte er sagen, daß ihm die Geschichte „immer besonders anziehend“ war.

Was ihn ursprünglich daran besonders reizte, das Schicksal des Metzgergesellen mit all seiner Tragik und Ironie, die niederschmetternde Katastrophe, vielleicht auch das ganze Geschehnis als solches, das zu seiner Zeit in ähnlicher Weise nicht mehr gut denkbar war, läßt sich heute nicht sicher ausmachen, immerhin möchten wir vermuten, daß das letzte Moment bestimmend für die Ausführung gewesen ist.

Wenn man bedenkt, daß er sich seit langem mit dem Gedanken trug, die Verwirklichung aber hinausschob, bis er durch die Studien zu „Schillers Heimatjahren“ auf Abels Buch hingewiesen wurde, und jetzt erst recht nach reicherem Material scharfe Umschau hielt, so hat die Behauptung viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß es unserm Dichter daran gelegen war, einen durch die engherzigen Anschauungen liebloser Eltern und kleinlicher Beamten heraufbeschworenen Vorfall im Lichte jener psychologisch primitiven Zeit vorzuführen, weil er so nur in ihr möglich geworden. Selbst in seiner nichts weniger als aufgeklärten und vorurteilsfreien Epoche — lagen doch die Geschicke des Reichs in den Händen eines Metternich — hätte sich der Weg Schwans anders vollendet, und ein oft so vulkanartiges Hervorbrechen der Leidenschaften wäre nicht wohl denkbar gewesen innerhalb einer Kultur, die von dem Einzelnen wie von der Gesamtheit die vollständigste Beherrschung verlangte.

So mußte Kurz, wenn er die Begebenheit von Ebersbach verständlich machen wollte, Mit- und Nachwelt in das Treiben einer ganz anders gearteten Vergangenheit hineinversetzen, um dann aus den Lebensbedingungen jener damaligen Menschen kongruente Handlungen mit motivierter Berechtigung ableiten und darstellen zu können.

Zu solchen Betrachtungen hatte die Vorrede Veranlassung gegeben und den Weg gewiesen, aber ein Licht war nur auf die kurze Strecke bis zur Arbeit am „Son-

nenwirt“ gefallen. Für die langen Jahre, die ihn daran festgehalten, sind wir ausschließlich auf die uns im Nachlaß erhaltenen Briefe des Dichters, vereinzelte Gegenäußerungen befreundeter Männer in ihren Schreiben an Kurz und die leider nur einseitig von Kurz bewahrte Korrespondenz mit seinem Frankfurter Verleger Meidinger angewiesen.

Danach läßt sich folgende Skizze entwerfen: Nachdem der junge Stuttgarter Schriftsteller in Schölls „Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben“ Notizen verschiedener Art über den Sonnenwirt mit dem Hinweis auf Abels Buch über ihn gefunden hatte[1]), nahm er sich wohl dessen Lektüre vor, scheint es aber auf keiner Bibliothek erhalten zu haben. Am 15. Januar 1843 teilt er dem Freunde Adelbert Keller mit, daß er „stark am Epilog“ (von „Schillers Heimatjahren“) arbeite, aber „das Büchlein vom Sonnenwirth“ noch immer nicht bekommen habe.

Dies ist das erste briefliche Zeugnis, das auf uns gekommen ist. Die nächste Äußerung zeigt ihn in seinen Bemühungen weit gefördert. Nicht nur Abels Darstellung ist ihm, vielleicht mit Kellers Hilfe, zugänglich geworden, auch den Aufbewahrungsort wenigstens eines Teils der Akten kennt er jetzt. Er schreibt am 4. Juli desselben Jahres wieder an Keller: „Nächste Woche geh ich nach Vaihingen, um einen Verbrecher zu verhören, nämlich den Sonnenwirth, dessen Akten sich endlich gefunden haben“, und am 22. September heißt es: „Der Sonnenwirth giebt eine rein historische Arbeit. Ein Brief von ihm steht Herrn Mohl für seine Curiosa zu Diensten“. Noch hat Kurz an dem künftigen Werk keinen Federstrich geschrieben, und doch macht es schon in seinen Gedanken eine radikale Wandlung durch. Von der Sage und Schillers Novelle ausgehend, hatte er in der Absicht

---

1) Den Nachweis dieser Behauptung bringt das Kapitel „Räuber und Zigeuner“.

nach weiteren Aufzeichnungen gesucht, ein möglichst vollständiges poetisches Gemälde zu entwerfen; nun aber, da ihn Abels Versuch mit Recht auf das Vorhandensein der Protokolle hatte schließen lassen, meinte er eine historisch-wissenschaftliche Darstellung geben zu müssen, wie es teilweise wenige Jahre später Linck getan.

Inzwischen [1]) treibt ihn der Wunsch, eine lückenlose Arbeit zu liefern, nach Ebersbach, und hier wirken Natur und lebendige Anschauung so befreiend und anregend auf ihn, daß er alle bisherigen Pläne verwirft und jetzt an eine poetische Fixierung der Ereignisse denkt.

Zum ersten Mal läßt er nun auch seinen Ideen die Tat folgen. Der Eindruck, den ihm der Besuch des kleinen, durch den „famosen Erzräuber" berühmt gewordenen Fleckens gemacht hat, war so stark, daß er noch deutlich unter diesem Bann stand, als er die ersten Seiten des Romans niederschrieb.

Als ersten Entwurf, der von der späteren Ausführung grundverschieden ist, rechtfertigen diese Blätter, die sich im Nachlaß der bereits wiedergegebenen Vorrede anschließen, den Abdruck, zumal sie die von uns aufgezeigten Entwicklungsphasen verdeutlichen helfen. Kurz begann damals folgendermaßen:

„Der Pfarrer von Eberspach schrieb am 4. Juny 1729 in sein Taufbuch den Namen eines Kindes ein, zu welchem sein Amtsnachfolger den 30. July 1760 einen schauerlichen Beysatz nachtragen sollte. Der Knabe war dem dasigen Sonnenwirth daselbst geboren worden, einem Manne, der, durch ein blühendes Geschäft in Wohlstand und Aussicht auf künftigen Reichtum versetzt, aber auch mit hochfahrender Härte ausgestattet, in stolzer Erwartung den Erben der Sonne, denn er blieb der einzige männliche Nachkomme, heranwachsen sah.

Dieser schien durch seine Anlagen jede Hoffnung zu rechtfertigen: er entwickelte einen lebhaften Geist voll Witz, Anstelligkeit und Fassungskraft, und jenes natürliche Herz, welches, so lange nichts seine Wege kreuzte, voll Wohlwollen schlug. Er genoß die Erziehung

---

1) Dieser Termin ist durch den Vaihinger Aufenthalt und die Abfassung des Entwurfs begrenzt. Vgl. die Datierung des Entwurfs S. 48.

seiner Zeit und lernte lesen, schreiben, den Katechismus, Bibelsprüche und Kirchenlieder so leicht als wie im Schlafe. Daneben prägten sich die Eindrücke der Wirthshausscenen, des Fuhrmannslebens und der Anblick der Schlachtbank seiner jungen Seele ein; der Vater trieb neben der Wirthschaft noch die Metzgerey, und der Sohn war ebenfalls zu diesem Handwerk bestimmt.

Als guter Leute Kind, denn ein Wirth hat gar vielerley Vasallen, fehlte es ihm nicht an alten und jungen Schmeichlern; er theilt frohherzig und freygebig mit, aber zu seiner Herzensgüte gesellt sich ein unbändiger Stolz, das Erbtheil seines Vaters und ein Ergebnis seiner Lage, die in dem Dorfe so herrenmäßig war als die Stellung eines Junkers unter den Reitknechten und Troßbuben seines Vaters. Wenn seine Geschenke einen Vorrang, eine Herrschaft bey seinen Schulgenossen begehrten, so war dieser Anspruch wenigstens durch seine persönlichen Eigenschaften unterstützt. Er hatte einen schnelleren Kopf als die anderen; auch gebrach es ihm nicht an Tapferkeit, um sich seine Stellung zu verfechten: schon im zehnten Jahre dachte er so ritterlich, daß er gemeine Raufhändel verachtete, und als ihn ein anderer Knabe beleidigt hatte, suchte er ihn auf offener Straße auf, gab ihm von zwey Messern eines in die Hand und trug ihm den Zweykampf an; erst als der Gegner sich weigerte, erwählte er sich das gewöhnliche Verfahren und prügelte ihn durch. Er war bestimmt, Haß oder Liebe in nicht gemeinem Maße auf sich zu ziehen, sich tüchtige Hörner abzulaufen und ein tüchtiger Junge zu werden: aber Charactere solcher Art sind in dem puritanischen Schwaben des vorigen Jahrhunderts, wie auch ihr Stand und ihre Lebensverhältnisse beschaffen sein mochten, nimmer gediehen.

Soll ein Mensch dem Unglück sicher entgegengetrieben werden, so muß ihn erst nachgiebige Liebe umschmeicheln, bis das Herz bloßliegt mit all seinem Wohlwollen und all seinem Übermuth: dann fährt unversehens der schneidende Wind der Gleichgiltigkeit und des Hasses darüber, es zuckt in jähem Schmerz zusammen und die bösen Geister haben ihr Werk gethan.

Der kleine Friedrich wurde auf jede Art verzogen; man beklatschte ihn wegen der Artigkeit und des Anstandes, womit er alles that; man munterte ihn zu lustigen Streichen auf, zu solchen welche in rohen Kreisen vom Necken und Schabernack nur einen Schritt zur Bosheit haben; der Vater sah ihm vieles nach, und das Ärgste verheimlichte die Mutter.

Er bekam eine kleine Flinte zu seinem Namenstage: damit schoß er den Nachbarn, die ihn bewunderten, die Gänse todt, und der Vater bezahlte sie, stolz, daß er sie zahlen konnte, und noch mehr, daß der kleine Teufelsrang schon ein so guter Schütze war. Diese frühe Ge-

schicklichkeit wurde ihm eine verhängnisvolle Mitgift für das Leben.

Noch prophetischer war ein andrer Zug: ein Hausknecht in der Sonne mochte den jungen „Sonnenwirthle" — denn so wurde er schon, als er noch in die Schule ging, nach seinem Vater genannt — durch ein vorlautes Wesen gereizt haben; um ihm einen rechten Possen zu spielen, stand der Knab um Mitternacht auf, beraubte die Güterwagen, die vor dem Wirthshause standen, und brachte die Beute seinem Vater, der natürlich den Fuhrleuten ihr Eigenthum zurückgab, den Knecht aber, dem die Bewachung oblag, bestrafte und verhöhnte. Dieß geschah mehr als einmal, und keine Wachsamkeit des gedemütigten Knechtes vermochte über die List des Knaben zu siegen.

So kam es, daß es ihm etwas, das seine Wege durchkreuzen sollte, unter die Unmöglichkeiten zu gehören schien: was er nicht offen erlangen konnte, trotzte er der Mutter hinter dem Rücken des Vaters ab, und beym Übergang in das Jünglingsalter war der untersetzte, starke, kühne, heißgräthige Bursche ein meisterloses Wesen, das wenige liebten, noch wenigere verstanden, alle aber fürchteten.

Da nahm ihm Gott seine Mutter weg, und bald sollte er die Welt in einem anderen Lichte schauen.

Sein Vater heirathete eine zweyte Frau, welche Ehe „bös und vortheilhaftig" war, ihrem Eigennutze standen die Kinder der ersten Ehe im Wege, und die Eigenschaften des Stiefsohnes wurden nicht ferner im Licht der Liebe angesehen; was als Witz gegolten hatte, das hieß nun Tücke, und was männlich war, das mußte sich Trotz, Eigensinn und boshafte Gewaltthätigkeit schelten lassen. Der Vater begann nur zu bald den Sohn mit Augen der Stiefmutter anzuschauen, und der Haß derer, die ihn fürchteten, die sein rascher Jähzorn oder sein schonungsloser Witz beschädigt hatte, wagte offener gegen ihn aufzutreten. In demselben Maße mußte seine Anhänglichkeit an seine Freunde, sowie seine Erbitterung gegen seine Feinde, oder wen er dafür hielt, zunehmen, und mit Schrecken wurde der Vater gewahr, daß er unterlassen hatte, zu rechter Zeit den üppigen Aufschößling zu beschneiden, dessen er jetzt zu spät und ohne Erfolg, weil er selbst von Ungerechtigkeit angesteckt war, Meister zu werden suchte. Der Sohn wurde ihm entfremdet, und begann ihn zu hassen: er sah nichts als Schwäche, Thatlosigkeit, Eigennutz ohne männliche Tugend, und Herzensdürre um sich her; der Drang der Jugend, der ihn erfüllte, flüsterte ihm zu, daß alle seine Umgebungen im Unrecht gegen ihn seyen, aber der Katechismus, welcher gedankenlos in der Kirche abgesponnen wurde, war seine einzige Bildung gewesen, und er hatte Recht von Unrecht nicht unterscheiden gelernt.

Die Stiefmutter quälte besonders seine Schwestern; Friedrich suchte sich ihrer nach Kräften anzunehmen, und die Sonne war täglich

der Schauplatz der heftigsten Auftritte, wobey der Vater immer auf die Seite seines Weibes trat.

Bey dem raschen Temperament des Sohnes konnte dieser Zustand nicht lange dauern; da er sah, daß er sich weder in den Kopf der Stiefmutter fügen noch über sie triumphieren könnte, so faßte er einen letzten Entschluß. Amerika war der lockende Gegenstand seiner Gedanken, das Wunderspiel der damaligen Zeit, wo das Gefühl der engen, verkümmerten Zustände und der dunkle Drang nach Freyheit hinstrebte.

In dieser Absicht trat der vierzehnjährige Knabe vor seinen Vater und bat ihn um ein Reisegeld, wogegen er auf alle sonstigen Ansprüche verzichtete und das väterliche Haus in Frieden verlassen wollte. Die Bitte wurde ihm seiner Jugend wegen, und weil es dem Alten schwerlich genehm war, seine Geldtruhe aufzuschließen, mit einem derben Scheltwort abgeschlagen".

Hier bricht die Erzählung ab, keine Notiz gewährt einen Anhalt für die Weiterführung, und wenn wir nicht aus dem sonstigen Material gewisse Schlüsse ziehen dürften, tappten wir mit der Datierung vollends im Dunkeln. Um wenigstens ungefähr die Entstehungszeit festsetzen zu können, betrachten wir das erhaltene Stück vergleichsweise mit dem späteren Romananfang.

Die prägnante Kürze gegenüber der behaglichen Breite in den Eingangskapiteln des vollendeten Werks springt sofort in die Augen, aber daneben bemerken wir auch, wie der historische Stil, den er seiner Vorrede nach überwunden zu haben glaubt, noch allenthalben durchschimmert und nur spärlich von den viel zu abstrakt gehaltenen und pointenlos aneinandergereihten Anekdoten überdeckt wird, wo hernach jede Einzelheit in individueller Anschaulichkeit geradezu plastisch uns entgegentritt.

Seine Vorlagen sind unschwer zu erkennen: er hat das Kirchenbuch zu Ebersbach eingesehen und die Briefe gelesen, die eine plötzliche Konfiskation vor dem Untergang bewahrte; er scheint nämlich auf ein besonders unterwürfiges Schreiben des Sohnes um Aufnahme anzuspielen, wenn er von der hochfahrenden Härte des Vaters redet. Im übrigen hält sich die Erzählung in freier An-

lehnung meist an Abel, der die Histörchen aus Schwans Jugend überliefert hat.

Nun sind die ersten Kapitel, wie sie nachher in den Roman übergingen, bereits im Februar 1846 in Cottas „Morgenblatt“ erschienen, im September 43 aber plante Kurz noch eine historische Arbeit, was die vorliegenden Abschnitte nach ihrem Vorwort ausdrücklich nicht sein sollen.

Somit bliebe für die Entstehung die Zeit zwischen den genannten Terminen übrig; wenn wir aber berücksichtigen, daß Kurz am 7. August 1844 an Keller schreibt, er habe den „Sonnenwirt“, der ihn auf der ganzen Reise begleitet, aus seinem grünen Täschchen gezogen und wolle ihn zunächst zu Ende schreiben, obwohl er noch nicht wisse, wohin damit, eine Briefstelle, die das Bestehen mindestens unserer Stücke voraussetzt, ferner den deutlichen Zusammenhang zwischen Vorwort und Ebersbacher Aufenthalt, der in den Herbst — nicht vor den 22. September — 1843 zu verlegen ist, nicht verkennen wollen, so werden wir annehmen können, daß Kurz im folgenden Winter die erste Fassung zu Papier brachte, da ihn das Frühjahr an der Beendigung der Tristan-Übersetzung sah. Natürlich ist bei der im August 1844 geäußerten Absicht einer raschen Fortführung nur an die erste Fassung zu denken, aber dazu kam es nicht einmal.

Die im Herbst 1844 erfolgte Übersiedelung nach Karlsruhe und die durch die neue Tätigkeit als Redakteur bedingte Abwendung von seinen bisherigen Arbeiten hemmten sein Schaffen, ließen ihn aber auch den nötigen Abstand von seinem Stoff gewinnen. Als er erst ein volles Jahr darauf Muße fand, seiner ihm lieb gewordenen Beschäftigung mit der spröden Materie wieder nachzugehen, erkannte er, daß die liegen gebliebene Erzählung, da sie bei einer künstlerisch wirkungslosen Darstellung zu viel vorwegnahm, keine geeignete Grundlage sei, und schuf nunmehr die einführenden Scenen zu Ludwigsburg und Ebersbach, wie wir sie noch jetzt im Roman lesen.

Dem Freunde Rudolf Kausler gibt er am 26. Oktober 1845 von Karlsruhe aus Nachricht: „Seit ich nun Ruhe habe, bin ich geschwind über den „Sonnenwirth" gegangen und hoffe die ersten Capitel bald im Morgenblatt geben zu können". Am 22. Dezember sendet er dann tatsächlich Kapitel 1 und 2 an Hermann Hauff, der das „Morgenblatt" damals redigierte, und teilt am 30. Kausler zugleich mit seiner Verlobung auch diese Tatsache mit, indem er hinzufügt, daß er die Kapitel „mit fliegender Feder unter dem Geplauder der Mädchen zu Ende geschrieben" habe.

Die nächsten Briefe zeigen ihn bereits um einen Verleger bemüht. Noch ist er längst nicht fertig, aber die Erfahrungen mit den „Heimatjahren" haben ihn skeptisch gestimmt, dazu weiß er, daß eine buchhändlerische Verpflichtung seine Arbeitskraft eher steigert.

An Bassermann in Mannheim knüpfen sich seine ersten Hoffnungen und Pläne, und hiervon setzt er am 12. Januar 1846 Hauff in Kenntnis, dem er unterm 26. Mai wiederum schreibt: „Ich hoffe Ihnen bald wieder etwas vom „Sonnenwirth" senden zu können, da ich an Bassermanns Zustimmung nicht zweifle". In die Zwischenzeit fällt die Mitteilung an Keller (3. April), er werde Bruchstücke seiner Zeit im Morgenblatt lesen.

Die nächste Nachricht, die uns Hauff gibt, setzt eine starke Veränderung der Dinge voraus. Die Verhandlungen mit Bassermann müssen sich zerschlagen haben, sodaß Kurz, ohne daß er seine Lage zu erkennen gegeben hätte, die Meinung Cottas bei dem befreundeten Hauff zu erfahren suchte. Aber eine aufrichtige Antwort ward ihm nicht zuteil, Hauff wußte geschickt auszuweichen und eine direkte Bitte des Dichters um Übernahme seines Werks mit höflichen Worten von vornherein unmöglich zu machen[1]).

---

1) Der Bescheid Hauffs vom 3. Juni 1846 lautete: „In der Sonnenwirthschen Sache scheint Cotta dießmal unschuldig zu sein. Soviel

Dennoch verzagte der Dichter nicht, sprach sogar im Sommer Kausler gegenüber die Hoffnung aus, sein Sonnenwirt, „der mit langsamen Schritten“ fortrücke, könne „vielleicht ziehen, da er mit der Mode zusammentreffe“. „Übrigens ist es ein finstres Geschäft“.

Seine Beendigung erfolgte weder in diesem noch im folgenden Jahr. Zwar ging am 17. Oktober wieder ein Teil an Hauff ab, aber das letzte Zeugnis aus diesem Jahr, ein Brief an Auerbach vom 2. Dezember, berichtet von abermaligen Stockungen. Darauf folgt die nächste Erwähnung erst am 11. Mai 1847, sodaß es fast den Anschein hat, als sei die Arbeit den ganzen Winter über vernachlässigt worden. An Schwab nämlich schreibt er damals: „Jetzt bei anbrechendem Frühling klopft der Sonnenwirthle an die Thür, und wenn es mir möglich wird, einen ruhigen Landaufenthalt ausfindig zu machen, so hoffe ich dem Störenfried demnächst den Lebensfaden zu kürzen“.

Schon neun Tage vorher hatte David Friedrich Strauß, unwillig darüber, daß Kurz die Arbeit an seiner Dichtung so hinzögere, ihn launig ermahnt: Wegen des Sonnen-

---

ich mich erinnere, sagte ich ihm nichts vom Manuscript; ich dachte, er werde schon darauf aufmerksam werden, wenn er es im Blatt finde. Das geschah auch, aber erst spät, da er während des Abdruckes in Frankfurt war. Ich glaube, er hätte das Buch gern übernommen, und wenn dabei der württembergischen Bedenken weit mehr gewesen wären als beim ersten Roman. Es war offenbar nur ein Vorwand, wenn er den letzten aus politischen Rücksichten ablehnte: er hatte kein Vertrauen zur buchhändlerischen Fortune des Werks. Jetzt, da dieses Vertrauen gewonnen ist, würde ihm der Pfarrer Kölle [Johann Kölle war von 1747 bis zu seinem Tode 12. April 1751 Pastor zu Ebersbach und trat als solcher gegen die Verbindung Schwans mit der Müllerin auf] gewiß keine Sorge machen. Übrigens, wie ich schon früher gesagt, muß er es ganz natürlich finden, daß Sie ihm ein Buch nicht angeboten, bei dem die früheren Gründe der Ablehnung wiederholt eintreten. Liegt Ihnen überhaupt daran mit der Cottaschen Buchhandlung in Verbindung zu bleiben, so können Sie ihm ja den nächsten Roman geben, der gewiß nicht ausbleibt“.

wirths sollte man eine Klage auf Kinderverwahrlosung gegen Sie einleiten, wenn Sie sich ihm nicht fleißiger widmen; vor Ihren philosophischen und mythologischen Studien habe ich zwar alle Achtung, auch Ihre Über- und Fortsetzung von Tristan und Isolde mit Vergnügen gelesen; Ihr eigentlicher Beruf aber ist, uns zu erzählen, wobei ich Ihnen unaufhörlich zuhören möchte". Und einen Brief vom 11. August, in dem er sich für die Übersendung der Mythologie bedankt, schließt er mit der Aufforderung: „Schnitzen Sie bald Ihren Sonnenwirth aus ganzem Holze".

Ein Jahr früher noch wären so ermunternde Worte auf fruchtbarsten Boden gefallen, nun verhallten sie im Winde. Der Dichter hatte zu sich und wohl auch zum lesenden Publikum das Vertrauen verloren und mißmutig ließ er am 16. August an Franz Pfeiffer den Satz einfließen, „daß, wenn der Sonnenwirth fertig kommt, dieses Ereignis mehr einer Begebenheit als einer That gleich zu achten sein wird".

Zunächst aber war noch nicht einmal von der Beendigung die Rede. Bald drängte sich ihm die Arbeit um das tägliche Brot dazwischen, dann fehlte die Stimmung, oder er wurde auch von anderen Interessen in Anspruch genommen. Zwei Briefe an Keller, der erste vom 28. August in Karlsruhe, der zweite im Herbst in Heidelberg geschrieben, spiegeln Stimmung und Lage getreu wieder. „Ob ich dieses Spätjahr Luft und Licht und Zeit und Geld zum „Sonnenwirth" finde, ist noch zweifelhaft, doch geb ich die Hoffnung nicht auf". Und: „Mein Hauptwerk in Ruhe und Stille, den „Sonnenwirth" auszuschreiben, ist unter diesen Umständen (da er nämlich „mit Begeisterung" Collegia bei Henle und Roth hörte) durch Leben und Wirken jetzt in den Hintergrund gedrängt worden; doch komme ich Schritt für Schritt weiter".

Mit so langsamer Paßwanderung schien sich dagegen Strauß nicht begnügen zu wollen, er hätte den Dichter

am liebsten ohne Unterbrechung am Werke gesehen und wähnte vielleicht, ihn durch öftere Nachfrage etwas beeinflussen zu können. „Ist der regnerische Herbst Ihrer Muse günstig gewesen?“ fragt er am 12. Oktober bei Kurz an. „Ich bin recht begierig, bald etwas von Ihrem „Sonnenwirth“ zu hören — und noch besser, zu lesen. Dichten, erzählen müssen Sie, lieber Freund, bei Leibe nicht spekulieren“.

Doch die Zeit für den Sonnenwirt war noch nicht gekommen. Durch alle erdenklichen Störungen wurde sein Dichter wieder und wieder von ihm fern gehalten, und damals gewann die Politik ein von Tag zu Tag größeres Anrecht auf ihn.

Von einer Reise, die er in die Pfalz unternommen, gibt er am 8. Januar 1848 Keller Bericht und orientiert ihn dabei über den Stand seiner Arbeit, die nicht recht weitergerückt war[1]). Darauf aber plant er ernstlich die Fortführung der Geschichte und glaubt in Eßlingen die nötige Ruhe gefunden zu haben. Am 18. Februar schreibt er an Keller, daß ihn der Sonnenwirt, „dem Gott eine fröhliche Urständ verleihe“, in die Heimat geführt habe.

Aber dem letzten, ernsthaftesten Ansatz zur Vollendung folgt die letzte und größte Unterbrechung auf dem Fuße. So sehr er in ländlicher Abgeschiedenheit die Fortsetzung beschleunigen zu können meinte, der Lärm des politischen Getriebes drang zu vernehmlich an sein Ohr, um ihn ungestört und interesselos zu lassen, und als das Staatsschiff merklicher zu schwanken begann, hielt es ihn in Eßlingen nicht länger: der April sieht ihn bereits in der Redaktion des „Beobachters“ zu Stutt-

---

1) Die Stelle lautet wörtlich: „Der Sonnenwirth hat natürlich die ganze Reise mitgemacht, ist sogar ohne mein Wissen von Ammweiler nach Pirmasens gesegelt, sodaß ich Mühe hatte, seiner wieder habhaft zu werden. Aber einen Anlauf hat er erst in Heidelberg genommen, keinen durchgreifenden, denn die Eindrücke des dortigen Lebens waren zu mannigfaltig“.

gart beschäftigt, und damit war die Sorge um das Werden des „Sonnenwirts“ zu einer Schattenfrage herabgesunken.

Jene Jahre können an dieser Stelle schnell übergangen werden, jedes weitere Nachforschen erübrigt sich da: wir verstehen vollauf, daß eine so bewegte Zeit seine ganze Kraft erforderte, wenn er sie ihr überhaupt widmete.

Daher dachte er erst an eine Wiederaufnahme seiner Dichtung, als er den politischen Bestrebungen innerlich fremd geworden und nur noch nach außen hin die Sache des „Beobachters“ vertrat. Aus dem Spätjahr 53 liegen die ersten Nachrichten über die neu aufgenommene Arbeit vor, und für die Folgezeit sind wir unterrichtet durch die lebhaft gepflogene Korrespondenz mit dem Verleger Meidinger, von dem 29 Briefe an Kurz erhalten sind. Kurz hatte den Verlag seiner Dichtung der Literarischen Anstalt von Rütten in Frankfurt angetragen, die ihm ein Honorar von 500 Gulden gewährte und 200 davon sofort vorstreckte. Indes versprach man sich von dem neu gewonnenen Dichter nicht allzuviel. Der rührige Meidinger, der eben damals die ersten Bände seiner „Deutschen Roman-Bibliothek“ in die Welt sandte, konnte ohne Schwierigkeit — er hatte nur das vorgeschossene Geld zurückzuzahlen — den Verlag übernehmen, und damit schien im ersten Augenblick beiden Teilen geholfen. Wenigstens dünkte Kurz der Erfolg des neuen Wundermanns so sicher und durchschlagend, daß ihn dessen Angebot von 1000 Gulden, wogegen der Dichter ihm ein freies Verlagsrecht von fünfzehn Jahren zubilligen sollte, gar nicht befriedigte. Vermutlich hat sogar sein Antwortschreiben an den Herausgeber der Meidingerschen Romanbibliothek, Otto Müller, sich nicht von starken Ausdrücken freigehalten, wenn man in der Verteidigung Meidingers vom 21. Mai 1854, daß es durchaus nicht in seiner Absicht liege, dem Talent das Messer an die Kehle zu setzen, eine Aufnahme Kurzischer Vorwürfe erblicken darf.

Aber Kurz wußte, mit wem er unterhandelte, und

mit Recht durfte ihm die Verlagszeit etwas reichlich bemessen erscheinen, zumal ihm Müller eine Abonnentenzahl von 6000, also sofortigen Abnehmern genannt hatte. Meidinger gesteht hierin sofort den „Druckfehler“ gegenüber „Unbeteiligten“ zu, reduziert die Zahl auf 3400 und will dazu in der Honorarfrage längst nicht das letzte Wort gesprochen haben[1]).

Über den Ausgang der Verhandlungen wissen wir leider nichts, aber ein derartig offenherziges Entgegenkommen, das noch öfters so sympathisch an Meidinger berührt, läßt einen baldigen gütlichen Vergleich ahnen, der Kurz ein höheres Honorar zugestand.

Unter solchem Hin und Her von Vorschlägen hatte der Roman jedoch nicht zu leiden; Verleger und Dichter arbeiteten unentwegt weiter, und besonders war Meidinger eifrig bemüht, das Werk um jeden Preis noch auf den Weihnachtsmarkt zu bringen. Seit Juni wanderten die

---

1) „Vorstehende Herren (Mügge, Müller, Bechstein, Kühne) forderten, und wir sagten sofort zu, Gleiches dürfen auch Sie erwarten, allein daß es Sache des Autors ist, dem Verleger seine Ansprüche zu stellen, werden Sie zugeben, und soll mich herzlich freuen, wenn ich Ihnen durch die That beweisen kann, daß ich Ihr Talent der Art zu schätzen weiß, daß Sie mit Vergnügen mir dauernd Ihr Wohlwollen erhalten werden. Es liegt mir etwas an der Erhaltung Ihres Sonnenwirths, deshalb können Sie mir dreist sagen, wie hoch Sie die Honorarforderung stellen! Wie weit nun dem Schriftsteller es von Werth ist, daß seine Geisteskinder durch mein Unternehmen eine weit verzweigte Verbreitung genießen, eine Verbreitung, wo der Segen für den Verleger im Augenblick, wie die Sachen stehen, noch in der Zukunft liegt, kann ich freilich nicht ermessen! Daß ich aber, wenn ich einen Segen bei der Sache einmal habe, und wenn dieser nur einigermaßen im Verhältnis zu der enormen Chance steht, die ich in derselben laufe, auch später aus freien Stücken auch dem Schriftsteller noch einen Theil dieses Segens zufließen lasse, ist mein inniger Wunsch, das zu können, und rastlos will ich darauf hinarbeiten! Möchten Sie aus meiner offenen Darlegung ersehen, daß ich Alles aufbieten will, was in meinen Kräften liegt, mir Ihr Talent nicht abzuziehen; was ich Ihnen hier schrieb, sind Tatsachen, ich thats, da solche immer am besten dem Schriftsteller als Richtschnur dienen können“.

fertigen Kapitel sofort in die Druckerei nach Frankfurt, und im September ist bis auf den Schluß alles unter der Presse: die Vollendung der noch ausstehenden „historisch-psychologischen Abwicklung“ [1]), die Kurz „in zwei bis drei Bogen beigeben wollte“, wird bis zum 9. Oktober erbeten.

Die betreffenden Briefe Meidingers zeigen das ganze Mitleben des Mannes. Er geht so in seinem Dienst für das Werk auf, daß er Geschäftliches und Persönliches gar nicht mehr auseinanderhält und nach dem Satz [2]): „Wir bringen viel Zeit ein, wenn die letzten Bogen von Ihnen dann hier gelesen würden“ gleich fortfährt: „Ihr Roman ist süperbe, und jeder Bogen bringt mich in eine wahre Aufregung! Bogen 20. 21. [3]) möcht Einem's Herz im Leibe wenden“.

Kurz war durch anerkennende Worte bisher nicht gerade verwöhnt worden, ein solches Lob aber im Munde des Verlegers mag ihm geradezu unerhört vorgekommen sein und seinen Eindruck nicht verfehlt haben.

Und Meidinger meinte es durchaus aufrichtig mit seinen Äußerungen. Er hatte in Kurz einen wahren Menschen gefunden, dem er sich in Glück und Unglück anvertrauen konnte, und das wird seine Zuneigung, die er von vornherein zu dem Schwaben empfand, noch gesteigert haben. Darum teilt er ihm in oft allzu langen Briefen alles wie dem nächsten Verwandten mit, bittet ihn um seinen Beistand oder will wenigstens von ihm beraten sein. Dabei ist er durchdrungen von dem Wert des Kurzischen Werkes und betrachtet es als seine vornehmste Pflicht, dem Roman die ihm gebührende Stellung zu sichern. Es ist rührend, mit welchem Eifer er fast

---

1) Gemeint kann damit nur das jetzige Kapitel 38 sein, das in der 1. Auflage (S. 441—502) etwa 4 Bogen umfaßte.

2) Brief vom 30. September 1854.

3) = 1. Auflage S. 305—337. Etwa Kapitel 28 (zweite Hälfte) bis 30 (Anfang).

Leser für Leser gewinnt und von seinen Eroberungen dem „lieben treuen Freunde“ berichtet[1]).

Wie ein gläubiger Christ der Heiligen Schrift, so stand er dem Werke blind gegenüber; denn als ihn sein Herausgeber Müller bei einem tief gehenden Zwist auf nicht zu leugnende Mängel hinwies und den Schluß gar verballhornt nannte, sprach er nur von einer kleinlichen Rache, die ihm sein liebstes Werk verleiden wolle.

Auch äußerlich brachte er seine Verehrung zum Ausdruck, indem er hundert Exemplare „hübsch“ binden ließ und ein solches am 13. November an den Dichter als Geschenk für „sein Weibchen“ sandte.

Ende Oktober 1854 war der „Sonnenwirt“ in den Handel gekommen, rechtzeitig genug für den Weihnachtstisch; doch die wirklich verdiente Anerkennung blieb unter den Käufern aus: fast dreiviertel Jahr nach seinem Erscheinen waren erst 3050 Exemplare vom Lager, obwohl allein tausend im Dezember des Vorjahres nach Amerika gegangen waren. Endlich, im Sommer 57, lichtete sich der Bestand der vielleicht auf 4000 Exemplare zu schätzenden Auflage, und Meidinger, den die Unzufriedenheit des Dichters über das Schicksal seines Romans

---

1) So schreibt er am 3. November; „Der Sonnenwirth geht jetzt auch ordentlich! Neulich habe ich eine Lanze für ihn gebrochen. Ich kam in eine Gesellschaft von ca. sieben Damen, die alle über das Wirthshauscapitel nicht hinauskonnten und meinten nun, das ginge so weiter. Ich ruhte nicht, man mußte das Hausexemplar herbeischaffen und nun las ich ihnen einige Stellen vor, und ich hatte eine glänzende Genugthuung, doppelt und wahrhaftig glänzend, wenn man die Augen der Damen ansah, da standen dicke Thränen darin. Jetzt ist aber auch keine von ihnen, die ihn nicht gelesen hat, und eine kam sogar vorgestern, um mir und auch dem Autor stille reuige Abbitte zu leisten. Die Wirkung der psychologischen Schlußentwicklung ist mächtig und unausbleiblich, und wer das Buch einmal gelesen, holt es öfter vom Bücherbrett herunter. Es gibt einem einen so wohlthuenden Halt, und meine Bibel ist der Sonnenwirth!“

zeitweilig ernstlich verstimmt hatte[1]), gab den Bitten des Freundes nach und rüstete eine neue[2]).

Dabei blieb es. Meidinger starb schnell hinweg und nun dachte niemand mehr an eine zweite Ausgabe: sie entsprach keinem unmittelbaren Bedürfnis. Das lag auch 1862 kaum vor, als der Jankesche Verlag zu Berlin das Buch übernahm und neu auflegte, und nur anscheinend hat Heyse[3]) Recht behalten, wenn er in der Einleitung zu der ersten Sammlung der Werke seines verstorbenen Freundes die Überzeugung aussprach, daß die Zeit nicht mehr fern sei, „wo man dieses Buch als eines der reichsten und mächtigsten Volksbücher im edelsten Sinne des Wortes anerkennen wird"; die verhältnismäßig zahlreichen Ausgaben, die man seitdem gemacht hat, nehmen sich fast wie eine Erfüllung seiner Worte aus[4]), aber die pekuniären Erfolge solcher Versuche belehren, wie wenig die Zeiten sich geändert haben: bis auf den heutigen Tag ist der „Sonnenwirt" dem großen Publikum eine terra incognita geblieben.

Kurz selbst hätte seinen „Struwelpeter Sonnenwirtle"

---

1) Brief vom 24. Februar 1856: „... ich wollte mir wenigstens ersparen, Sie gegen mich noch mehr eingenommen zu sehen, als es der Sonnenwirth und Weihnachtsfund mit sich führte. Dort that ich, was ich thun konnte, das sag ich jedem direkt ins Gesicht, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, und ich sah doch keine rechte Zufriedenheit an Ihnen, und das hat mir — hier ganz ohne Groll gesprochen — beide Bücher zuletzt noch versalzen in meiner Freude an Ihnen".

2) 14. Juli 1857: „Der Sonnenwirth geht nun auch zur Neige und meine neue Ausgabe in der Oester. Familienbibliothek und Belletristischen Hausbibliothek wird ihm vollends den Garaus machen, wie allen meinen Romanen, bei denen ich dann, bei vielen wenigstens Gottlob! sage". Und im nächsten Brief: „Sie sollen also den Sonnenwirth wiederhaben, wenn wir „Lisardo" gedruckt haben".

3) Vorrede S. XLV.

4) Ausgaben: Cotta 2 Bde. 1880. — Werke ed Hermann Fischer V—VII 1903. — Cottaïsche Handbibliothek Nr. 74/5. 1903. — Hesses Volksbücherei Nr. 121—6 3 Tle. 1904.

gern in besserem Gewande vor die Welt treten lassen. die „große Hatze“, die er „den Sommer über bei beständigem Unwohlsein“ durchmachte, mußte da vieles entschuldigen, das bei ruhiger Vollendung sicher anders ausgefallen wäre.

Er selbst blieb sich über die unzulänglichen Partien seines Werkes keinen Augenblick im Unklaren und machte auch seinen Verleger darauf aufmerksam. Der wollte freilich keinen Fehler daran wahrhaben und erwiderte scherzend[1]: „Seien Sie mir mit dem Sonnenwirth nicht unzufrieden, sonst haben Sie es mit mir zu thun, denn ich lasse auf den Jungen nichts kommen, wer ihn auch am Kragen kriegen möchte. Ich habe an ihm selbst einen tüchtigen Bundesgenossen, denn er ist von Fleisch und Blut und kann sich selbst am besten wehren. Fragen Sie mal in den Buchhandlungen nach, was die Leser der „Bibliothek“ sagen. Alle meinen, es sei der beste und schönste Roman, den wir gebracht haben“.

Dennoch war ihm der Gedanke einer notwendigen Umarbeitung nicht auszureden, und man kann annehmen, daß sie der geplanten zweiten Auflage zu teil geworden wäre. Auch so überdauert die Absicht den Tod Meidingers: an Keller schreibt er im Oktober 1859, daß er seinen „Sonnenwirt“ „noch in Disciplin nehmen“ wolle und hoffe, ihn dem Freunde dann mit anderem „nach Möglichkeit gereinigt und abgeschlossen zuzustellen“.

Doch ist es dazu nie gekommen. Als wirklich eine neue Ausgabe veranstaltet wurde, raubten schwere Lebenssorgen Zeit und Stimmung, und die folgenden Jahre boten ihm keine direkte Gelegenheit mehr, entrissen ihn im Gegenteil zunehmend der dichterischen Betätigung.

Indessen waren die inneren Bedenken nie in ihm verstummt, lauter und immer merklicher regten sie sich, bis sie vollends die Herrschaft über ihn gewannen: so sehen wir zum letzten Male den Gedanken an eine neue

1) Brief vom 19. Dezember 1854.

Bearbeitung in der ersten Hälfte des Jahres 73 vor seiner Seele stehen [1]); ihn auch auszuführen, ist ihm nicht mehr beschieden gewesen. Noch ehe der Plan überhaupt greifbare Formen angenommen hatte, überraschte der Tod den Dichter, und damit endete die Beschäftigung mit dem schwäbischen Räuber, die ihn ein Menschenalter nicht mehr verlassen hatte.

---

1) Isolde Kurz, Hermann Kurz (München 1906) S. 336.

III.

Der „Sonnenwirt" und seine Quellen.

Als Hermann Kurz 1846 die beiden ersten Kapitel des Romans in das Stuttgarter „Morgenblatt" gab, unterließ er nicht, in einer Vorbemerkung seine Quellen zu nennen und Aufschluß über ihren Wert zu geben, und als nach acht Jahren der Roman endlich in Buchform vorlag, fand man auch die inzwischen erschienene Biographie Lincks aufgeführt und sorgfältig besprochen.

Wüßte man nicht, daß der Dichter damit nur Rechenschaft über sein Verhältnis zu seinen Vorgängern, insbesondere zu Schiller ablegen wollte, so könnte man hinter dieser Gewohnheit fast die Absicht vermuten, dadurch der nachspürenden und -prüfenden Kritik umso sicherer zu entgehen. Tatsächlich ist es Kurz bisher gelungen: man kannte die Quellen und glaubte daher über sie einfach hinweggehen zu können.

Aber wußte man wirklich um die benutzten Vorlagen? Abgesehen von Schiller, standen jetzt ein paar leere Namen fest, und gewiß war, daß Kurz sich dieser Bücher bedient hatte. Konnte man aber damit etwas ausdrücken, wo doch garnicht ermittelt war, in welcher Weise sie sich der Dichter zu eigen gemacht hatte? Denn stets ist dies der Grund, weshalb wir in der Literatur nach dem Vorhandensein von Quellen fragen; nicht

daß ein Dichter vorgefundenes Material übernommen: wie er es genutzt habe, ob sklavisch, ob genial, interessiert uns.

Darum soll hier an Hand der gesamten Stoffmenge dem armen Sünder nicht noch einmal der Prozeß gemacht werden, auch ist es nicht unser Vorhaben, ausgehend von den historischen Tatsachen, dem Autor „Fehler“ in seinem Werke nachzuweisen[1]; wir suchen uns vielmehr, indem wir allerdings zu diesem Zweck auf die Quellen zurückgreifen, Eintritt in die Werkstatt des Dichters zu verschaffen, sein Material zu sichten und die Handhabung kennen zu lernen, um uns daraus ein allseitiges Urteil zu bilden über seinen Roman, nachdem, was darin Produktion und Nachschöpfung, Phantasie oder bloße Darstellungskunst sei, genau geschieden werden konnte. Wir müssen daher forschen, welche Vorlagen Kurz hauptsächlich verwendet, und welche er etwa ganz ausgeschieden, woran er vorübergegangen, und warum er diesen oder jenen Zug hat fallen lassen; nicht unbeachtet bleiben soll auch, wie er die überlieferten Ereignisse behandelt, ob er sie mit dem dichten Gerank der Poesie übersponnen oder gar wörtlich in seine Arbeit hat einfließen lassen; schließlich lassen wir die Bahnen seiner Phantasie nicht unbeschritten und suchen ihre Pfade auf freie Erfindung oder die kargere Ausschmückung historischer Szenen zurückzuverfolgen.

In welcher Reihenfolge die schon genannten Materialien Hermann Kurz zur Kenntnis kamen, ist gezeigt worden: Abel bot nach Schiller dem Dichter die erste Orientierung, daran schloß sich das Studium des Vaihinger Inquisitions-Protokolls, und dann gewährte Ebersbach neben den erhaltenen Briefen und der Einsichtnahme in das Taufbuch reiche Ausbeute mittels eines Kirchenkonvent-Protokolls. Von hier hat sich Kurz offenbar nach Göppingen gewandt, aber, nach seiner Angabe, die

---

1) Wie es Elben getan.

Fächer, welche Schwansche Akten aufnehmen sollten, leer gefunden.

Die Nachricht mutet eigentümlich an: denn Kurz hat die Göppinger Akten gekannt[1]). Das ist keine Behauptung, die sich auf augenscheinliche, nicht anders zu deutende Ähnlichkeiten stützt, sondern Kurz selbst erbringt den Beweis durch sorgsam gefertigte Auszüge gerade dieser Akten. Über Anlage und Umfang seiner übrigen Studien der handschriftlichen Überlieferung sind wir auf reine Vermutung angewiesen, in diesem Fall gewinnen wir indes an den aufbewahrten Papieren wichtige Stützpunkte.

Eine zweifelsfreie Erklärung kann es dafür nicht geben, indessen wird man es kaum so auslegen, als ob Kurz den Sachverhalt absichtlich entstellt hätte; vielmehr ist zu vermuten, daß er bei seinem ersten Aufenthalt in Göppingen nichts erreicht hat und dies in seiner Vorrede für das „Morgenblatt" feststellte; als ihm dann später — nach dem Februar 1846 also — die gewünschten Akten doch zur Verfügung gestellt werden konnten, vergaß er es abzuändern. Die „Wöchentlichen Anzeigen", die Kurz noch anführt, sind das offizielle Organ des Herzogtums gewesen. Sie brachten Annoncen aller Art, von den Mißgeburten, die aus dem Lande zu vermelden, bis zu den täglichen Fleischpreisen, und enthielten die Anzeigen der einzelnen Oberämter, wer hingerichtet oder landesverwiesen usw. sei. Kurz ist auf sie durch ein paar Nummern aufmerksam geworden, die bei den Akten aufgehoben wurden, weil sie die Verurteilung von Verbrechern mitteilten, die mit Schwan in Verbindung gestanden hatten.

Über die beiden Bücher ist hier nichts hinzuzufügen; Linck ist nicht immer leicht als Quelle zu erweisen, da er erst seit 1850 zu benutzen war und eigentlich nur in den letzten Partien verwendet sein sollte; doch mögen

1) Die jetzt sogenannten: acta judicialia usw.

die ausschlaggebenden Kriterien besser an Ort und Stelle ihren Platz bekommen.

Damit wenden wir uns dem Roman selbst zu.

Kurz macht den Leser gleich anfangs mit seinem Helden bekannt, aber nicht, indem er ihn in das Elternhaus nach Ebersbach führt, sondern vor das Zuchthaus zu Ludwigsburg, das dem jungen Burschen schon zum zweiten Male zum Aufenthalt hatte dienen müssen [1]. Die Scene mit ihren Wechselreden zwischen Waisenpfarrer und Schwan und darauf diesem und dem Zigeuner gibt einen typischen Fall ab für die anschauliche Ausmalung gewisser Situationen, wie sie noch häufig im Roman vorkommen. Flüchtige Notizen regen Kurz an, er denkt sich lebhaft in die vorauszusetzende Lage, die er nun neu erfindet und nähert sich auf solche Weise der Wirklichkeit unmittelbar.

Die Akten hatten in unserm Fall nicht mehr als die Tatsache der Verurteilung mit Angabe des Grundes verzeichnet, und in völlig anderem Zusammenhange hatte Abel den betreffenden Pfarrer erwähnt. Krippendorf war die Veranlassung dazu gewesen: bei ihm las er, wie Schwan in späterer Zeit in vorübergehender Aufwallung seines liebreichen Zuspruchs gedacht habe, was sich bei Abel wortgetreu wiederfindet mit dem einführenden Zusatz [2]: „Nichts war hiebey (die Versuche, sein Leben zu ändern, sind gemeint) so wirksam, als das Andenken eines in Würtemberg allgemein bekannten, rechtschaffenen Mannes, des verstorbenen Waisenpfarrers Böck [3]) in Ludwigsburg. Dieser hatte ihn zur Zeit seines Aufenthalts im Zuchthaus zu Ludwigsburg mit Hochachtung für sich und Frömmigkeit erfüllt, und ihm besonders

---

1) Am 12. Mai 1749 wurde er auf 6 Monate nach Ludwigsburg geschickt; demnach beginnt der Roman im November 1749.

2) Abel a. a. O. II, 53.

3) Matthäus Friederich Beck war „Zucht- und Arbeits-Haus-Offiziant“ in Ludwigsburg von vor 1739 (noch nicht 1736) bis zu seinem Tode 1781.

manche sehr tief gedrungene Ermahnung gegeben". Und seine Betrachtung abschließend, sagt er[1]: „Vielleicht, edler, frommer Mann, hat es dir ehmals manchen Kummer gemacht, daß deine Ermahnungen nicht in das Herz des verstockten Bösewichts gedrungen, daß alle deine Mühe, alle deine Anstrengung fruchtlos gewesen; Aber freue dich, sie war nicht fruchtlos diese Mühe. Oft vielleicht hat dein Andenken einen unglücklichen errettet, dem der Dolch schon auf die Brust gesetzt war; Manches Verbrechen ist durch dich unterdrückt, manches Übel verhindert worden, und endlich ist er selbst, der Bösewicht, der deinen Ermahnungen so lange widerstanden, doch noch durch dieselbe zur Tugend zurück geführt worden".

Diese beiden Mitteilungen also verquickt Kurz und schafft aus ihnen sein erstes Kapitel. Die Abelsche Anregung ist unverkennbar[2]). „Hochachtung" und „Frömmigkeit" Schwans beweisen seine Gespräche, ein Beleg für „manche sehr tief gedrungene Ermahnung" mag in der Fürbitte des eben Heimkehrenden für den Zigeuner erblickt werden. Wenn Kurz den Waisenpfarrer bei der dritten Einlieferung des Sonnenwirts ins Zuchthaus gerade zu Grabe getragen werden läßt, so ist das eine notwendige Abänderung der Wirklichkeit, die sich mit dem Benehmen Schwans und seiner zweimaligen Flucht nach den voraufgegangenen Schilderungen schwerlich in Einklang setzen ließ. Daß Kurz dem jungen Wirtssohn symbolisch gleich darauf den „Reiter zur Linken" in der Figur des Zigeuners beigesellt, ist Erfindung, aber zu

---

1) II, 54.

2) Auch Schubart (Leben und Gesinnungen von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. 2 Bde. Stuttgart 1791) hat Becks Tätigkeit rühmlichst hervorgehoben (I, S. 163/4), und hier mag Kurz zuerst von dem Waisenpfarrer gelesen haben. Daß er Schubarts „Leben" kannte, bezeugt die Benutzung in den Heimatjahren: Geschichte Nikels II, 86/7 = Kurz I, 100; Schubarts Gefangennahme II, 137/9 = Kurz I, 112/4. Wie Schubart seinem Gefängnis-Nachbar Scheidlin diktierte II, 318 Anmkg. = Kurz III, 41/2 (Kap. 39.)

erwähnen bleibt, daß das Thema ihrer Diskussion über das Stehlen [1]) Abel bereits zur Begründung des ersten Diebstahls diente [2]): „Auch sehen öfters rohe Leute die Beraubung ihrer Eltern, deren Besizungen sie als ihr Eigenthum betrachten, nicht für so schändlich an".

Wir begleiten die zwei Leidensgefährten ein Stück des Weges, eilen ihnen dann aber mit dem Dichter voraus nach Ebersbach und lauschen in der „Sonne" der Unterhaltung der Gäste.

Die beiden Müller, erst von Kurz als „ober" und „unter" einander gegenübergestellt nach dem historischen Müller Ehni und seinem Sohn, die samt ihrem Knecht als Kläger und Zeugen an dem Prozeß beteiligt waren, müssen die nötigsten Verhältnisse und Daten gesprächsweise aufrollen oder dem neu angeworbenen Gesellen, dem geschickt die Rolle des Fragenden zugewiesen ist, erklären.

Wir haben die einzelnen Teile ihrer Berichte genauer zu betrachten. Durch eine derbe Liebkosung, die der obere Müller der Sonnenwirtin zu teil werden läßt, und seine zynische Bemerkung, daß die kräftige Hausfrau womöglich noch Zwillinge zur Welt brächte, ist mit der Abwehr des jüngeren, doch ja nicht an diesen wundesten Punkt ihrer Ehe zu rühren, die Besprechung der Wirtsfamilie bereits eingeleitet. Wir erfahren nacheinander, daß der alte Sonnenwirt sich eine zweite Frau genommen und „Frieder" noch zwei Schwestern hat, von denen die ältere einen „kahlköpfigen, trockenen Krämer" heiraten mußte, während Magdalene, die jüngere, einem „Bartkratzer" verkuppelt werden soll. Der Wirt selbst wird nicht näher beschrieben; wir hören wohl, daß er noch „stet auf dem Gaul sitzt", es fällt die Bemerkung, daß er unter seiner ersten Frau ein ganz andrer Mann gewesen sei, der damals auch den Sohn besser behandelt habe, aber die eigentliche Charakteristik gibt der Dichter.

1) V, 17.
2) II, 14.

Dafür wird die Hausfrau, das „vorteilhaftige böse Weibsbild“, in ihren Reden umso schlimmer ins Gebet genommen, und von ihr springt die Unterhaltung auf das „linde Regiment“ der rechten Mutter und den Sonnenwirtle über. Den Fischerhanne führt der Weg auch daher, sodaß er dem staunenden Knecht von den „Heldentaten“ des jungen „Gutedel“ erzählen kann, bis das Essen der Wirtsleute ihre Erörterungen unterbricht. Den Schluß des Kapitels bildet die Heimkehr Schwans, die uns mit ihrer von Kurz fingierten Bitte um Aufnahme des Zigeuners hier nicht näher angeht.

Die Familie nun des alten Schwan wird so ausführlich weder bei Abel noch bei Linck besprochen, aber wir wissen bereits, daß Kurz das Taufbuch selbst eingesehen hatte, sodaß man auf eine Wiedergabe der richtigen Verwandtschaftsgrade schließen möchte. Die liegt indessen nicht vor. Denn er hat zwar das Kirchenbuch genutzt, aber nur sehr flüchtig sich die Eintragungen angesehen, in die er dazu Zusammenhang brachte, wo er nicht von Haus aus bestand [1]).

1) Historisch lagen die Verhältnisse etwa so: Dem Metzger und späteren Sonnenwirt zu Ebersbach Hans Jerg Schwan, der sich 1723 mit Anna Krientzemann, der Witwe eines dort ansässigen Schlächters, verheiratet hatte, wurden in den folgenden vierzehn Jahren fünf Kinder geboren, von denen nur zwei am Leben blieben: das älteste, Catharina, (geb. 2. März 1724), und der als drittes geborene Johann Friederich, eben unser Sonnenwirtle, (4. Juni 1729). Ein älterer Bruder, Hans Jacob, (geb. 14. Mai 1727, † 23. April 1728), starb mit einem Jahr, zwei jüngere Schwestern, Elisabeth, (20. November 1732 — 10. Mai 1735), und Anna, (25. Januar — 10. November 1737), im Alter von drei Jahren bezw. zehn Monaten. Schon am 12. November 1742 folgte ihnen die Mutter nach. Das Trauerjahr war noch nicht vorüber, als der Witwer am 29. Oktober 1743 die Hochzeit mit Maria Henrica Landauer, der Tochter des Kirchheimer Sonnenwirts, anmeldete. Am 15. August des folgenden Jahres wurde ihnen eine Tochter, Maria Magdalena, das einzige Kind dieser Ehe, geboren. Immerhin, die erste Frau hatte bereits Töchter mitgebracht, die Zusammensetzung war also bunt genug und wird leicht zu Mißhelligkeiten Anlaß gegeben haben.

Will man sagen, daß er sich zu den vorgefundenen Namenhüllen die dazu gehörigen Menschen geschaffen und so den Kreis von neuem geschlossen hat, den er zerstört überliefert bekommen, so trifft dies sein Verfahren ziemlich genau. Vor allem geht er von dem richtigen Mittelpunkt aus; das war unleugbar die Stiefmutter. Kurz hat offensichtlich nichts von ihrer Tochter gewußt, um derentwillen sie sich von Anfang an zu dem Stiefsohn in einen so gehässigen Gegensatz stellte, aber er erklärt sich ihre Beweggründe psychologisch richtig, indem der Altersunterschied der kinderlosen Frau ausschlaggebend wird. Ihr frühzeitiges Streben, sich in den alleinigen Besitz der „Sonne“ zu setzen, hat der Dichter, damit von der Wahrheit abweichend, stark vergrößert durch die Zwangsheiraten ihrer Stieftöchter, an denen er ihr allein Schuld gibt. Von einer rasch notwendig gewordenen Hochzeit der Schwester Friedrichs weiß das Kirchenbuch auch etwas, nur aus einem völlig verschiedenen Grunde: Catharina wurde mit Hans Jerg Straub, einem Metzger und späterem Ochsenwirth aus Hattenhofen, „in der Betstund copuliert“: praematuri concubitus causa, wie der bündige Ausdruck lautete. Dieser Straub tritt bei Kurz als Vetter Schwans auf[1]), während der Krämer-Schwager im Roman, ein Ebersbacher Kaufmann namens Hehl, eine Stiefschwester Frieders, aus der ersten Ehe seiner Mutter, zur Frau hatte. In gleichem Verhältnis zu ihm stand Sartorius, der „Chirurgus“, den Kurz zum Manne des Lieblingsschwester Schwans macht, sonst aber dem großen Kreise eines Goetheschen Breme einreiht, mit dem er auch jedem versichern möchte, daß ein Chirurg der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden sei[2]). Daß er ein Schwager war, wußte Kurz aus der brieflichen Anrede Friedrichs, alles andere hat er selbst hinzugetan und

1) Werke VI, 113.

2) Die Aufgeregten I, 4.

durch die unglückliche Liebe der Magdalene einen verbindenden Faden geschlungen um die dichterisch ausgeschmückte Figur des jungen Müllers.

Der Charakter der Eltern ist im allgemeinen richtig wiedergegeben; Kurz hat darin schärfer gesehen und gezeichnet als Abel und sich hauptsächlich auf den eigenen Eindruck verlassen, den ihm das Aktenstudium gemacht hatte. Wenn er in weiterem Verlauf den Vater beträchtlich älter als die zweite Frau hinstellt [1]), so kommt darin das Vorbild Lincks zur Geltung, dessen Ausführungen aber falsch [2]) sind: Kurz übernahm das ohne Prüfung, da es ihm zur Motivierung von Tun und Treiben der Sonnenwirtin gut paßte.

Zur Familie gesellt sich wie im Guten so im Bösen der Fischerhanne. Es war von vornherein selbstverständlich, daß Kurz einer solchen Kontrastfigur, der schon Schiller bei bloßer Skizzierung des Ganzen einen Platz als Gegenspieler zugedacht hatte, sein volles Interesse zuwenden würde; aber selbständig brauchte er kaum einen Strich daran hinzuzufügen: literarisch wie geschichtlich war alles gegeben.

Die verschiedensten Veränderungen hat sich der biedere Dorffischer, der seine Gelüste nach einem Nebenverdienst mit dem Tod büßen mußte, in der Literatur gefallen lassen müssen. Bei Schiller ist er in die Person des findigen Jägerburschen Robert aufgegangen. Abel [3]) erzählt von ihm als einem Jugendgenossen Schwans, ein Irrtum, der sicher durch Schiller veranlaßt ist. Wahrscheinlich nach diesen Angaben zeichnete Kurz seinen

---

1) V, 79.

2) S. 4: „daß er ein beinahe achtzigjähriger Greis die Kunde von dem schauerlichen Ende mit in die Grube nahm“.. S. 9: „während er selbst beim Tode seiner ersten Frau an der Grenze des kraftlosen Greisenalters stand“. Er war damals 44 Jahr! Seine zweite Frau 7 Jahr jünger.

3) II, 30

Fischer, der mit Schwan noch zur Schule gegangen sei; doch ist es nicht mit Gewißheit auszumachen, ob ihn dazu nicht eine Eintragung des Kirchenbuchs bestimmt hatte. Das meldet nämlich unterm 8. April 1729 die Geburt eines Johann Thomas Hohnecker, sodaß der erbittertste Gegner des Sonnenwirts nur wenige Monate älter gewesen wäre. Aber der Bericht des Totenbuchs von 1757 zerstreut den Irrtum: „Den 16. July starb Johann Honeker, Bürger und Fischer allhier, aet. 46 Jahr 9 Monath, da er vorher deß Tags von dem gottlosen Menschen und Meuchelmörder Friedrich Schwan ist tödtlich blessiert worden".

Damit zerbricht die Fabel von der alten Feindschaft. Ob Kurz sie als solche übernommen oder um die wahre Sachlage gewußt hat, ist nicht erheblich, da ohnehin aus seiner Behandlung hervorgeht, daß er den historischen Verhalt als zu nüchtern abgelehnt hätte. Er verstärkt sogar die alte Rivalität der beiden um ein bedeutendes, läßt Händel und Raufereien aller Art daraus hervorwachsen und bereitet dadurch den Mord Schwans psychologisch glaubhaft vor, den Abels nachträgliche Erklärung als elementare Äußerung eines brutalen Menschen bei aller Bemühung schlecht verschleiert hatte. Und doch hatte er, wenn er denn mit Schiller wetteifern wollte, das Material zu künstlerischer Rundung schon bereit, indessen machte er nichts daraus. Unbehauen und ungeglättet wurden die Steine wahllos seinem Bau eingefügt, nur um sie überhaupt zu verwenden. Kurz erkennt das und liefert die Arbeit, die Abel liegen gelassen, hatte liegen lassen müssen. All die kleinen Einzelzüge, die der Moralphilosoph vorgetragen, liest der Dichter sorgfältig auf und belebt sie, indem er frei überlieferte Anekdoten an einzelne Personen knüpft. So wird eine besonders geeignete auf den Fischer übertragen, in dessen Munde auch die übrigen überzeugend klingen.

Wir bemerken im einzelnen zu den Erzählungen aus der Jugend Schwans: die Richtlinie ist in allem, auch

wo er ihm nicht folgt, Abel; überhaupt ist hier der Anschluß in stofflicher Beziehung noch sehr eng: Kurz bringt deutlich alles, was Abel bis zu dem Abschnitt „Er wird Dieb“ vorgelegt hatte; Schwans Tücken und Spielereien als Kind, sein „Duell“, die ersten Diebstähle aus Scherz und Ernst. Nur die köstliche Episode mit dem Kreuzwirt, die Abel in anderem Zusammenhang flüchtig erwähnt hatte, fügt Kurz hinzu: die Akten hatten sie ihm schon in die nächste Nachbarschaft der Kassenplünderung gerückt. Denn das ist bei seinem Nachschaffen das Eigentümliche: nur wo sich ein Vorgang allein bei Abel erzählt findet, bleibt Kurz bei dieser Quelle stehn, den Diebstahl schildert er in seinen genauen Phasen nach den Akten. Wir werden sehen, daß er auch umgekehrt verfährt; was die Methode in unserm Falle zeitigte, mag die Vergleichung mit den Vorlagen lehren.

Im Gespräch der Müller und des Fischers werden die Anlagen Schwans nach verschiedenen Seiten hin durchgenommen, und zwar so, daß immer einer der Redenden mit einer überlieferten Historie seinen Ausführungen rechten Nachdruck verleihen kann. So wird ihm zuerst bei allem Ehrgeiz eine angenehme Freigebigkeit nachgerühmt, worauf nun sein Gegner dienen kann:

Abel (II, 6)	Kurz (V, 30)
nach vorheriger unpersönlicher Darstellung: „Auf diese Art wurden jene Kinderspiele allmählich zu boshaften Bubenstücken. Er war kaum 8 Jahr alt, so jagte er den Nachbarn zum Scherz die Hüner fort, schlug aus guter Laune die Gänse todt, oder hezte die Hunde an ihre Kinder und Weiber, um sich an ihrem Geheul und ihrer komischen Stellung zu ergözen“.	„Eine eigene Art von Gutherzigkeit hat er von jeher gehabt. Er war noch nicht acht Jahre alt, so jagte er den Nachbarn zum Spaß die Hühner fort, aus purer guter Laune schlug er ihnen die Gänse tot, hetzte die Hunde auf Weiber und Kinder und lachte wie ein kleiner Teufel über ihre Angst“.

Lag hierbei noch das Buch aufgeschlagen neben ihm, so hat er auch für die Wiedergabe der Duell-Anekdote hineingesehen, sich trotzdem aber nicht mit sklavischer Übernahme begnügt, sondern statt der trockenen Erklärung, daß Schwan seine Rachgier nicht „durch bloße Verschlagenheit und heimliche Tücke" befriedigt, sondern „gewöhnlich lieber den gefährlichen, aber minder ehrlosen Weg des Zweykampfs" gewählt habe, den kuriosen Vorfall mit einer neuen Begebenheit verknüpft. In der Darstellung der Pointe sind sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit die gleichen Worte vermieden:

Abel (II, 9)	Kurz (V, 32)
„Noch war er nicht zehen Jahre alt, als er einen Knaben, der ihn eines Diebstals beschuldigt hatte, auf offener Straße aufsuchte, sein Messer in die Hand nahm, dem Knaben ein anders in die Hand gab, und nun ihm befahl, sich gegen ihn zu wehren. Nur als der Knabe sich weigerte, strafte er ihn auf gemeine Weise, mit Schlägen ab".	„Ein Messer nahm er in die Faust und mir bot er ein anderes dar und sagte, ich solle mich wehren. Natürlich hab' ich mich dafür bedankt, und dann fiel er über mich her und prügelte mich durch, denn er war weitaus der stärkste von uns allen".

Merkt man darin noch das ängstliche Bestreben, einen andern Wortlaut herzustellen, weshalb doch, keineswegs zufällig, für Hand Faust, für nahm bot usw. gesetzt wird, so hat er endlich in der dritten Erzählung, die er Abel schuldet, nur noch den Inhalt verwendet, den er mit der Geste des routinierten Anekdotenerzählers vorträgt:

Abel (II, 8)	Kurz (V, 33)
„Noch werden in seinem Geburtsorte eine Menge von Beyspielen erzält, die diese frühe Verderbnis seiner Seele erweisen; ich benüge mich ein einziges anzuführen:	„Unter allen Streichen, die ich von ihm weiß, hat mir einer immer am besten gefallen. Da war vor ein Jahr sieben oder achten ein Hausknecht hier in der Sonne, wißt ihr, der Mathes — ich seh'

Abel	Kurz
Der Knecht seines Vaters unterstand sich schlauer seyn zu wollen als der Sohn; diese Kühnheit konnte der stolze Bube nicht ungerächt lassen; Er stand mit gröster Beschwerlichkeit jedesmal in der Mitternacht auf, beraubte die Güterwagen, die unter seines Vaters Hause standen und die der Knecht gegen Diebe beschüzen sollte, und brachte den Raub seinem Vater, der sodann nicht unterließ, die Dummheit und Nachlässigkeit des Hausknechts zu bestrafen".	ihn heut noch vor mir, 's ist so ein persönlicher langer Kerl gewesen, und etwas langsam im Geist. Der wollte gescheiter sein als der Frieder, und das konnte mein Frieder nicht vertragen. Was tut er also? Um Mitternacht schleicht er aus dem Bett, die Stiege hinunter, bricht den Fuhrleuten in die Güterwagen vor dem Haus auf der freien Straße ein und bringt den Raub seinem Vater übers Bett. Der Knecht, den andern Tag, der ist natürlich schön ausgelacht worden ob seiner Wachsamkeit. Und das hat der stolze Bub mehr als einmal getan, und der gute Mathes konnt' ihn nie erwischen. Das Ding hat ihm das Leben so sauer gemacht, daß er's nicht in der Sonne aushalten konnte. Es trieb ihn aus dem Dienst, ich glaub', er dient jetzt in Beutelsbach drüben, das alte Beuteltier".

Die folgende Erzählung von dem ersten „Auftreten" Schwans außerhalb Ebersbachs geht im Kern bereits auf die Akten zurück, an die sich Kurz von nun an gehalten hat. Nur gelegentlich ist Abel noch herangezogen worden, meist dann wörtlich — aus Bequemlichkeit. Aber hier gab er die Geschehnisse zu nüchtern und in ihrer Reihenfolge auch nicht genau wieder. Nicht die Versicherung genügte da, daß Friedrich von Jugend auf schlecht zu seinem Vater stand und darum gern dessen Abwesenheit zu einer Kassenplünderung benutzte: hier galt es, die Kindesseele zu durchleuchten und in ihren durch Haß und Trotz verirrten Regungen zu erkennen; von wo aber hätte sich das besser tun lassen als von den Akten aus, zumal gerade hierüber eingehende Tatberichte noch bis in die letzten Jahre erstattet wurden.

So ist es nur natürlich, wenn Kurz mit vollen Maßen aus frischer Quelle schöpfte.

Auf kleine Abweichungen von der historischen Treue, so, wenn er Frieder, der damals „siebzehnjährigen althers" war, um zwei Jahr jünger macht oder eine höhere Summe nennt, die sich übrigens wie bei Abel auch in einzelnen Akten angegeben findet[1]), darauf also kommt nichts an; denn der ganze Hergang wird dadurch nicht verändert und seine Begründung nur verschärft. Aber es ist beachtenswert, daß Kurz, der sich die Motive aus den Amtsschreiben erst richtig herausliest — denn diese hatten natürlich bei allem Material, das sie anhäuften, nur immer die grenzenlose Bosheit und Schlechtigkeit im Auge —, mit der Abenteuerlust die behördlich nicht anerkannten häuslichen Verhältnisse verbindet, nun doch nicht alles Dargebotene verwertet und besonders einen Zug ganz fortgelassen hat, der vielleicht letzten Endes für die Ausführung der diebischen Pläne erst entscheidend war. Ich meine den Aberglauben bei Schwan.

Der Aberglaube ist nicht bloß ein „Erbteil energischer, großtätiger Naturen", wie Goethe in der Farbenlehre meinte: niedrige, stumpf dahinlebende Menschen huldigen ihm in größerer Anzahl und in viel stärkerem Grade, und von jeher scheint vorzüglich der Verbrecher in diesen Irrwahn unlöslich verstrickt zu sein.

Auch für Schwan ist dies Moment sein Leben lang von Bedeutung gewesen, umso auffälliger also, daß Kurz an dieser Stelle wie im weiteren Verlauf der Erzählung davon nie Notiz genommen hat. Nach Gründen für das scheinbar so seltsame Übergehen oder Übersehen des

---

1) Da auck Linck S. 12 den Betrag ungenau auf 350 Gulden angibt, mag die richtige Zahl hier folgen: „Nach des Vatters Aussaag waren es in allem 376 fl., davon man bey seiner Beyfahung annoch gefunden 40 fl., wären mithin durchgebracht inner 5 Wochen 326 fl. nebst auf den Weg erhaltenen 5 fl. 16 X: 331 fl. 16 X".

Motivs braucht man nicht zu haschen, wenn man sich die Verhältnisse einmal klar macht, wie die Akten sie bieten, ohne sie doch selbst vor uns hinzustellen. Da können wir von mehreren, nicht immer als solchen erkannten, darum aber nicht minder sicheren Fällen seines Aberglaubens lesen. Am besten erhellt ihn ein Amulett, das Schwan in jener Zeit zu seiner Sicherheit bei sich trug.

In Heilbronn nämlich hatte er nicht allein das Kriegshandwerk erlernt, auch in die Geheimnisse der Zauberei war er eingeweiht worden; ein Kamerad seines Regiments hatte ihm einen unfehlbaren Schutzbrief mitgeteilt; ein ziellos herumstreichender Ebersbacher, dem der Sonnenwirtle in seinem neuen Standquartier begegnete, ließ ihn am vergifteten Brunnen falscher Weisheit seinen Wissensdurst stillen, und endlich steuerte der Knecht des Lustnauer Ochsenwirts seine Kenntnisse bei, sodaß Schwan wähnen konnte, aus dem wirren Konglomerat von tollstem Heidentum und pietistischem Gottesglauben einen dreifachen Gewinn zu ziehen. Denn ausgerüstet mit diesem Wust von toten Formeln und Segenssprüchen, ritt er in voller Uniform nach Ebersbach, wo er dem Dorf bald so viel zu schaffen machte, daß man ihn mit Schrot vom Pferd herunterholte. Indessen hatte der dreiste Bursche vorher bereits, als er an seinen Verfolgern vorüberjagte, seinen Freibrief verloren; jetzt mußte er sich über Herkunft und Zweck desselben, den er nach der darin enthaltenen Weisung unter dem rechten Arm getragen, auslassen. Natürlich stellte sich hier sehr bald die völlige Ohnmacht des Fetzens heraus. Obschon er seinen Richtern einen Stich an der Brust seines Pferdes zeigte, den er durch bloßes Vorhalten seines Talismans geheilt habe, so konnte man doch in Kürze feststellen, daß der Tübinger Jäger, der die Verletzung des Tieres verschuldet haben sollte, und den auch er angeblich verwundet hatte, nur in seiner Phantasie bestehe, und damit war für das Gericht der Vorfall erledigt.

Nicht so für Friedrich Schwan. Daß er seinen alten Anschauungen treu blieb, zeigt eine Verhandlung vom April 1751, in der man den Störenfried der Wilderei überführen wollte. Schwan erklärte damals, er habe ein „Zettelen“ besessen, welches man nur auf das Pulver in die Kugelbüchse zu tun brauchte, um stets das Schwarze der Scheibe zu treffen. Da er jedoch gefunden, daß es mit den ihm gemachten Angaben nicht seine Richtigkeit habe, so seien seine Versuche eingestellt worden: eine Folgerung, deren unerbittliche Logik zumal bei ihm das Gericht nicht einsah, und die er dann auch selbst umstieß, nachdem ihm der Stadtknecht „mit dem Farrenschwanz etlich Streich appliciert“ hatte.

Neben solchen verhältnismäßig harmlosen Äußerungen seines Aberglaubens finden sich freilich auch bedenklichere Anzeichen. Man geht nämlich, dünkt mich, nicht fehl, wenn man die öfteren Nachfragen Schwans nach schwangeren Frauen, die er in der Gegend von Ebersbach zum Entsetzen der Leute hielt, mit einer grauenhaften menschlichen Verirrung in Zusammenhang bringt.

Es ist ein alter, in der Länge der Jahrhunderte um nichts gemilderter blutiger Wahn, der unter dem internationalen Volk der Verbrecher an keine Landesgrenzen gebunden ist, daß man aus dem Fett oder besonders den Fingern ungeborener Kinder Lichter machen könne, bei deren Schein entweder der Dieb ungesehen arbeite oder die Schläfer im Hause nicht aufzuwachen vermöchten. Dieser Aberglaube ist so allgemein und so häufig, daß die Annahme, Schwans phantastische Natur sei gleichfalls ihm anheimgefallen, nicht abzuweisen ist [1]).

---

1) Zahlreiche Belege für alle Teile Deutschlands aus neuerer Zeit bietet Strack, Der Blutaberglaube in der Menschheit. 4. Aufl. (München 1892), S. 43. Vgl. auch Thiele, Die jüdischen Gauner in Deutschland. (Berlin 1841), I, S. 7. Speziell für Schwaben vgl. Birlinger, Aus Schwaben. (Wiesbaden 1874), II, S. 434, wo schon für 1586 ein solcher Fall erwiesen ist. Der Sonnenwirt wäre mit dem

Warum Kurz solche Tatsachen verschwieg, bedarf, welche Stellung man auch dazu einnehmen möge, keiner Frage. Denn wie sich Kurz auch die Nachforschungen Schwans gedeutet haben mag: bestehen blieb, daß sie die milder gezeichneten Züge des Sonnenwirts stark verzerrten. Was aber hätte er mit dem wahren Beweggrund beginnen sollen? Daraus ergab sich notwendig, in Schwan den geborenen Verbrecher zu betonen und demgemäß über seine Handlungen als über gemeinen Frevel den Stab zu brechen. Davon war Kurz jedoch weit entfernt, und man mag sich fragen, ob er überhaupt die Kraft gehabt hätte, das Dämonisch-Pathologische im Wesen dieses Mannes, der zu den gräßlichsten Brutalitäten ein infernales Gelächter anschlagen konnte und ohne äußere Ursache plötzlich sich als die personifizierte Gerechtigkeit aufspielte, zur rechten Zeit bengalisch hätte aufleuchten lassen können.

Wie dem sei, Kurz hatte sich eine andre Aufgabe gestellt. Kein Verbrecher, geschweige ein Typus dieser Art war für ihn Friedrich Schwan, sondern ein leidenschaftlicher, dabei haltloser Mensch, dessen Händen bei seiner Veranlagung und der ganz falschen Behandlung allmählich jeder Stab und Stecken entsinken mußte. Diesen fast gesetzmäßigen Verlauf in seiner Dichtung aufzuzeigen, war sein heißes Bemühen, und es liegt auf der Hand, daß er dazu nicht jenen gräulichen Irrwahn verwerten konnte, dem selbst in ihrer schwächsten Stunde die Frau kein Halt zu gebieten vermochte.

Wie aber verhielt es sich mit den andern beiden Fällen von Schwans Aberglauben, vorzüglich mit den Ereignissen, die an das Amulett anknüpften oder seiner

wirklich ausgeführten Frevel nicht der letzte gewesen, denn Schäffer berichtet in seiner „Jauner-Liste" von 1801, daß der Laubheimer Toni zu dem bezeichneten Zwecke Kinder abgetrieben habe. Übrigens ist das Motiv auch literarisch verwendet: vgl. die Erzählung Barnabes in der Familie Schroffenstein IV, 3, dazu die Anmerkung zu Vers 2093 (Werke ed. Erich Schmidt I, S. 454.)

Entstehung voraufgingen? Wir werden im weiteren Verlauf der Untersuchung noch öfters wahrnehmen, wie Kurz gewissermaßen zur Entlastung seines Schützlings erschwerende Umstände geringfügiger hinstellt oder gar verschweigt, sie zuweilen auch völlig umdeutet, um aus ihnen den Anstoß für irgend ein Unrecht, das der Sonnenwirtle begangen, abzuleiten. Ein geradezu klassisches Beispiel dieser Art hätte sich hier in ausnehmender Deutlichkeit geboten. Denn es eröffneten sich mit der dichterischen Verwertung jenes Zeugnisses weite Perspektiven nach allen Richtungen hin, hauptsächlich hätte sich das unruhige Jünglingsherz in seinem Streben, aus der heimatlichen und doch nicht heimischen Atmosphäre herauszugelangen, in seinem ängstlichen Suchen nach einem Ausweg, der schließlich in der Zuflucht zum Wunder gesehen wird, all das Hangen und Bangen hätte sich daran veranschaulichen und sein Tun dem Dunstkreis niedriger Alltäglichkeit glaubhafter entrücken lassen. Kurz verschmähte das. Geschah es aber absichtlich, aus freien Stücken? Man wird nicht einwenden dürfen, daß diese Änderung eine herabmindernde Annäherung an den Räuberroman bedeutet hätte, vielmehr glauben wir zur Genüge dargelegt zu haben, wie die Verwendung des Motivs bei der psychologischen Vertiefung des Helden dem Werke nur zum Vorteil gereicht hätte, dazu erinnern wir uns der ausgesprochenen Vorliebe des Dichters, den geheimsten Wegen seiner Menschen, die er am liebsten durch derartige Dokumente betreten fand, nachzuspüren [1]).

Das spräche fast entscheidend gegen die Annahme, daß Kurz den Zug überhaupt kannte, aber wir besitzen seine eigene Nacherzählung im Nachlaß; ganz kurz heißt es darin: „Friedrich führte und verlor einen „Vöstigkeitsbrief“, den er in Gefahr unter den rechten Arm

1) So schrieb er sich den Steckbrief samt der Aufforderung auf Schwan zu fahnden genau ab.

steckte, aber nicht bewährt fand". In demselben Abschnitt, der das Ebersbacher Protokoll vom 4. Juli 1746 auszugsweise enthält, unterläuft ihm die Bemerkung: „Im allgemeinen stimmt die Erzählung mit dem Bekannten überein". Daraus folgt für die Datierung dieses Aktenstudiums nichts Zwingendes, aber in Verbindung mit seiner Angabe, daß die Göppinger Akten gefehlt hätten, wird man umso berechtigter sagen dürfen, Kurz habe das Göppinger Material erst nach der Veröffentlichung der ersten zwei Kapitel im „Morgenblatt" bekommen und jetzt nichts mehr ändern wollen, weil mit der Aufnahme zugleich eine Änderung der Technik verbunden gewesen wäre: derartige Vorgänge hätten die Bauern nicht erzählen können, wir hätten sie miterleben müssen [1]).

Umso besser nahm sich die Geschichte des übel belohnten Kreuzwirts in ihrem Munde aus; das war so recht eine Posse, Leuten, denen Schadenfreude als die reinste Freude galt, die Zunge zu lösen! Kurz hat es meisterlich verstanden. Den Tatbestand, und mehr als diesen, trugen ihm die Akten zu: in lebendigster Erzählung gingen sie jeder Wendung der Prügelei nach, ja die Worte Frieders: „Lorenz! es ist eine Sache, Du verklagst mich doch! Ich will Dich lieber rechtschaffen treffen, es gehet in einem hin" wurden nicht unterschlagen.

Das „Staatsstückle" ist fast peinlich genau nacherzählt, aber der Vortrag ausschließlich sein Eigentum. Köstlich sind die beiden Müller in ihrem Eifer, ja nichts von dem „Hauptspaß" zu vergessen, und im sichtlichen

1) Kurz hat damals vielleicht noch nicht einmal die Kopie des Briefes vor Augen gehabt; daß er sich nur die Äußerungen des Göppinger Oberamtmanns notiert, spricht ganz dafür. Meine Erhebungen, wann die Akten ihre heutige Anordnung erfahren haben, blieben fruchtlos. Festzustellen war nur, daß 1878 die Vaihinger Akten, 1881 4 weitere Faszikel vom Archiv des Inneren an das Kgl. Haus- und Staatsarchiv abgegeben wurden.

Behagen an den Geschehnissen und der Bemühung, den damit unbekannten Peter alles voll nachempfinden zu lassen, trifft der ältere auch den richtigen Ton: „Er das sagen, und der Frieder ihn am Kragen nehmen und zu Boden werfen, das war eins. Der hat Prügel gekriegt!“ Da ist kein Wort mehr ängstlich der Vorlage entnommen, selbst die begleitende Rede Friedrichs nur dem Sinn nach benutzt, obschon damit der urkomische Lakonismus des Sonnenwirtles keinen gleichwertigen Ausdruck fand.

Erst nach diesen Darlegungen können wir die Betrachtung des zweiten Kapitels abschließen; sie mußten jedoch weiter ausgesponnen werden, um die Art der Quellenbenutzung, die sich ja hier in jeder Möglichkeit auf benachbartem Boden bei einander fand, schematisch aufzuzeigen. Daraus aber geht unbestreitbar die Erkenntnis hervor, daß Kurz nicht nach einem bestimmten Plan seine Dichtung schafft, in der er nun ihm willkommene Materialien unterbringt, sondern diese sind ihm für den Gang der Entwicklung schlechterdings ausschlaggebend: sie bilden eine überreiche Fülle von Bausteinen, zu denen er ein passendes Gerüst konstruiert.

Aus den Akten allein ließ sich nur bis zu einem bedingten Grade die Entwicklung Schwans herauslesen. Die Behörde interessierte im jeweiligen Falle nur, was der „Malefikant“ verbrochen, sie stellte daher in erster Linie den Verlauf einer Sache fest, fragte aber nach näheren Umständen und zurückliegenden Ereignissen erst dann, wenn Verständnis und Beurteilung des Falls es ausdrücklich verlangten. So bleibt unser Wissen lückenhaft und die Auffassung späterer Vorgänge wird erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Im Sonnenwirtprozeß ist die Lage nicht so mißlich. Man braucht da nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen, die Gegensätze, die allenthalben aufeinanderprallten, waren zu groß, als daß man über ihre Forderungen und Gegenforderungen im unklaren hätte bleiben können.

Aber Ursprünge und erste Anlässe liegen doch vielfach im dunkeln[1]).

Wollte Kurz also nicht mit einer wertlos aufgeschwemmten Nacherzählung aller Verfehlungen Schwans aufwarten, sondern darstellen, was seinen Helden oft erst förmlich dazu gezwungen, so mußte er als souveräner Dichter schöpferisch eingreifen und eine ungenügende Überlieferung durch die Poesie stützen und ergänzen. Daher werden wir in den Abschnitten bis zu Schwans eigentlichen „Schandtaten“ mit einer weitgehenden Erfindung rechnen müssen, wo hernach die Zeiten seines Räubertums den Anschluß an Protokolle und dergl. gegeben erscheinen lassen.

So ist Kapitel drei schnell abgetan. Wie Kurz aus einer im frühesten Kindesalter verstorbenen Margarete die Lieblingsschwester Friedrichs schuf, sahen wir schon und haben nicht erst mehr zu fragen, was an den Kuppeleien der Stiefmutter, was an den Hilfeversuchen des Bruders wahr sein könne. Der Phantasie des Dichters entspringt natürlich auch die sich anschließende Schilderung dörflichen Lebens. Um einen so bilderreichen Teppich zu weben, mußte rechtzeitig mit Anlage und Verknüpfung der Fäden begonnen werden, nur so ließ sich ein musterreines Gebilde erhoffen. Diesem Zweck dienen die Szenen in Ebersbach: Frieder im Hause, die folgenschwere Episode mit der Amtmännin, endlich die erste Begegnung und bald darauf auch die Zusammenkunft mit Christine, deren Bekanntschaft hübsch zurückgeleitet wird und zum Kontrast an eine Unart des Fischerhanne geknüpft ist. Aber noch reichere Farben hat der

1) Als beispielsweise die Geliebte Schwans ihres unehelichen Verkehrs halber zum ersten Mal vor die Schranken ihres Dorfgerichts treten mußte, notierte man, weil es das Herkommen so wollte, „Christina Müllerin, des Bauern Hans Jerg Müllers eheliche Tochter“, aber danach wurden sofort die Pflichtfragen gestellt; was wir heute gern wissen möchten, das war damals in aller Mund, es ausdrücklich aufzuschreiben, hätte man als mehr denn überflüssig empfunden.

Dichter auf seiner Palette: Schwans umsichtige Tätigkeit in Haus und Hof wird hervorgehoben und auf eine überaus weiche und schöne Art seine Beziehungen zu der Familie des Hirschbauern angebahnt. Unmerklich haben wir damit schon wieder die Gemarkung der Historie betreten, dem Dichter selbst unbewußt, der hier noch keinen geschichtlichen Boden unter seinen Füßen spürte. Denn was ihm über die Familie von Schwans erstem Weibe bekannt war, läßt sich genauer als manches Andere ausmachen.

Rekapitulieren wir jedoch zuvor, wie sich die Verhältnisse im Roman gestalten. Kurz zeichnet eine arme Familie, am äußersten Ende des Dorfes wohnhaft, der selbst die geringsten Mittel zum Lebensunterhalt fast dauernd fehlen: eine auffällige Armut findet hier der Sonnenwirtle bei seinem ersten Besuch vor. Der gilt der schönen Tochter Christine, die Herz und Sinne ihm in Fesseln hält, seitdem er kürzlich ihrer zum ersten Mal ansichtig geworden ist. Vorher kannte er sie gar nicht, obschon ihm — ein unausgeglichener Widerspruch — ihre Brüder liebe Schulkameraden waren. Von den Eltern wird zunächst nichts weiter erwähnt, als daß der Hirschbauer während einer Krankheit die Unterstützung der Gemeinde in Anspruch nehmen mußte. Ein kleiner Spätling, Lobele geheißen, bringt einen Sonnenstrahl des Glücks in die Behausung der Dürftigkeit. Mit der Tochter knüpft nun Schwan ein Liebesverhältnis an, doch scheitern seine Kopulationsversuche an der späten, nicht zu späten Entdeckung des Amtmanns, daß die Familie des Hirschbauern mitsamt ihrem Oberhaupt leibeigen sei. Damit beginnt erst die schwerste Zeit für die Familie. Der Vater kränkelt, Christine fällt in ihrem Zustand dem Haushalt obendrein zur Last, aber die Lage bleibt einen Tag wie den andern unverändert. Nach längerem Siechtum stirbt der Alte, gottergeben und weise wie ein Patriarch, der jetzt noch einmal seine unglücklichen Kinder segnet. Neues Unheil regnet über die Witwe herein: die

Schande der Tochter muß sie mit ansehn, zwei blühende Söhne werden ihr genommen; der „kleine Wollkopf“, der dem geächteten Schwager nun Botendienste leistet, bleibt ihr einziger Trost. Dessen ältere Brüder, Hans und Jerg, hatten sich dem Sonnenwirtle seit seinem ersten Besuch eng angeschlossen und bald auch an seinen Diebstählen teilgenommen. Als Hans wegen eines Wildfrevels den Schwager ins Gefängnis begleiten mußte, hatte das aufgehört; seitdem war seine Feindschaft unauslöschlich und bei der ersten Gelegenheit spielte er, der sich inzwischen hatte anwerben lassen, den leichtgläubigen Schwan der Behörde in die Hände. Was nachher aus ihm geworden, hat der Dichter nicht berichtet; Jergs Ende dagegen erfahren wir. In Stuttgart, wo er als Packer eine einträgliche Stellung gefunden, verhalf er einem Deserteur zur Flucht, ward statt seiner auf Geheiß Riegers ins Regiment gesteckt und schließlich als einer der achtzehn Aufrührer zu Geislingen standrechtlich erschossen.

Dies etwa sind im Abriß die Geschicke der Hirschbauern-Familie. Entsprachen sie aber so der Wirklichkeit? An Christine werden wir dabei weniger denken; sie war in allen Verhandlungen mehr als es ihr seiner Zeit lieb gewesen beteiligt, und noch in den letzten Tagen zu Vaihingen hatte man die beiden konfrontiert, um Klarheit über verschiedene Vorgänge zu bekommen. Von ihr wußte Kurz also genug, höchstens daß er, was Alter [1]) und Vorgeschichte betraf, auf eigenen Füßen stehen mußte. Wie jedoch verhielt es sich mit den übrigen Mitgliedern? Mit Benutzung alles vorhandenen Materials, das sich aber nur aus dürftigen Tauf- und Totenbuchaufzeichnungen und ein paar sonstigen Eintragungen zusammensetzt, läßt sich etwa diese Skizze entwerfen:

1) Nachrichten mit Altersangabe hatte er nur aus Ebersbach selbst, leider widersprechend: am 3. Juni 1750 gab Christine vor der Censur ihr Alter auf 21 Jahre an, am 3. Februar 1751 zählen beide erst zwanzig!

Die Familie Müller stammte aus dem Flecken Gültstein, der wie heute so damals zum Oberamt Herrenberg gehörte. Dort war der Vater Hans Georg ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts geboren[1]), dort hatte er, wahrscheinlich in den zwanziger Jahren des nächsten Säkulums, geheiratet, und hier kam auch, nachdem 1725 der Ehe ein Sohn, der nach dem Vater genannt wurde, entsprossen, am 1. Januar 1730 die erste Tochter zur Welt, die in der Taufe, aus der sie der Schultheiß Conrad Ruthard hob, den Namen Christine erhielt. Von einer jüngeren Tochter Anna, die nach der Großmutter hieß, legen ihre protokollierten Aussagen Zeugnis ab.

Was Meister Müller, der als Zimmermann tätig war, zu einem Ortswechsel veranlaßte, wissen wir nicht mit Sicherheit, aber man wird kaum fehlgehn in der Vermutung, daß es ein wenig einträgliches Handwerk war, welches ihn mit Frau und Kindern nach Ebersbach übersiedeln ließ, wo er nun sein Heil als Bauer versuchte, nur nebenher noch im erlernten Beruf tätig[2]). Der erwartete Umschwung trat aber hier keineswegs ein: eher noch dürftiger scheint die Familie in Ebersbach gelebt zu haben, dazu in ziemlicher Zurückgezogenheit, die nur die unliebsame Angelegenheit der älteren Tochter zeitweilig aufhob. Als der Vater, der Sommers 1753 mit Erntearbeit im Unterlande seinen Unterhalt sich verdient hatte und sich bereits auf dem Heimwege befand, in Gaisburg, das heute schon zu Stuttgart gehört, einem Hitzschlag erlag, schrieb man ihn in das dortige Totenbuch als Bürger von Ebersbach ein, in Ebersbach als Bürger von Gaisburg![3]).

1) 2. April 1694; der Sohn am 14. November 1725.

2) Meist wird er in den Urkunden als Bauer bezeichnet, zuweilen nur heißt es noch Zimmermann.

3) Das Datum seines Todestages differiert etwas. Im Gaisburger Totenbuch steht: „den 5.ten August [1753] ist Johann Georg Müller Zimmermann und Bürger in Ebersbach, als Er in der Ernde im Unterlande gewesen Und in seiner Retuor erkranket, bey Gaißburg aber

Dies Bild nun, das nachher noch durch wenige Striche zu vervollständigen ist, darf man nicht der Zeichnung im Roman entgegenhalten, denn von den mitgeteilten Tatsachen wußte Kurz noch nichts. Er war ausschließlich auf die Akten angewiesen: da wurde gelegentlich der Eheverhandlungen der Vater seiner anfänglichen Weigerung wegen erwähnt, später Francisca Müller als Witwe und ihre zweite Tochter genannt, und ebenso fehlte der Sohn Hans Jerg darin nicht. Um bei diesem anzufangen, so machte Kurz des Kontrastes halber zwei Brüder aus seinem Doppelnamen, vielleicht unter dem Einfluß von Linck, der fälschlich einem zweiten Bruder Christinens den auch im Roman erzählten Honigdiebstahl zuschrieb [1]. Dem jüngeren der neu erschaffenen Brüder, Jerg, erteilte Kurz die Rolle des hilfsbereiten Schwagers zu, während Hans zum ausgesprochenen Verräter degradiert wurde. Andeutungen dazu fanden sich allerdings mehrfach: Hans Jerg wurde „puncto fericidii et furti“ tatsächlich 1751 mit Schwan zusammen ins Gefängnis abgeführt, dieser nach Ludwigsburg, er nach Hohenneuffen. Auch scheint

---

erlegen Und dann in das Schulhauß unter großer Schwachheit hereingeführt und daselbsten nach wenig Tagen gestorben und begraben worden. Seines Alters 59 Jahr“. Und die Eintragung im Ebersbacher Totenbuch zum Jahre 1753 lautet: „4. August starb Johann Georg Müller, Zimmermann allhier und Bürger in Gaißburg, Stuttgarter Amts, an der Hitzkrankheit, da er von der Ernde nach Hauß gewollt, liegt in Gaißburg begraben“.

1) Linck S. 22, der sich hier durch den seltsamen Wechsel im Gebrauch der Vornamen hat beirren lassen. Der Sohn tritt einmal als Hans Jerg, dann als Hans oder nur als Georg auf. — Es ist mir nicht entgangen, daß in der Beschwerdeschrift des Ebersbacher Amts über das nächtliche Schießen in der Nacht zum 1. Januar 1750 neben Schwan, Hans Jerg Müller u. a. auch ein Jakob Müller genannt ist, ich glaube aber, daß er zu der in Ebersbach heimischen Familie gleichen Namens gehört, von denen sich mehrere gerade dieses Vornamens in den dortigen Tauf- Ehe- und Totenbüchern finden. Auch wäre es zumindest wunderlich, wenn dieser Bruder, zudem noch ohne Verwandtschaftsbezeichnung an dieser Stelle, sonst nie genannt worden wäre, wo für jeden andern der Müllers mehrere Belege vorhanden sind.

er wirklich — und sicher nicht mit Unrecht — in seinem Schwager den Urheber seiner Bestrafung erblickt zu haben, an dem er sich nun rächen wollte. Von diesem Vorhaben wußte Kurz aus einem Brief Friedrich Schwans an Schwager Hehl, worin es hieß, daß sich der Müller „zum Theil ein bartes Tränckhgelt“ mit seiner Gefangennahme verdienen werde. Daher wird er jetzt im Roman zum Judas, der den Frieder mit Hinterlist aus seinem Versteck hervorlockt. Der Lebensausgang endlich, den Hans Jerg als Jerg nimmt, ist dem Dichter durch den Soldatenberuf nahe gebracht worden.

Die übrigen Figuren des Müllerschen Kreises sind minder an den Romanvorgängen beteiligt. Aus Anna, der Schwester Christines, wußte er gar nichts zu machen und ließ sie darum ganz aus; statt ihrer wird das hübsche Brüderchen eingeführt, für die Handlung selbst aber ebenso bedeutungslos. Von den Eltern war wenig gesagt; der Vater hatte etwa seine völlige Ohnmacht dokumentiert, als er auf Geheiß Schwans die Züchtigung seiner Tochter eilends einstellen mußte, und ihre Armut brauchte kaum eigens betont zu werden, sie guckte an allen Ecken und Enden hervor und war ja der Grund aller Schwierigkeiten.

Dies Moment unterstrich aber der Dichter noch, als er aus der Mittellosigkeit gar eine Leibeigenschaft machte, eine Erfindung zwar, aber eine Wendung, auf die ihn nicht allein seine Phantasie gebracht hatte. Ein viertel Jahr nach dem Tode ihres Vaters kam nämlich Anna Müller bei der Gemeinde Ebersbach um eine wöchentliche Beisteuer ein, weil sie „an der Schwindsucht laboriere und in dürftigster Armut seye“. „Ob nun wohl diese ledige Müllerin keine Bürgerin, auch sich sonst schlecht genug aufgeführt, so wurde ihr doch wegen Ihrer bittren Armut auf eine Zeitlang wöchentlich 6 kr CXPC gewährt“.

Diese Eintragung findet sich im Kirchenconventsprotokoll, das Kurz nicht bloß kannte, sondern man kann sagen: durchstudiert hatte, und sie hat ihn höchst wahrscheinlich

auf die bezeichnete Umgestaltung der äußeren Lage gebracht. Er griff gern zu dem Ausweg, der ihm eine glaubwürdige und zugleich spannende Lösung des Ehehandels gewähren sollte. Denn in den labyrinthischen Gängen dieses Streites hatte sich der Dichter so gründlich verlaufen, daß er alle Hoffnung den Weg ins Freie zu finden, fahren ließ und sich einen künstlichen Ausgang eben durch die Leibeigenschaft des Hirschbauern schuf.

Es muß von vornherein zugestanden werden, daß die Akten in diesen Partien die Sachlage nicht klar zu erkennen geben. Man erfuhr daraus nur, daß die Kirchenzensur im Juni 1750 der Heirat widersprach, und aus den Protokollen war zu ersehen, daß sich der Vater anfangs heftig gegen die zugemutete Verbindung sträubte, schließlich aber nachgab und dann abermals sein Wort zurückzog, als Frieder, ungeduldig, ihn durch Drohungen und Beschuldigungen übelster Art zu einer beschleunigten Abwicklung der Dinge anspornen zu können vermeinte. Ferner war von einem zweimaligen Aufgebot die Rede, dem nach der Zuchthausstrafe Schwans sich das dritte anschloß, aber „ohnerachtet er sich noch vor Ihrer Schwängerung ehrlich mit Ihro versprochen gehabt, auch es wegen seiner Minderjährigkeit durch Suppliciren würcklich dahin gebracht, daß er sich mit Ihro verheurathen dörfen, So habe dennoch sein Vatter, weil Sie ihm nicht reich genug geweßt, durchaus nicht darein willigen wollen und es bey dem Pfarrer Kölle und Amtmann Liomin dahin zu bringen gewußt, daß ihm aller Umgang mit derselben verbotten worden, ob man sie schon zum dritten Mal miteinander ausgerufen gehabt“ [1]). Schließlich wollte sich der Vater nur dann mit der Ehe einverstanden erklären, wenn das Paar nach Amerika auswandere.

Über die zu Grunde liegenden rechtlichen Bestimmungen war nichts zu entnehmen: man wußte damals in Ebersbach vielleicht selbst nicht recht, wie weit man im

1) Vaihinger Verhör vom 11. März 1760.

Erlauben und Verbieten gehn dürfe, oder setzte sich über Vorschriften hinweg, auf die der unkundige und durch Geldmangel wehrlose Friedrich Schwan nie aufmerksam zu werden oder zu machen imstande war.

Hermann Kurz hat, wie seine Schilderung verrät, diese Mängel offensichtlich empfunden und sie dadurch abzustellen gesucht, daß er sich eine Kenntnis der hierher gehörigen Gesetze verschaffte. Aber seine Hilfsmittel waren unzulänglich oder seine Orientierung flüchtig, jedenfalls gewann er keinen rechten Einblick in die mannigfachen Reskripte und stiftete durch ein halbes Wissen erst vollends Verwirrung an. Denn indem er nun nicht wie die Akten über die Vorgänge in großen Zügen hinwegging, brachte er durch seinen Versuch die Lage zu klären, offenbar Widersprüche und Fehler hinein.

Im Roman nämlich wickeln sich die Ereignisse so ab[1]): Schwan, der noch minderjährig ist, bedarf zur Heirat der Zustimmung seiner Eltern, die aber bei der Ungleichheit der Brautleute nicht zu erwarten steht. Auch der Hirschbauer versagt fürs erste sein Jawort, da mit seiner Einwilligung, solange es am Sonnenwirt fehle, gar nichts geschehen sei. Vor dem Kirchenconvent erfahren wir mit den Worten, die damals niedergeschrieben wurden, daß Frieders Vater sich endlich einverstanden erklärt habe, aber die Beschuldigung eigenen Ehebruchs ihn zwingt, seine Erlaubnis zurückzunehmen. Daran kehrt sich indessen der Sohn jetzt nicht mehr: er weiß plötzlich, daß ihm das Recht zusteht, seine Minderjährigkeit abzukaufen und dadurch die Stellung des Vaters zu umgehn; so verlangt er, die erforderliche Taxe zu bezahlen, von seinem Vormund die notwendigen Mittel. Der Beantwortung der Frage, die Pfarrer und Amtmann gemeinsam „der Form wegen“ an den Vater richten, ob er denn seinen Konsens geben wolle, weicht dieser aus,

1) vgl. Teil I 145. 149. II 34. 37. 43. 46. 48. 50—57. 61. 63. 64. 67. 74—77. 128—130.

zu Haus jedoch schlägt er dem Sohn vor, nach Amerika auszuwandern; dann also will er ihn mit der Zustimmung und seinem „Mütterlichen“ nicht fürder hinhalten. Ohne sich darauf einzulassen, reicht Friedrich seine Supplik bei der Regierung ein, die ihn auf diesem zweiten Wege zum Ziel führen soll. Drei Gulden brauchte er dazu, die er wieder durch Drohungen aufzubringen glaubt, was seine Schwester sofort zu Protokoll gibt; schließlich zahlt sein Vater dennoch das Geld. Das Gesuch wird nun nach Göppingen gebracht und von dort an die Regierung weiter befördert. Während das Brautpaar noch der Antwort harrt, ist der Diebstahl Schwans ruchbar geworden; aber der Sonnenwirt, der diesmal aus eigenem Schuldbewußtsein die Tat verwischen möchte, droht seiner Frau, die beiden „morgen heiraten zu lassen“, wenn sie den Behörden etwas verrate. Endlich trifft auch die fürstliche Genehmigung ein und dem Alten ist jede Waffe aus der Hand gerissen, — da zerstört die Aufdeckung der Leibeigenschaft alle Kreise des Jungen. Eine Trauung vermag er selbst nicht zu erzwingen, als das Oberamt darauf dringt, denn zur Taxe, die der Pfarrer vorher verlangt, will es nicht hinreichen. Vor Haß und Wut geht Schwan dem Pfaffen über Geld und Kirchengut und verlegt sich mit diesem neuen Einbruch den letzten Weg zu einer rechtlichen Verbindung für immer.

Soweit Kurz. Verfolgt man den Verlauf der Fabel auf geradem Wege, so gewahrt man, daß der Dichter seine Erfindung später wieder aufgegeben hat, indem hernach nicht mehr von der Leibeigenschaft gesprochen wird, sondern der Pastor dem Vater immer nur die Vermögenslosigkeit der Müllerin vor Augen führt und selbst nur seine Gebühren fordert, während der Amtmann seiner Ablösungsforderung gar nicht mehr gedenkt.

Aber auch vereinzelte Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten bleiben nicht verborgen. Nach Kurz ist bei Minderjährigkeit entweder die Erlaubnis beider Eltern oder der Regierung, die dann den Supplikanten für groß-

jährig erklärt, zur Heirat erforderlich. Vater Sonnenwirt nun versagt sie mit einer belanglosen Willensänderung, gibt dann aber selbst das Geld zu Frieders Gesuch, also zu einem Zweck, den er hartnäckig nach wie vor bekämpft, und droht andrerseits diese Zahlung illusorisch zu machen, indem er den Sohn kraft seiner Einverständniserklärung heiraten lassen will! Das steht weder mit seinem Charakter in Einklang, noch auch stimmt es zu den damals herrschenden Gesetzen[1]). Danach mußte allerdings der Sohn, solange er noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt war, sich bei Heiratsdifferenzen dem Willen der Eltern beugen; so wollte es bereits die erste Eheordnung vom Jahre 1534, und so bestimmten es die folgenden in noch präziseren Worten. Aber er konnte, bestand seiner Meinung nach das elterliche Verbot nicht zu Recht, die Entscheidung den „geordneten Eerichtern und räten" vorlegen, und schon die zweite Eheordnung, die neunzehn Jahre nach der ersten erlassen ward, drohte wie den ungehorsamen Kindern so den Eltern mit einer Strafe, die nicht „billicheit bedencken", sondern von Eigennutz und Starrsinn in ihren Entschlüssen bestimmt werden. Der dritte darauf bezügliche Erlaß von 1687 verschärfte die bisherigen Bestimmungen insofern, als er das Moment der Minderjährigkeit überhaupt ausschaltete, milderte sie aber auch, indem im achten Paragraphen ausdrücklich betont wurde, daß die „Ehe-Richter und Räth", wenn die Eltern einmal ihre Einwilligung gegeben, „ausdruckentlich oder stillschweigend, indeme sie ihrer Kinder Vorhaben gewust, und nicht widersprochen, gehindert, oder verwehrt, sondern es geschehen lassen" „ihren hernach bezeugenden dissensum nicht attendiren" sollen.

Das also war die Basis, auf der man hätte verhandeln müssen. Von einem Entweder-Oder der Erlaubnis war

---

1) Die verschiedenen Eheordnungen bei Reyscher, Sammlung der württembergischen Gesetze Bd. IV S. 66 f. und 85 f., Bd. VI Kap. VI § 8. S. 104 ff.

gar nicht die Rede, und nach dem Eintreffen der Dispensation hätte gleichfalls der Vater nicht mehr drein zu sprechen gehabt, sondern Schwan wäre nur unter dem Vorwand seiner unsicheren Lage hinzuhalten gewesen, wie das ja derzeit auch wirklich geschehen ist. Indessen kannte sich Kurz da nicht recht aus und gelangte auf diese Weise zu der überraschenden, zum Teil gewaltsamen Lösung.

Kurz bewegte sich hier auf unsicherem Boden, er fühlte das und bemühte sich es zu verbergen: sein Amtmann, der flüchtig über die bestehenden Eventualitäten hinweggeht, erklärt, er habe nicht weiter nachgesehn, da es ihn nicht interessiert habe [1]). Das ist also ebenso ungenau, wie es geradezu die Dinge auf den Kopf stellen heißt, wenn er sich wenig vorher [2]) über die allzu liberale Regierung ereifert, die das junge Volk ins Blaue hinein heiraten lasse, wenn nur brav Dispensgelder gezahlt würden. Im Gegenteil waren gerade in den letzten Dezennien Erlasse ausgegangen, die derartiger Übereilung wirksam entgegensteuerten [3]).

So vermissen wir, den Fall schlechthin genommen, hier zum ersten Mal eine in allen Teilen bessernde Durcharbeitung des Stoffes. Sehen wir uns hingegen das Sujet auf Einzelheiten an, ergibt sich ein von diesem völlig verschiedenes Resultat, das wir nunmehr herzuleiten haben. Überhaupt muß unsre Untersuchung, die um des Zusammenhangs willen ein gut Stück vorausgeeilt war,

---

1) II. Teil S. 75. 2) S. 74.

3) Die Eheordnung von 1687 bestimmte § 18 ausdrücklich, junge Leute, „wann sie aber offenbar zu frühzeitig sich verehelichen wollen“ „mit der Ehe-Bestättigung gar noch eine Zeitlang“ hinzuhalten. Ein Rescript vom 17. Mai 1727 bringt alle Bestimmungen nochmals in Erinnerung und verbietet selbst die Rücksichtnahme „in favorem prolis“. Ein Rescript vom 17. November 1735 verlangt bei Gesuchen um Dispensation Angabe des Vermögens, während ein späteres vom 17. Dezember 57 sogar Angaben über die Tüchtigkeit des Betreffenden zum Soldatenstand einfordert.

zurückkehren zu den Begebenheiten des fünften Kapitels, bis wohin die Nachprüfung gerückt war.

Die zusammenfassende Behandlung der Familien- und Ehegeschichte, die uns bis gegen das Ende des zweiten Teils führte, erweckte dadurch vielleicht den Eindruck einer nur die Hauptpunkte berücksichtigenden Schilderung. Aber das war nur das Gerüst von Tatsachen, an dem ein massives Mauerwerk breiter Erzählung emporgeführt und mit Ornamenten und Emblemen nicht gekargt worden war.

Kapitel VI, wo wir die alten Fäden aufzunehmen haben, zeigt vielmehr den starken Unterbau der Tragödie; der eigentliche Konflikt ist hier noch nicht ausgebrochen, die Darstellung holt weit aus, wobei Nachrichten aus Akten und Protokollen das bindende Element abgeben. Nachdem Hermann Kurz uns in die Wohnung des Hirschbauern geführt, kehren wir zu den Antagonisten zurück, zur Sonnenwirtin und dem Fischerhanne, der ihr alle Neuigkeiten noch ofenwarm zuträgt. Aber noch darf der Alte ihnen sein Ohr nicht leihen, denn der Dichter hat so viel auf dem Herzen, daß es auf ein Zusammenziehen des Knotens längst noch nicht abgesehen sein kann. Er bedient sich daher, ihn offen zu halten, gern einer Eintragung des Konvents, freilich erst aus späterer Zeit [1]), der gegen den Sonnenwirt erhobenen Beschuldigung des Ehebruchs, die ihn bei dem eifersüchtigen Gezänk seiner Frau dem Sohn willfähriger macht und damit den Fortgang aufhält. Kurz erzählt den Vorfall dem Bericht getreu und zum Teil mit gleichen Worten nach und knüpft daran bequem eine Musterung der häuslichen Angelegenheiten, welche die Dinge nicht in Fluß bringen wollten. Es ist eine Zeit vor dem Sturme.

Auch Frieders Verhalten, dessen Liebesgeschichte mit seiner hitzigen Werbung aktenmäßig erst im Januar 1750 begann, war vorzubereiten und zwar seinen ersten

---

1) 15. September 1752.

gereizten Äußerungen nach besser negativ durch bittere Erfahrungen jeglicher Art. So hat es auch Hermann Kurz gehalten. Er bedient sich da der fiktiven Aufforderung zur Kinderlehre, wodurch in Frieder die Empfindung der Niederlage nur vergrößert wird. Wie der Dichter diesen Zug festgehalten hat, ist er als sein Eigentum anzusprechen; doch standen im Protokoll der Kirchenzensur mehrere ähnliche Fälle, aber auch schon ihre Bestrafung verzeichnet, wenn nämlich die Mahnung, „sich ins künftige bey diesem heylsamen und nützlichen instituto fleißig einzufinden“ nichts gefruchtet hatte. Hier wurde also ein ganz für sich stehender Fall lokalisiert, das Verbot des Neujahrsschießens[1]) hingegen ist eine zutatlose Übernahme. Alljährlich warnte man von neuem vor dem Unfug, den man immer wieder aus dem bekannten Trotz verübte, mit dem das Volk um alte liebe Gebräuche kämpft[2]). Kurz aber ist der Sitte nach dieser Seite hin nicht weiter nachgegangen, er hat nur herangezogen, was von Schwans Übertretung gesagt war.

Für die nächste Zeit ergibt sich nun nach der gerichtlichen Untersuchung folgendes „Itinerar“ Schwans: Die Nacht zum 1. Januar 1750, in der er mit seinen Ge-

---

1) Alter und Wandel solcher Neujahrsbräuche veranschaulicht für Schwaben sehr schön eine Stelle aus dem „Leben“ Seuses, der das achte Kapitel (S. 26) mit den Worten beginnt: „Als ze Swaben in sinem lande an etlichen steten gewonlich ist an dem ingendem jare, so gand die jungling dez nahtes us in unwisheit und bitent dez gemeiten, daz ist, sú singend lieder und sprechent schönú gediht und bringent es zů, wie sú mügent mit hoflicher wise, daz in ire liep schapel geben“. (Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, ed. Karl Bihlmeyer. Stuttgart 1907).

2) Zuerst verboten im General-Rescript vom 26. November 1661: „. . . daß einiger Mensch am Newen Jahrs-Tag, innerhalb denen Städten und Dörffern, bey einer kleinen Frevel Straff, nicht mehr schießen solle . . .“ Nochmals wurde am 23. Dezember 1740 darauf verwiesen und befohlen, auf Übertretung „ein wachsames Auge zu haben“. Man vergleiche auch das ähnliche Motiv des Maibaumsetzens in Auerbachs „Befehlerles“.

sellen durch Schießen die Jahreswende feierte, seine Werbung um Christine am 9. Januar, einem Bußtage, endlich seine Reise nach Frankfurt, die er am 16. antrat. Diese drei Termine sind der Handlung zu Grunde gelegt, die durch einen Brief Christinens belebt wird, der, obwohl undatiert, gewiß aus jener Zeit stammt [1]). Er begründet das späte Aufsein, ihre beinahe geschehene Verwundung und nach vorübergehendem Groll den Besuch Schwans während der Kirchenzeit.

Vorher indessen hat der Autor mit seinem Helden Einkehr gehalten im Gasthaus des Becken, wo ihm die lange Silvesternacht trefflich Gelegenheit bietet, wie aus einem Füllhorn auszuschütten, was er von den Ebersbacher Bauern in Erfahrung gebracht hatte. Als nämlich Kurz bei seinem Aufenthalt daselbst das Protokoll des Kirchenkonvents vorgelegt erhielt, blieb er nicht bei dem Actum vom 26. Juni 1750 stehn, das diesen Band eröffnete, sondern er sah, obgleich er davon nichts erwähnt, das ganze Buch, dessen Eintragungen bis ins Jahr 1775 reichten, sorgsam durch und machte sich, wie die Nacherzählung beweist, genaue Aufzeichnungen daraus.

Es ist nur zu verständlich, daß ein derartiges Buch den größten Reiz auf ihn ausübte [2]). Das barg ein Stück Kulturgeschichte jener Zeit in sich, in der der Pfarrer die Pfade seiner Gemeinde zu überwachen Recht und Pflicht hatte und die kleinste Unregelmäßigkeit vor seinem Forum rügen durfte; daher spiegelten sich in diesen Blättern mehr oder weniger scharf die Mängel und Gebresten wie des Dorfes so des einzelnen Bewohners. Kurz konnte auf solche Weise tiefe Einblicke in das Leben der ver-

---

1) Die Geheimhaltung ihres Namens ist gewiß mehr als bloße Spielerei.

2) Ihrer gedenkt Kurz in den „Geschichtsbildern aus der Melacszeit“ S. XI: „— — selbst jene unter dem Namen Kirchencensurprotocolle bekannten Verhandlungen kirchlicher Zuchtpolizei, die in den Zusammenhang des örtlichen und ländlichen Sittenstandes mit dem gesamten Weltlaufe manchen ergiebigen Einblick tun lassen.“

schiedensten Familien gewinnen, aber auch mit den Ansichten des Volkes sich vertraut machen und ihnen manche abergläubische Verirrung ablauschen. So erschließt sich denn das achte Kapitel nicht bloß als eine von Dichterhand geschaffene Zusammenstellung dieser Auszüge: auch ein beträchtlicher Teil der späteren Nebenhandlung, die hier wenigstens in den Anfängen vorhanden ist, leitet daraus ihren Ursprung her.

Der Fleckenschütz (Joseph Betz) stammt allerdings nicht von dort, aber er ist auch keineswegs der abgeklatschte Typ des betrunkenen Amtsdieners, wie ihn die Literatur seit langem kennt und dem wir, gewiß nicht zuletzt, etwa im „Biberpelz“ begegnet sind; er ist die getreue Kopie der Wirklichkeit, die dem Dichter durch die Rügen des Göppinger Oberamtmanns, der dem Ebersbacher Amtmann Liomin höchst ironisch den „verdächtigen“ Schützen zu näherer Aufmerksamkeit empfahl, oder aus dessen verzweifelter Verteidigung vermittelt worden war.

Die übrigen Gäste des Becken sind nun sämtlich Übeltäter, die der Konvent vor sein Tribunal zu stellen irgend welchen Anlaß hatte.

Den Reigen eröffnet bei Kurz der Invalide, eine liberale, durch gesunden Menschenverstand ausgezeichnete Persönlichkeit im Dorfe, dessen poetische Entstehung wir genau zurückverfolgen können. Sein Stand rührt aus einer Notiz vom 5. Februar 1770 her, wo der Invalide Georg Friedrich Wörner (doch nennt Kurz den Namen nicht) „auch Profos, ein entsetzlicher Wirtshaussitzer“ zu besserem Lebenswandel ermahnt wird. Der Dichter hat ihn durch Verquickung mit anderen historischen Personen in ein Verhältnis zu Schwan gesetzt, das nun angeblich bis zum Tode Frieders währte. Daß er, der ergraute Krieger, dem jungen ausgelassenen Burschen seine „alte Lise“ leiht, ist eine naheliegende Erfindung; aber auch sonst mußte der Profos um ihn bemüht erscheinen, sodaß der Sonnenwirtle aus Frankfurt auch an

seinen väterlichen Freund schreibt, eine echte Briefstelle, die aber an Christinens Dienstherrn, Michael Dannenmann, gerichtet war. Natürlich erkannte dann, um das gleich hier abzutun, der Dichter in jenem Alten, der nach der Überlieferung Krippendorfs durch Abels Medium dem armen Sünder auf seinem letzten Wege ein Lebewohl zugerufen hatte, sofort seinen Invaliden wieder.

Neben ihm hat er aus dem Protokoll auch dem Küblerfritz in seiner Dichtung das Bürgerrecht verliehen und in diesem Fall aus wenigen Bemerkungen die Leidensgeschichte eines gutherzigen aber willensschwachen Mannes gewoben, zu dessen einsamem Grabe noch spät der Verfemte seine Zuflucht nimmt. Am 4. Januar 1754 hatte sich der Ebersbacher Kübler Johannes Krapf über sein Weib, die ihm das ganze Gesicht zerkratzt hätte, beklagt, war jedoch von der Kirchenzensur mit der Aufforderung fleißig zu arbeiten und ihr keine Gelegenheit zu Zwistigkeiten zu geben beschieden worden; sie hatte man ihrer gräulichen Schimpfworte halber auf vierundzwanzig Stunden ins „Zuchthäusle“ gesperrt. Als nach einem Monat Krapf seinem Kirchherrn die alte Weise vorklagte und die Faulheit der Frau an der Vernachlässigung seines Kindes erster Ehe kund tat, ward ihr mit einer Anzeige beim Oberamt gedroht und damit die Geschichte für die Öffentlichkeit abgetan. Da spinnt Kurz die Fäden weiter. Den Charakter des hilflosen Ehemanns verinnerlicht er und spricht ihm Gemütstiefe da zu, wo man im Leben nur den unbotmäßigen Pantoffelhelden herausspürte. Darum geht im Roman der Kübler nicht selbst zum Pfarrer, Nachbarn tragen diesem die Nachricht zu, und die bei allem Aufbrausen zu zart besaitete Natur nimmt sich das Leben, als er seiner Frau nicht Herr zu werden vermag.

Durch diese Abrundung der Geschichte knüpft der Dichter an einen historischen Vorgang an: an den von Schwan abgelehnten Kauf des Küblerhauses. Seine Eltern hatten 1750 die Absicht das Haus eines Küblers,

der, kein seltenes Vorkommnis in Ebersbach, den gleichen Namen wie jener Spätere trug, ihrem Sohne zu erwerben. Unser Dichter wußte nur um die unter „entsetzlichen Drohungen und Verwünschungen“ erfolgte Verwerfung Frieders und schoß die beiden Fäden ohne Weiteres ineinander; daß dieser Kübler gerade nach „Preußisch Pommern“ ausgewandert war, „nachdem er allhier nicht gefunden, was er dort anzutreffen vermeynte“, war ihm nicht zu Ohren gedrungen [1]).

Weniger ausführlich sind nun die übrigen Begebenheiten behandelt, die Kurz im Konventbuch vorfand. Manches wird sogar im Fluge abgetan: so die Kirchenstuhlstreitigkeiten oder die Erwähnung der Separatistin, leider nicht auch die Erzählung vom Küfer, die nur eine Parallele zu der vom Kübler bedeutet. Ungekürzt ist die verhängnisvolle Eigenmächtigkeit der alten Anna in den Roman eingegangen, der Ausdruck „baufälliges Weib“, der dem Dichter ob seiner Naivetät besonders gefallen haben muß, aus anderem Zusammenhang hinübergenommen [2]).

Ein kompilatorisches Verfahren zeigen auch die Beispiele der „Sabbatentheiligung“, die aus den verschiedensten Jahren zusammengetragen sind: das Anstreichen einer Bettlade am Sonntag monierte beispielsweise die Behörde erst nach Schwans Tode. Aber das verschlägt nichts. Kurz kommt es darauf an, recht eindrucksvoll das Leben in Ebersbach zu malen und darum trägt er aus Jahrzehnten zusammen, was hier in wenigen Abendstunden als Vorgänge éines Vormittags geboten wird. So die Geschichte vom Hexenprozeß, der sich 1751 in Ebers-

1) Die Nachricht fand ich in den „Wöchentlichen Anzeigen“ vom 13. Juni 1750 sub „Inngemein“.

2) Im December 1752 bat nämlich „der alte Ehrenmann“ um eine Unterstützung, „weil er schon lang sey baufällig“; das notierte sich Kurz, wie ein im Nachlaß befindlicher Zettel lehrt, und sagte es von der Witwe Knäulerin aus.

bach in der Form einfacher Ehehändel abgespielt hatte [1]), und desgleichen ist aus dem Husarentanz in der Spinnstube, auf deren Treiben die Behörden wieder und wieder hingewiesen wurden, eine breitere, dichterisch gefärbte Episode geworden [2]).

Die Auswahl haben wir damit beendet; noch enthielten die Zensuraufzeichnungen zwar Manches, was für das damalige Leben in Ebersbach interessant gewesen wäre, aber Kurz konnte nicht noch weiter die Handlung ausdehnen, die schon mit diesen Proben auf eine weite Strecke hin brach gelegt worden war. Als die Gäste die Plätze räumten, schied auch der Dichter von seinem Protokoll und brachte im Folgenden wieder rein historische Ereignisse vor. So den schon erwähnten Brief Christinens, gewiß in jenen bangen Stunden hingeworfen [3]), eine

---

1) Die Frau schalt den Mann einen Hexenmeister, er klagte deswegen! „Da er nun darüber, nehmlich über das Saufen und Sonntagsspielen abgestraft worden, und versprochen, ins künftige sich für dergleichen excessen zu hüten: so sind sie beide zur Verträglichkeit ermahnt, und das Weib insonderheit gewarnt worden, sich für harten Beschuldigungen, die sie nicht beweisen kann, in acht zu nehmen, sich auch von ihren Eltern wider ihren Mann nimmer unnöthiger Weise aufbringen zu lassen." Damit war alles erledigt; Kurz baute aber die Begebenheit weiter aus, verschärfte sie ein wenig und flocht Einzelheiten aus der Familie des Klägers ein: so die Erzählung von der Hochzeit, die mit dem Tode des Bräutigams jäh schloß, auch die Anekdote von den Strümpfen im Kamin, die der alten Hammelayin den ungetreuen Liebsten wieder bringen sollten; beides Vorfälle, die im Protokoll standen, aber mit jener harmlosen Beschimpfung nicht das geringste gemein hatten.

2) In einem Rescript vom 2. Juli 1705 heißt es: „— — in Zeiten deß continuirten leidigen Kriegs-Wesens wiederum eingeschlichene ärgerliche Liecht-Kärtz und Kunckel-Stuben, darinnen öffters von dem ohngezogenen ledigen Volck, viel Uppigkeiten pflegen verübet zu werden — — — — — daß weder ledige Bursch noch andere Manns-Persohnen bey denen Liecht-Kärtzen und Kunckel-Stuben gestattet, sondern die Übertrettere mit gebührender Bestraffung andern zum mercklichen Exempel ohnnachlässig angesehen werden."

3) Vgl. Teil I, 121. Kurz hat sich da verlesen: nicht „Datum

fraglos berechtigte Vermutung, die im Roman zur Tatsache erhoben ist und die Werbung Frieders der größeren Schlagkraft halber ursächlich daraus gefolgert hat. Die Schilderung folgt Punkt für Punkt fast der Erzählung, die Vater Müller am 30. Januar 1750 abgegeben hatte, aber dessen ungeachtet hat Kurz auf eine leise, idealistische Färbung der zu derben, zu bäurisch-handfesten Geschehnisse nicht verzichtet: das Messer, womit er auch „schon ein Schwein umgebracht", hat nunmehr nur „unvernünftigen Geschöpfen den Lebensfaden abgeschnitten", und so sind durchweg die Ausdrücke gemildert, auch statt des Sechzehn-Bätzers, den sie auf den Eheverspruch genommen, eine poetisch nachdrucksvollere Liebkosung eingesetzt. Daß die Art ihrer Entdeckung ausschließlich dem Roman angehört, braucht nicht mehr gesagt zu werden, und nicht anders verhält es sich mit dem Neujahrsessen der Wirtsfamilie. Nur daß gerade der Chirurg auf Frieders Entfernung drängte, ist nicht zufällig: der Dichter hatte dafür an einem späteren Brief Schwans, in dem er von Sartorius Hilfe erhoffte, einen gewissen Anhalt.

So leitet er zur Reise Schwans über, die aber poetisch nur von Ebersbach aus beleuchtet wird; aus Frankfurt lag außer ein paar Briefen keinerlei Material vor, ein Bild des dortigen Treibens wollte sich nicht mühelos bieten, da selbst über den Sonnenwirt von Sachsenhausen nichts Genaues zu ersehen war. Es handelte sich da jedenfalls um einen Vetter des Alten, dem Kurz eine kleine Lebensgeschichte andichtet. Nur auf diese allerengsten Grenzen scheint die Phantasie eingestellt: bis zur Abreise wird alles bis ins Detail geschildert, den Aufenthalt in der Mainstadt füllt der Autor mit den später konfiszierten und daher auf uns gekommenen Briefen Schwans aus. Zwar werden sie nicht sämtlich und immer wörtlich in den Roman eingewirkt, aber auch

diesen Tag", dessen naive Orientierung Kurz noch S. 162 belächelt, steht da, sondern: „din Dag", was doch Dienstag meint!

kaum nennenswert für die Dichtung hergerichtet; Kurz rückt sie der Reihe nach ein und liefert nur die nötigsten Erklärungen dazu, hin und wieder auch zu einer weiteren Kombination ausholend. Zweifellos sollte der Leser durch die echten Briefe in engere Berührung mit dem Helden gebracht und von der Aufrichtigkeit seines Vorhabens besser überzeugt werden, weshalb denn, schwerlich zum Vorteil des Werkes, die oft umständlichen Sätze des Originals stehn gelassen sind. Ja, das Fremdartige der Zeit in Gebräuchen und Formeln schärfer abzuheben, setzte Kurz sogar die Adresse eines späteren Briefes an die Spitze, während an anderer Stelle die Empfindung seines Helden geglättet ist, um das Publikum nicht einem zu realistischen Luftzuge auszusetzen [1]).

War bisher durch Mitteilung der Korrespondenz ein Stillstand in der Handlung eingetreten, so rücken jetzt die Szenen weiter, weil auch die Schreiben Frieders einen Fortgang melden. Wieder sind nur diese die Quelle, und Kurz schöpft aus ihr für das fünfzehnte Kapitel, freilich zwei Briefe miteinander verquickend, einen vom 29. Januar 1750 aus Plochingen, den andern aus Hattenhofen vom 5. Februar [2]). Nur aus dem Orts-Datum liest er eine Verständigung des Bruders mit seiner Schwester heraus und läßt diese den Vorschlag machen, ihm bei einem Vetter ein Unterkommen zu schaffen, aus seinen

1) Jetzt heißt es (I 160) von Frieders Befürchtung: „Du möchtest in dem Eberspächer Markt zu dem Tanz gehen und Dich mit Einem einlassen“, wo ein derberes „und ein Bey dir schlafen lassen“ gestanden hatte. Zu den übrigen Briefen ist wenig hinzuzufügen. Die Vertauschung Dannenmanns, des Dienstherrn der Müllerin, mit dem Invaliden war bemerkt worden, noch nicht jedoch, daß sich damit eine Verbindung, die das Leben geknüpft hatte, im Roman lockerte. An jenem Ebersbacher hatte Schwan nämlich einen gewissen Halt, an ihn adressierte oder legte er doch die Briefe ein, welche für die Müllers bestimmt waren; diesen Zug notwendiger Vorsicht, den Schwan im Leben übt, hat Kurz bei der Umstellung der Personen für sein Werk übersehen.

2) Die Briefe weisen beide große Auslassungen auf.

Devotionsversicherungen leitet er das abverlangte Versprechen ab, Friedrich solle sich von jedem Verkehr mit Christine fernhalten, und ergänzt aus der noch vorhandenen Erlaubnis des Oberamtmanns (vom 6. Februar 1750) zur Wiederaufnahme Schwans ein notwendig vorausgegangenes Gesuch Liomins. Mit diesem bindenden Gelöbnis, von dem sein Sonnenwirtle auch nicht abwich, hat Kurz die in einförmig gerader Richtung verlaufende historische Linie glücklich verlassen. Der Februar gestattete nämlich wie die Zeit vor der Reise Zusammenkünfte der Liebenden, die jetzt sogar nicht ohne Folgen blieben, aber eine unbedachte Äußerung Christinens nutzend[1]), verlegte der Dichter jene entscheidende Liebesnacht auf die letzten Stunden vor der Abreise und schuf, ihr dadurch auch innere Berechtigung verleihend, durch die neuerliche Zurückhaltung Schwans Abwechslung und Spannung zugleich.

Vier ganze Romankapitel sind aus dem einen „Actum vom sechsundzwanzigsten Juni“ geworden, das man sich danach als recht umfangreich vorstellen möchte; denn die vielen Gerichtstermini und -gebräuche scheinen den engsten Anschluß an die Akten zu gewährleisten. Dem ist indessen durchaus nicht so. Die Anstalten der beiden Parteien noch vor dem angesagten Konvent sind rein romanhaft, nur dem Kontrast dient die Lösung vom Versprechen, das der Alte jesuitisch-teuflisch vornimmt.

Noch anders steht es um die Zensurverhandlungen, die weder erfunden noch geschichtlich genau wiedergegeben sind. Hier hat Kurz aus einer neuen Quelle seiner Dichtung frischen Zufluß geschaffen: es ist die „Sammlung Wirtembergischer Gesetze“, die Gerstlacher 1759 und 60 in zwei Bänden zu Stuttgart herausgab, die der Dichter als eine zum Teil recht wirksame Dekoration nicht verschmähte. Die Notwendigkeit, sich über ver-

1) Das Kind, eine Tochter namens Anna, wurde am 30. November 1750 geboren. Am 20. April gab Christine an, sie sei seit 13 Wochen, am 3. Juni seit 16 Wochen schwanger.

schiedene Rechtsbegriffe genauer zu orientieren, mag ihm diesen Gedanken nahe gebracht haben. Aus den Akten wußte er, daß Schwan für sein Vergehen vierzig Gulden Strafe zahlen mußte, und nochmals war im Vaihinger Protokoll durch Konfrontation der beiden Beklagten ermittelt worden, wieviel Frieder seiner Geliebten zur „Hurentax“ zugegeben hatte. Von andern Einrichtungen, die auf Fleischesvergehen zur Anwendung kamen, konnte Kurz in den „Wöchentlichen Anzeigen“, die er bekanntlich sorgfältig durchgesehen hat, lesen [1]).

Dergleichen hat ihn fraglos zu näherem Studium veranlaßt; daß ihm dann die oft recht seltsamen Bestimmungen für das Zeitkolorit sehr gelegen kamen, verstehen wir recht gut und begreifen von da aus vollkommen die umgekehrt zu ihrer Verwendung notwendigen Abweichungen von den wirklichen Vorgängen. Er benutzte also die bei Gerstlacher gebotenen Reskripte, mit denen er sich diesmal auffällig vertraut zeigt: so hat Kurz sämtliche auf Übertretung des sechsten Gebots stehende Anordnungen derartig fest im Kopf, daß er wohl auch Bestimmungen, die garnicht beieinander standen, richtig zu verbinden und mit ihnen zu operieren weiß [2]).

1) So wurde am 10. Juli 1759 eine Frau in Ludwigsburg eingeliefert, die am 28. Juni „als eine incorrigibles Prostibulum betrettene Dirne“ mit dem Hurenkarren bestraft war.

2) Einen schönen Beleg dafür gibt die Stelle, an der wir Gerstlacher (Sammlung aller einzeln ergangenen Herzogl. Wirtembergischen Gesetze und Normalien. 2 Bde. Stuttgart 1759/60) zum ersten Male im Roman begegnen. In den Akten war nur die Strafe für vorzeitige Schwängerung genannt worden, nun zieht der Dichter die entsprechenden Gesetze selbst heran: der 45. Paragraph sagte aus, daß Minderjährige in solchem Fall „die ordinari-Scortations Strafe“ erleiden sollten (Gerstlacher [im Folgenden: G. abgekürzt] II, 2. S. 195. Kurz sagt im Roman: „vor vier Jahren“; das Rescript datierte vom 22. August 1746). An einer anderen, früheren Stelle hatte er von der Anwendung der Strafe gelesen (G. II, 2. S. 190 Anmkg.: „Kraft Specialrescripts vom 25. Oct. 1731 solle die Scortationsstrafe auch alsdann statt haben, wenn zwar vor dem Beischlafe sponsalia erfolget, dieselbe aber nur clandestina gewesen“), gleich fügt er die mühelos erworbene Weis-

Seine Erfindungskraft läßt Kurz sodann wieder spielen, um die Vorgänge im Dorfe, die durch Haß und Scheelsucht hervorgerufen, fortzeugend Böses gebären müssen, an der Hand der Gesetze weiter zu umgrenzen. Da wird zunächst das Additamentum zu den Gebühren nicht übersehen; man merkt ordentlich, mit welcher Freude und Genauigkeit Kurz die einzelnen Verordnungen erklärend zerlegt[1]). Und mit nicht geringerer Genugtuung mag er die Bestimmung gegen widerspenstige Amtleute aufgenommen haben, die ohne weitere Bedenken auf den Ebersbacher präzisiert wird. Wir wissen von keiner Schikane Liomins in der Angelegenheit, und man darf sie auch nicht daraus erschließen wollen, daß Schwan sich seine Beisteuer zur Taxe der Müllerin auf unrechtem

---

heit hinzu; denn sie paßt zu seinem Amtmann, und „lateinische Brocken“ dürfen in einem Prozeß nicht fehlen! Deshalb bezeichnet er ausdrücklich das Vergehen noch einmal als „delictum carnis“, wie es nicht in diesem Rescript geheißen hatte, worauf er aber in einer Überschrift der gleichen Seite gestoßen war.

Die Begründung sodann der Verurteilung zu einer Geldsumme erfahren wir nur indirekt vom Amtmann: der Sonnenwirt schüttet seiner Frau sein Herz über dieses Unglück aus, und weil es ihn im Grunde selbst angeht, ist ihm kein Punkt der Belehrung verloren gegangen, sodaß er (1750 schreiben wir) Wendung für Wendung das Rescript vom December 1755 wiederholt! (G. II, 2. S. 264: „— — — mit hin ohne gnädigste Specialerlaubniß in Zukunft keinem mehr die Abverdienung in herrschaftlichen oder andern Geschäften gestattet werden solle“.)

1) Zu „Sonnenwirt“ II. Teil S. 39 vgl. G. II, 2. S. 200—202. § 50 bestimmt, daß „das surplus, so denen Ehebrechern, Fornicanten und frühen Beischläfern“ angesetzt wird, „zum Fürstlichen Zuchthause zu employiren“ sei. Im § 51 „wird hiemit vorbemeldtes Generalrescript dahin erläutert“, daß „— — — 3.) eine durchgängige Gleichheit bei allen und jeden dergleichen um Geld gestraften Personen nach Proportion derer unterschidlichen Klassen und Summen beobachtet wissen, und zu Vermeidung weiterer Irrungen zu jedem Gulden derer oben benannten sowol von Fürstlichem Regierungsrate als auch von denen Beamten ansetzenden Strafen noch ferners drei Kreutzer einzuziehen, und solches surplus an den Zucht- und Arbeitshauspfleger zu Ludwigsburg einzulifern gnädigst verordnet haben will.“

Wege verschaffte: das war ganz selbstverständlich und das mindeste, was er für die Mutter seines Kindes tun konnte. Doch nicht als Forscher, als ein Dichter bemächtigt sich Kurz des Reskripts, zu dessen Kenntnis er seinem Helden, wie auch später nochmals in ähnlicher Situation[1]), eine gelehrte Bekanntschaft im Zuchthaus nachrühmen muß, der Schwan eine solche Verfehlung von einem anderen Amtmann erzählt hatte. Da auf diese Vorhaltungen der Amtmann mit den schärfsten Strafen droht, wird der Leser auch mit der Institution des Hurenkarrens[2]) bekannt, doch hat der Dichter andre Arten der Beschimpfung, wie Gißübel oder Geige[3]), die er, wie ein Entwurf mit derlei Namen darauf schließen läßt, auch für den Roman geplant hatte, nachher doch weggelassen[4]).

So verbrämt er mannigfaltig das Verhör, das im einzelnen keinen Kommentar mehr benötigte, wenn nicht gleich die Erklärung für Schwans geheimnisvolle Beschaffung der Taxe hier angereiht werden sollte. Von dem Ertrage des Korndiebstahls konnte sie Christine, indem sie ihre eigenen wenigen Sparpfennige hinzunahm, erlegen. Dieses Motiv hätte Kurz ganz so belassen können. Ein Diebstahl im Elternhaus, der in höchster Not,

---

1) Teil II, S. 139.

2) G. II 2. S. 272: „Man hat dahero vordersamst der Notdurft zu seyn erachtet, zur Einführung einer besseren Ordnung und um dem immer mehr und mehr überhand nehmenden Laster der Unzucht und Hurerei nachdrüklicher zu steuren, den ehedessen mit gutem Effeckt gebrauchten Hurenkarren nicht nur wiederum einzuführen . .“

3) Bei G. II 1 S. 8 und 10 erwähnt. Bei dem sog. Gißübelabsprengen wurde der Frevler in einen Korb über ein Wasser gesetzt und zur Belustigung der Zuschauer ins Wasser geschnellt. Die Geige, eine Art hölzerner Maschine, wurde nur weiblichen Personen um den Hals gelegt: so führte man sie um den Marktbrunnen bis zum Tore; vgl. Wächter, Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Württemberg (Tübingen 1832), S. 233.

4) Der Ausdruck „Schellenwerken“ Tl. II, S. 40 ist ebenfalls aus G. II 2 S. 270.

um die Geliebte vor dem Zuchthaus zu bewahren, begangen war, dafür fehlte keinem das Verständnis, und die Begründung jenes nächtlichen Einbruchs mit der drückender werdenden Armut, die in der Wirklichkeit nur den Anstoß gegeben hatte, ist kaum schwerwiegender zu nennen. Aber Kurz hängt so fest an den Aktennachrichten, allenthalben sieht er in ihnen Eigentümliches, eben für diesen Menschen Charakteristisches, daß er keinen einzigen Zug missen möchte und nun diese Umstellung vornimmt, um die allerdings kuriose, ganz zu Schwan passende Tatsache in sein Werk zu ziehen. Begreiflich genug, daß ihm nur an dem Histörchen selbst gelegen war; die Begleitumstände waren nicht recht einwandsfrei[1]), sodaß er den Kern aus der Geschichte herausschälte und ihn mit der Beschaffung der Taxe verquickte: so ward wieder eins der zahlreichen Verbrechen des Sonnenwirtles zu einer fast harmlosen eigenmächtigen Entleihung herabgemildert.

Ein gleiches Umspielen der Quellennachrichten macht sich wie hier so in den nächsten Kapiteln bemerkbar. Nicht viel anders steht es mit der dritten Verurteilung Schwans, die trotzdem wie ein Markstein unter diesen Vorgängen herausragte, welche als ein nie zu entscheidendes Geplänkel sich über ein Jahr noch hinzogen. Eine Schlägerei mit blutigem Ausgange gab nur indirekt dazu Veranlassung. Zahlreiche Gründe hätten längst zu neuem Einschreiten berechtigt, wenn man es nicht sichtlich ver-

1) „Welche Quittung nicht nur wegen der darinn enthaltenen ruchlosen Ausdrücke, vermessener Drohungen und gotteslästerlicher Verfluchungen eingesehen zu werden verdient, sondern auch in Ansehung ihrer Ausstellungsart merkwürdig ist, indem nemlich Inquisit Schwan nach vollführtem Diebstahl einsmahlen zwischen zwölf und ein Uhr mit zwei anderen in Weibs-Bilder verkleideten Manns-Personen zu dem Strauben gekommen, die Handschrift unbegehrt von sich gegeben, dabey aber seinem Schwager das Außgehen auß dem Hauß verbotten hat, unter angehängter Bedrohung, solchem, wann er den Vorfall anzaigen würde, ohnfehlbar sein Hauß anzuzünden." Aus den Akten Frommanns.

mieden hätte aus der dörflichen Bannmeile herauszutreten. Schließlich brachte ein mehr aufsehenerregender als gefährlicher Wutanfall des vielgepeinigten Bräutigams den Stein ins Rollen, und nun wurden dem Sünder sämtliche Vergehen auf die Rechnung gesetzt.

Um der Einheitlichkeit willen hat Kurz nicht alles in Poesie gewandelt; er hält sich in der Darstellung an eine gerade Linie, welche die Hauptpunkte schneidet; was davon entfernt liegt, bleibt entweder unberücksichtigt oder wird auf den einen Schienenstrang der Ereignisse verlegt. So ist der Amtmann gegen Frieder eingenommen, und der Vater, selbst wenn er dem Sohn zustimmen möchte, stets ein unterwürfiger Getreuer, und Händel Schwans mit Liomin, die den alten Wirt mit Recht auf des Kindes Seite sahen, blieben ganz fort. Dagegen scheut Kurz nicht die ewigen Klagen, die gegen den Sonnenwirtle von allen Seiten laut wurden und mit der Stiefmutter die eigene Schwester zur Denunziation beim Amt trieben, aufzunehmen und mit einer Vorladung des Alten vom 3. September 1750 zu verbinden, schon um den feindseligen Geist des Dorfes anschaulicher zu machen sowie durch die fingierten Verteidigungsreden Friedrichs nachträglich zu zeigen, was man von derlei Geschwätz hätte halten sollen. Endlich bereitet er dadurch trefflich auf den Diebstahl vor, an dem er doch nicht vorübergehen konnte.

Kurz notiert sich in seinen Auszügen einmal: „Vater und Mutter denunzieren ihn, daher ers natürlich auch lernt.“ Friedrich gewöhnt sich (in der Dichtung) daran, seine Eltern zu betrügen, aber nicht leichten Herzens läßt ihn der Dichter den ersten eigentlichen Diebstahl, von dem ihn nicht Jugendtorheit mehr reinzuwaschen vermöchte, beim Vater begehen. Hier bietet sich abermals ein interessanter Beleg für die Art, wie Kurz sich sein Gewebe zusammengeknüpft hat. Friedrichs Vater hatte in seinem Leben bis zu der Zeit die Familie Müller keinen Augenblick durch Geld oder Lebensmittel unter-

stützt. Da las Kurz bei Linck[1]), daß der Sohn „zuweilen seinem Vater eine Schüssel Mehl als Beitrag“ „abgeplagt“ habe. Diesen Satz greift er auf, wendet ihn aber, um durch eine wenngleich geringwertige Schenkung, zu der sich bei ihm der Vater herabgelassen habe, für Christine eine Art Gewohnheitsrecht herzuleiten, das sie bei immer drückenderer Armut umso eher geltend machen zu können glaubt. Die Ausführung selbst wird den Akten getreu nacherzählt. Auch der Gewehrkauf ist richtig, und es findet sich keinerlei Ausschmückung in der Begründung: Schwan hatte natürlich die Wilderei wieder aufgenommen, weil er nicht anders für sein Weib zu sorgen wußte. Ein nur im Roman nach dem Vorgang des späteren Pfarrhausdiebstahls wiederholter Behelf ist es, wenn der Knecht den Einbruch bemerkt und seinem Herrn meldet, das Verhalten des Vaters aber erschloß der Dichter aus dem Unterbleiben der Anzeige. Darum droht der Sonnenwirt nur damit, was dem Sohn keinen Eindruck macht, den Dichter aber zu einer nochmaligen Anwendung Gerstlacherscher Weisheit verleitet; die ganz unglaubliche Kenntnis dieses Bauernburschen rührt natürlich dort her, mitten aus einem Paragraphen, der die Fälle vereinigt, in denen „in specie die Strafe des operis publici statt habe“ und zeugt in der Auswahl für die genaue Belesenheit, die sich Kurz in dem Buch angeeignet hatte[2]).

Bei der Darstellung der Müllerschen Familienver-

---

1) S. 21.

2) G. II 2 S. 295: „— — wie auch ungerathene unartige Kinder, an denen ihrer Eltern getreue Zucht nichts helfen, noch einige Besserung zu hoffen seyn will, gemeinet seyn sollen, veranlasset worden, auf ein Mittel zu gedenken, welches bishero in vilen wohlbestellten Landen, Städten und Herrschaften mit Nutzen practiciret, und dadurch mancher ungerathener Mensch wiederum zum Nuzen gebracht worden, daß nämlich selbige ad operas publicas angehalten werden sollen, um darinnen in Sprengen und eisernen Banden so lange zu arbeiten, bis Jeder sein Verbrechen nach Bewandtniß Desselben, wie auch seine Azung, und was seinetwegen sonsten aufgeloffen, gänzlich abgebüsset haben wird.“

hältnisse war auch der Ehekonflikt Schwans, der nie zu einem Abschluß kam, gestreift worden; hier haben wir noch mit ein paar Worten darauf zurückzukommen.

Zwei Proklamationen waren vorüber, da trat, noch ehe das letzte Aufgebot vorgenommen werden konnte, das Gericht dazwischen, das den Sonnenwirtle seiner neuen Brutalitäten wegen vor die Schranken forderte und in raschem Prozeß zu anderthalbjähriger Zuchthausstrafe verurteilte: so „war die Copulation selbsten wegen der von Schwan inzwischen gespielten Straiche im Anstand gelaßen worden.“ Dem Dichter konnte ein solcher Verlauf, den letzten Endes Schwan sich selbst zuzuschreiben hatte, nicht genügen; er hat daher, wie in den übrigen Partien an derlei Wendepunkten auch diesmal allzu formlose Rundungen kunstvoll zu Ecken ausgearbeitet und durch die Erfindung der Leibeigenschaft einen triftigeren Grund für die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen aufgeboten. Den wuchtig geführten Hieb, der auf den ahnungslosen Frieder niedersaust, in seiner Kraft noch zu verstärken, hat Kurz Christine in ihrer Angelegenheit zu Amtmann und Pfarrer laufen lassen, von denen sie nicht ohne Augenblickserfolge heimkehrt; diese Besuche sind späteren Ereignissen aus der Zeit zwischen Zuchthaus und der Gefangenschaft auf dem Hohentwiel nachgebildet. Nicht um eine Umstellung historischer Vorgänge handelt es sich dagegen, wenn Frieder seine Sache einem Advokaten übergeben will, sondern hier wurde eine Anregung ausgeführt, die gewisse Hinweise dem Dichter spendeten; sie hat in Worten des Sonnenwirtles ihren Ursprung, die er 1753 aussprach: „er wollte sich wünschen, er hätte einmal einen Rechtstag und könnte seine Sache aufsetzen lassen und hätte zwei oder drei Doctors,“ und nicht viel anders verhält es sich gleich darauf mit der Geschichte des Botenjakobs, wo den Akten nach der Vater nur geklagt hatte, daß auch Fuhrleute wegblieben. Kurz schafft aus diesem unscheinbaren Satz, der dazu noch das Verhalten des Sohnes kritisierte,

die Figur dieses gutherzigen Mannes und zählt ihn natürlich jenen Kutschern zu, die Frieder einst scherzhalber bestohlen hatte.

Der Hauptvorgang, die Entstehung der Streitigkeiten in der Sonne, ist wiederum, um drei so gänzlich verschiedene Methoden nebeneinander zu stellen, in großen Zügen den Berichten nacherzählt. Über kleine Fäden, die verbindend und haltend sich an das Romangerank knüpfen, können wir rasch hinweggehen, so wenn der Chirurg, der eine Rolle in der Angelegenheit spielte, weil er verbinden mußte, als Schwager mit Frieder verhandelte. Sonst aber hat es mit den Angaben über den Hausdiebstahl seine Richtigkeit, wie damals auch eine Haussuchung bei Müllers nach belastendem Material stattfand, welche die schon erwähnten Briefe zu Tage förderte. Hier ging, das sah auch der Dichter, ein größerer Abschnitt in Schwans Leben zu Ende, und so wird nach den Vorkommnissen im Wirtshaus ein wahrhafter Kehraus gemacht; mit einer zu peinlichen Genauigkeit ist die Scene nochmals in die Gerichtsstube von Ebersbach verlegt, in der Kurz alle seine Notizen besser vor uns hinbreiten konnte: so darf er die Kornpreise zitieren (die der Amtmann nur der Geste halber aus der Zeitung ersieht; Kurz hatte sie sich mit den Ergebnissen der Untersuchung herausgeschrieben) und die Erklärung für die geheimnisvoll verschaffte Taxe bringen, hier verschmäht er es auch nicht, sich des längeren über den Honigdiebstahl Jerg Müllers auszulassen, statt bündig dessen Verurteilung mit dem Wildfrevel zu begründen, ja Kurz prunkt sogar in diesem Zusammenhange mit der Kenntnis des Stellionats, die er sich wahrscheinlich durch die Lektüre der „Wöchentlichen Anzeigen“ erworben hatte [1],

---

1) So wurde zu Neuenburg am 7. November 1757 eine Dirne „puncto diversorum Stellionatuum condemniert.“ Wo sich dann Kurz über den Begriff informiert hat, ist schwer zu sagen, da die meisten Lehrbücher über Strafrecht mit der Erklärung auch die Etymologie brachten. Bei Gerstlacher fällt der terminus allerdings nicht und

und bestimmt nach ihnen berichtet er über die Zusammensetzung der Ludwigsburger Sträflinge. Erst danach setzt sich sein Transport in Bewegung, Ludwigsburg zu, wo man eben den Waisenpfarrer zu Grabe trägt.

Die Zeit der Gefangenschaft Schwans wird vorerst völlig überschlagen; als sich der Vorhang hebt, stehen wir, die eben noch die Ereignisse des Jahres 1751 in aller Deutlichkeit miterlebten, im Jahre 1756, was uns doch einigermaßen wundernehmen muß. Denn mit der Begründung, Kurz habe die Handlung komprimieren müssen, um sich nicht zu verlieren, wird man schwerlich diese Erscheinung abtun können. Ein erster deutlich fühlbarer Riß in der Komposition ist nicht zu leugnen, und er tritt nur darum minder scharf hervor als der viel klaffendere des vorletzten Kapitels, weil hier die Zusammenfassung wenigstens nicht auf eine der Poesie so zuwiderlaufende Art erfolgt ist. Eine Erklärung für diesen Bruch wird man meines Dafürhaltens darin zu finden haben: im Sonnenwirt läßt sich eine gewisse wiederkehrende Gleichmäßigkeit in der Quellenbenutzung genau beobachten. Wie etwa Wolfram in den Partien sein höchstes Können entfaltet, wo ihm bei Chrestien bereits eine Grundlage gegeben war, während die Gestaltungskraft eher nachläßt, wo er alles selbst schaffen muß, so hat Hermann Kurz stets dann seine Geschichte in die lebendige Handlung umgesetzt, wenn er über ein reicheres Material gebot, und sich dort meist mit der Nacherzählung begnügt, wo ihm selbst nur wenige Nachrichten zu Gebote standen.

Es trifft das nicht durchgehend, aber doch in der Hauptsache zu. Jedenfalls hier, wo die nächsten beiden Kapitel ausgefüllt sind durch Ereignisse, die auch im Roman in der Vergangenheit spielen. Es handelt sich vornehmlich um die Zeit, die Schwan in Ludwigsburg

---

auch in Haltaus: glossarium germanicum medii aevii, das Gerstlacher zitiert und deshalb von Kurz benutzt sein mochte, kommt es nicht vor.

und auf dem Hohentwiel verbrachte. Darüber lag nur der bloße Tatbestand vor, der aber die Phantasie des Dichters nicht genügend beflügelte, um daraus eine unmittelbare Schilderung hervorquellen zu lassen, wie wir sie etwa von dem Leben in Ebersbach empfangen haben. Kurz belebt die Vorgänge, aber seine Schöpferkraft ist nicht ergiebig genug, ausführlichere Aufzeichnungen, wo sie fehlen, zu ersetzen und auch ohne sie das Leben im Gefängnis zu einer selbständigen Studie zu erweitern. Es mag das zum Teil Absicht sein, wie nicht verkannt werden soll, aber eine gewisse Dürftigkeit, ohne Akten die Phantasie spielen zu lassen, ist nicht zu verbergen. An der positiven Leistung können wir uns sofort von der Wahrheit der Behauptung überzeugen: wie schön ist die Scenerie, die das 27. Kapitel eröffnet, und wie fein überhaupt der Rahmen, der die Erzählung aus vergangener Zeit umspannt. Aber der war genau festgelegt! Es hieß ausdrücklich, daß Frieder nach seinem Ausbruch aus dem Göppinger Gefängnis Christine, welche in Neckartenzlingen in Stellung war, abholte, jene aber nach drei Tagen in Dettingen von seiner Seite gerissen wurde. Eine bestimmte Situation war also gegeben, diese Vorgänge sah er im Geiste vor sich, und wo sie für die Dichtung nicht scharf genug waren, brauchte er sie nur durch das Fixierbad einer gesteigerten Einbildung gehn zu lassen, und lautere Poesie trat zu Tage. Anders aber stand es mit der Zeit, die Schwan im Gefängnis gewesen. Hier gab es nur die Meldungen von seiner Flucht und einige Einlieferungsscheine des Ludwigsburger Verwalters, da hätte der Dichter eine vollständig neue Aufnahme machen müssen, und hierzu dünkte ihn selbst das Objektiv seiner Phantasie zu wenig scharf. So beharrte er bei der Wiedergabe des Vorhandenen, im Gegensatz also zu der Einkleidung. Nirgends ist er darin bei der Überlieferung stehn geblieben, überall hat sein Dichtergeist bestehende Ansätze weitergebildet und zu einem Kreis von Zusammenhängen gerundet. Wir können

das gut an der Schulmeistersfrau von Neckartenzlingen studieren, bei der Christine in Lohn und Brot stand. Von ihr hatte die alte Müllerin zu Protokoll gegeben, daß sie die Tochter eines Schultheißen (zu Freudenhausen) und erst ein Jahr verheiratet sei. Kurz folgert aus dem Umstand, daß Christine bereits seit Monaten bei ihr diente, zunächst eine allerdings wahrscheinliche günstige Gesinnung ihrer Herrin, die er jedoch durch ihre Beziehungen zu Ebersbach begründet. Darauf weist ihn die Nachricht, sie habe einen Schultheiß zum Vater gehabt. Sogleich wird sie da mit dem Ebersbacher Amtshaus in Verbindung gebracht, und sogar Frieder muß ihr seine Blicke zugeworfen haben! Ein solches Schloß erbaut Kurz der Poesie, wo er einen realen Untergrund vorfindet; muß er sich aber auch diesen schaffen, so erhebt sich seine Anlage nur selten hoch über den Erdboden.

Die Berichte sind nun vom Dichter so verteilt worden, daß Frieder seine Erlebnisse in Gefangenschaft und Fremde erzählt, Christine über die Heimat berichtet. Was freilich der Sonnenwirtle gleich eingangs über ihre wiederholten aber vergeblichen Anläufe gegen Amt und Kirche vorträgt, sind gemeinsame Erinnerungen, die zur Orientierung des Lesers nötig waren[1]).

Damals spielte sich ein ähnlicher Vorgang wie anderthalb Jahr zuvor ab. Das Paar hatte sich, als man ihrem vereinten Bleiben zu heftigen Widerstand entgegensetzte, entschlossen nach Amerika auszuwandern, aber durch die vielen bösen Erfahrungen endlich gewitzigt, glaubten die Behörden nicht mehr recht daran und gaben ihre Erlaubnis erst nach längerem Zögern und unter der

1) Mit leichter Überarbeitung wird zu dem Zweck ein Satz aus dem Vaihinger Inquisitions-Protocoll geboten, der in einer Aussage des Beklagten die Geschehnisse so zusammenfaßte: „in der Absicht, sich hie oder da copulieren zu lassen, seyen sie vier Wochen miteinander umgeloffen, endlich aber noch, ehe es geschehen, wiederum nach Hauß gekommen und beyde so lang in arrest gesezet worden, biß Inquisit versprochen gehabt, daß er Sie abandonniren wolle."

Bedingung, daß Schwan auf seine Rechte in Herzogtum und Gemeinde verzichten würde.

Indessen hatte Schwan diese Resolution, die am 15. Juli 1753 eintraf und besagte, daß er „cum sponsa nach Pennsylvanien ziehen dürffe“ nicht mehr abgewartet. Ungeduldig, wie er geworden, war sein Entschluß bald gefaßt, als Christine eines Tages mißmutig und verzagt von einem ihrer erfolglosen Botengänge aus dem Pfarrhaus zurückkehrte und ihm von Uhr und Geld des Pastors erzählte; er wollte sich diese Sachen holen und den Pfarrer, „der ihm am meisten hinderlich gewesen“, mit seiner Gewalttätigkeit einschüchtern. Aber der Sonnenwirt war nur ein geschickter Dieb: mit der Beute zu wuchern oder sie nur den Blicken der Späher zu entziehen, wußte er nicht und hat es Zeit seines Lebens nicht gelernt; auch diesmal blieb man sich über den Täter nicht lange im Zweifel, denn noch am folgenden Tage bemächtigte man sich seiner Person, und so zerrann die letzte Hoffnung auf eine rechtmäßige Ehe mit Christine.

Diese Tatsachen sind im wesentlichen auch der Darstellung bei Kurz zugrunde gelegt, aber die Dichtung mußte die Gegensätze verschärfen, wenn die eigne Schuld Friedrichs an seinem Unglück herabgemindert werden sollte; nicht jähzornige Übereilung durfte den Diebstahl veranlassen, ein habgieriger Pfaff, der unerbittlich auf Vorausbezahlung der Taxe bestand, der mit geistlichem Gut schmähliche Simonie trieb, mußte ihn ins Verderben stürzen. Man mag sich hüten, diese Motivierung dem Dichter als blinde Parteilichkeit auszudeuten, sie ist nichts weiter als das Bestreben einen triftigen Grund für den „Kirchenraub“ herauszufinden und dazu berechtigte gewiß die erbitterte Feindschaft des Sonnenwirtes, der noch in seinen letzten Tagen geäußert hatte, es gelüste ihn „seinen Pfaffen von der Kanzel zu schießen wie den Vogel vom Aste“.

Über Schwans Aufenthalt in Frankfurt und seine

Rückkehr nach Ebersbach ist nur zu sagen, daß Kurz beidemal dort durch Auslassen gebessert hat. Nicht weil ein zufällig aufgefangenes „ein Mann ein Wort oder ein Hundsfott“ ihn an Weib und Kind erinnerten, hielt es den Wirtssohn nicht länger in der Fremde, sondern Prügeleien waren es, die ihm den Boden unter den Füßen heiß machten. Und jetzt ging er sogar bedenklich in sich. Er schied von dem Vetter mit dem Versprechen, seinem Vater in allem gehorsam zu sein und hat das, mehr als es ihn ehrt, erfüllen wollen: dem Alten bot er sogar an, die Müllerin aufzugeben. Doch es glaubte ihm niemand mehr, und allen erschien es ratsamer, ihn zwangsweise auf andre Wege zu lenken.

Die Geschehnisse, von denen nunmehr Christine zu berichten hat, sind der Erzählerin in mancherlei Hinsicht angepaßt. Das Schwere und Drückende ihres Lebens brauchte in den Worten Frieders nicht vermieden zu werden, ihre Aussagen dagegen hat der Dichter mit Vorbedacht auf einen sanft klagenden Ton gestimmt und darüber den versöhnenden Schleier der Erinnerung gebreitet. Mit den Angaben der Wirklichkeit war diese Melodie allerdings nicht zu instrumentieren, und darum begegnen wir in dem Teil auf verhältnismäßig beschränktem Raum starken Umdichtungen.

Da hören wir also von einem Sohn der beiden, der zur Welt gekommen sei, als der Vater im Zuchthaus saß. Schwan hatte von Christine drei Kinder, aber wir verstehen vollauf, daß Kurz an die Stelle der drei Mädchen lieber einen Sohn setzte. Ein Kind weiblichen Geschlechts weist im jugendlichem Alter viel weniger poetische Züge auf als ein Knabe, den wir uns als kleinen Helden, einen Hans in allen Gassen, oder ein Altverständchen denken mögen, während die Domäne der Dichtung recht eigentlich erst der Jungfrau erschlossen wird. Darum hat auch Kurz die Bahnen der Überlieferung verlassen, mit einem Klein-Frieder konnte und hat er andre Wirkungen erzielt als mit einem Töchterchen,

das unbeachtet geblieben wäre. Auch die zweimalige Flucht aus Ludwigsburg war für die Dichtung schlechterdings nur als Vehikel einer edlen Gesinnung seines Helden brauchbar. Die Abenteuer, die der unverbesserliche Vagant in wenigen Wochen als Reichsverteidiger und Deserteur erlebt hatte, verboten sich für den Roman von selbst, und auch die andre Begründung seines Entweichens, wonach ihm angeblich das Essen wenig behagte, wäre ein gar nüchternes Argument geworden. Kurz gesellte zu der fast romanhaft eigenartigen aber durchaus historischen Selbststellung, die den eigenmächtigen Urlaub ebenso selbstwillig beendete, die Geburt Klein-Frieders und den Tod des alten Müllers, wodurch ein fast zu grelles Licht auf die unerschütterliche Treue seines unschuldigen Klienten fiel[1]).

Was Christine sonst von sich erzählt, läuft auf eine Wiedergabe der Akten hinaus, und auch ihre abermalige gewaltsame Trennung von Schwan ist wahr, nur darf man nicht nach dem Fremden suchen, der sie erkannt und verraten habe. Auf dem Felde von Dettingen sperrten ihnen Wächter des Dorfes den Weg, und einem scharfen Kesseltreiben erlag das abgehetzte Wild in Kürze. Eine trostlose Zeit tat sich damals vor Frieder auf, die ihm des Winters Härte in all ihrer Leere und Verlassenheit zeigte. Trotz allem blieben es Wochen des Harrens für ihn, hatte doch selbst der historische Sonnenwirt tagtäglich ihr Gefängnis umstrichen und den Glauben an einen Umschlag der Dinge nicht verloren. Deshalb sind diese Monate eines taten- und planlosen

---

1) Christine war 1751 überhaupt nicht niedergekommen, ihr erstes Kind lebte bereits seit dem November des Vorjahres, aber mit dieser Verlegung ist unzweifelhaft nicht allein vermieden die leidigen Konsequenzen ihres zu frühen Verkehrs vor den Augen des ganzen Dorfes bis zum Äußersten zu steigern: es ist dadurch wieder ein neues Mittel gefunden, dem durch Leichtsinn und Zügellosigkeit bedenklich angeschwollenen Debet Schwans mit seinem mannhaften Eintreten für sein Weib ein namhaftes Kredit entgegenzustellen.

Dahinvegetierens nicht unwichtig, wiewohl ein wirklicher Einschnitt in die Lebensgeschichte Schwans sich erst von der Bekanntschaft mit den Wäschenbeurer Räubern uns ergeben will.

Dieser interessanten Zwischenzeit hat Kurz sich in drei Kapiteln zu bemächtigen gesucht: er wollte darin die Verbindungslinien aufzeigen, die Frieder mit Notwendigkeit auf die schiefe Ebene führen mußten, und hat darum zunächst Stimmung und Meinung der Behörden und Bewohner aus den erhaltenen Papieren fein herausgearbeitet; denn von ihrer Auffassung hing Frieders weiteres Schicksal ab: es fragte sich, ob man einem Manne, der nicht ohne seine Schuld in den Strudel geraten, die rettende Hand reichen, ob man ihn gar vollends hineinstoßen wollte. Aber eine Entscheidung stand eigentlich nicht mehr dahin; man hatte längst die Acht über ihn ausgesprochen, nun wartete man für den letzten Streich einen günstigen Augenblick ab: ein Schauspiel, das sich über Jahre hin ausdehnte und eine langwierige Agonie zeitigte, aus der Schwan sich mit übermenschlicher Anstrengung und den seltsamsten Verzerrungen des Leibes und der Seele vergeblich zu befreien suchte.

War aber für so minutiöse Augenblicksmalerei in einem Kunstwerk Platz? Gewiß nicht, und Kurz hat sich dieser Einsicht nicht verschlossen, sondern sich bemüht zu vereinfachen und Gebiete, die in einander flossen, durch sichtbare Grenzen sauber zu markieren. Sein Verfahren bestätigt das. Er verlegt die Scene ins Amt von Ebersbach, wo die erhaltenen Sendschreiben der Behörden, ihre Direktiven an die Bürgerschaft und ähnliche Mitteilungen das Sprachrohr jener Zeit abgeben. Das darin Gesagte soll von allen Seiten eine Beleuchtung erfahren, weshalb der Dichter Dokumente der verschiedensten Epochen zusammengenommen hat, wenn sie nur innerlich eine Einheit darstellten.

Auch Schöll ist hier wieder benutzt worden. Mit der Metapher „politische Blutigel“, die Kurz in der Vor-

rede[1]) zum Abriß fand und nochmals in das 38. Kapitel — dort mit dem Hinweis „wie ein damaliger Schriftsteller sagt" — einfügte[2]), spricht der Amtmann über die Kosten, welche die Jauner alljährlich verursachen, eine freie Zusammenfassung des neunzehnten Kapitels, in dem der Schaden annäherungsweise bestimmt war.

Daran schließen sich die einzelnen Schreiben. Zuerst die Vorschriften des Oberamtmanns, die er, wie sie sich im Roman finden, teils damals, teils nach der Ermordung des Fischerhanne ausgegeben hatte, die aber weil sie sehr allgemein gehalten waren, sich gut für jene von Kurz nachgezeichnete Zeit eigneten und als Dokumente, die uns noch heute ein Lächeln abnötigen, mit dem Kommentar des verärgerten Untergebenen und seiner malitiös witzelnden Ehehälfte ihre Wirkung nicht verfehlen[3]). Sodann ein Brief des Kreuzwirts, den Kurz mit besonderer Freude hervorgezogen haben wird; wurde es ihm doch dadurch möglich, alte Verbindungen herzustellen und neue Einblicke in ein vermorschtes Gemeindewesen mit wenigen Strichen zu gewähren.

Wir treten in das dreißigste Kapitel ein, das seit der zweiten Auflage den zweiten Teil des Romans eröffnete. Es ist eine Episode, die uns darin geboten wird, aus jenem unruhigen Leben des Verfemten, das wir soeben in dem verzerrenden Hohlspiegel der Regierung reflektiert sahen; jetzt soll auch die altera pars zu Gehör kommen. Kurz hat zu diesem Zweck eine Fülle

1) Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben (Stuttgart 1793), S. VI.

2) III S. 118.

3) Nachstehend die genauen Daten der einzelnen Erlasse: II S. 159 vom 30. Dezember 1756; II S. 160 vom 21. December 1753 (über den „Schwanenwirt"), das andere vom 16. Juli 1757. Kurz hat sich da verlesen: nicht „mit Gewehren in Händen" lautete der Befehl, sondern „mit Gewehren und Hunden". Gleich darauf gibt er richtig wieder: „die Hunde laufen lassen", was aber nun bei ihm garnicht verständlich ist. II S. 161 noch derselbe Erlaß. II S. 163 vom 11. October 1753 und II S. 164 vom 13. November dieses Jahres.

von Umstellungen, Ergänzungen und Neuerfindungen vorgenommen, so daß eigentlich in jeder Wendung der Fabel ein Kern von Wirklichkeit steckt und wiederum alles Dichtung ist. Genau genommen also gehört der ganze Hergang in das Reich der Poesie, denn stets ist Schwan in jener Epoche auf freiem Fuß gewesen. Der Dichter will aber diese Zeit kräftiger abschließen, der Leser soll sehn, wie Schwan allerorten keine Bleibe mehr hatte und sich darum schließlich gern von den sirenenhaften Lockungen einer unwürdigen Gesellschaft hinreißen ließ. Daher hat sich Kurz von allen Seiten ganze Motive so gut wie einzelne Züge förmlich aufgespeichert, und das erklärt uns die seltsame Verquickung der entgegengesetztesten Tatsachen. Denn an dem im Roman geschilderten Vorgang beteiligt er zwei andre historische, die im Verein mit einer erfundenen Gelegenheit explodieren müssen!

Als nämlich Friedrich Schwan im Herbst 1756 „in aller Eil“ Frankfurt den Rücken kehrte, weil die Häscher ihm auf den Fersen waren, hatten in Ebersbach, nachdem die Stiefmutter seinen Aufenthalt verraten, drei Soldaten ihn durch List gefangen genommen. Damals schaffte man ihn auf einem Karren nach Göppingen, wo ihm Halsband und Hosenträger von Eisen ein Entrinnen unmöglich machen sollten. Allein er entkam und konnte seitdem nicht wieder eingebracht werden. Nur im Juni des folgenden Jahres glaubte man vorübergehend an ein besseres Gelingen; man hatte bemerkt, daß er des öfteren in den unbewohnten Räumen des Sternwirts „pernoctiert“ habe und auch am Tage in Ebersbach herumstreiche. Auf solche Beobachtungen baute die Regierung ihre Pläne: in aller Stille sollte der Amtmann einen Überfall vorbereiten und ihn bei ehester Gelegenheit zur Ausführung bringen. Eines Abends nun hielt sich Schwan im Hause der alten Müllerin auf. Liomin, der davon Wind bekommen hatte, sammelte flugs seine Leute und umstellte die Wohnung, aber Schwan sprang durch einen offenen Laden hinaus — selbst die Schüsse, welche Bürger-

meister Bach und ein Müllersknecht ihm nachsandten, erreichten ihn nicht mehr.

Dies die zugrunde liegende Situation; fragen wir uns also, wie Kurz damit geschaltet habe. Daß wir eins der dichterisch reifsten und in der scharfen Kontrastierung zugleich eindrucksvollsten Kapitel vor uns haben, wird man nicht in Abrede stellen. Kurz hat die ungemeine Wirksamkeit nicht so sehr auf Grund der eben skizzierten historischen Begebenheit erreicht; die Figur der Alten, deren Wesen und Charakter der Dichter trotz der nivellierenden Darstellungsweise der Akten richtig erkannt hat[1]), ruft erst die ungeahnte Wendung hervor. Nach der ihm eigenen Methode, die wir schon mehrfach an ihm studieren konnten, hat Hermann Kurz den Zug nur richtig ausgedeutet und voll ausgeschöpft, nicht aber in die Überlieferung hineingetragen. Wir wissen, daß das Göppinger Oberamt den Rat gab, sich der Hilfe dieser Frau zu versichern, und daß ihr einmal zwei Gulden dafür ausbezahlt wurden[2]). Tat ihr der Dichter da Unrecht, wenn er ihr tückisches Gewerbe vollends offen legte? Seine ganze Kraft hat Kurz an die Ausmalung dieser Scenen gesetzt: bis zu den Bibelsprüchen herab sind die Kontraste wie Trümpfe gegeneinander ausgespielt, der Erzählung Klein-Frieders steht das verräterische „Valet will ich Dir geben“ gegenüber, und die Freude am klingenden Lohn zerstört auf der Stelle die Nachricht von der gewaltsamen Aushebung des jüngeren Sohnes.

Es will uns danach fast bedünken, als hätten die Farben nun nicht mehr ausgereicht, auch das Staatsstückchen des Sonnenwirtles, den Ausbruch aus dem Göppinger Gefängnis, in ähnlicher Weise auszumalen. Denn wiederum erhalten wir nur indirekt Nachricht davon, wie denn im ganzen Roman Kurz kein einziges Mal die Gelegen-

1) Gegen Elben, der da von Entstellung redet, muß das doch betont werden.

2) Das hatte sich auch Kurz aus den Göppinger Akten notiert.

heit ergriffen hat, uns mit dem Helden in dieses Milieu einzuführen. Und gerade dieser Fall hätte sich in mehr als einer Hinsicht dazu geeignet. Nicht durch das Innere einer Korrektionsanstalt damaliger Zeit war der Leser zu geleiten, nicht allein die staunenswerte Geschicklichkeit Schwans konnte sich vor seinen Augen abspielen: mit beiden Faktoren wäre zugleich und in erster Linie eine Kritik des Beamtentums jener Tage zu verbinden gewesen, das sich mit der idyllischen Ruhe seines Aufsehers und seiner gleich naiven Verteidigung schärfer kaum persiflieren ließ. Wie der Dichter an einer solchen Hauptstelle seiner Akten nichtachtend vorübergehn konnte, werden wir uns vergebens fragen. Seine trockene Berichterstattung kann sich nicht entfernt mit jenem umständlichen Amtsschreiben des Göppinger Nachtwächters messen, der in heiligem Ernst ausführte, daß ihn die Angelegenheit eigentlich gar nichts angehe, da seine Wache erst nach 12 Uhr beginne. „Und da zwischen zwölf und ein Uhr, als die Entweichung geschah, die Wache noch nicht eigentlich an mir war, so wird der mich etwa eine halbe viertel Stunde überfallene Schlummer umso eher zu verzeihen sein“. Ihn treffe umso weniger Schuld, als er sich „auch sonsten des Schlafes habe bedienen“ dürfen und endlich, so schließt er seine Argumentation, hätte seine Wachsamkeit doch nichts gefruchtet, „weil ich nicht nur schwächer als er, sondern auch mit einem solchen beschwerlichen Bruch begabt bin, daß ich ebendeswegen weder mit Taglöhnen noch mit einer andern Arbeit mein Brod verdienen könnte“.

Hier ist im Roman vielleicht schon ein erstes Hindrängen zum Abschluß zu verspüren: Kurz sah, welch lange Wegstrecke er noch zu durchmessen hatte; noch lag das Räuberland unerschlossen vor ihm, und der Verleger setzte die Lieferungstermine von Brief zu Brief früher an; da machte er schnell entschlossen tabula rasa. So durchsuchte er nicht mehr die Akten auf Elemente, an denen er seine Phantasie entzünde; eine so ungewollt

humoristische Nachricht, wie sie die bängliche Mitteilung von Gmünd enthielt, deren Ratsherrn gar nicht recht an das Fehlschlagen ihrer Streife glauben mochten, da sie ja „von stundt an nicht ermanglet“ hatten, ihren „Herrn Landesidel Stadlinger samt dem Feldt-Waibel Mangoldt“ auszusenden, „unter dem praetext, daß sie zu weyllen auch mit schießen wollten, wie sie auch würcklich par Compagnie mitgeschoßen nacher weyllen“, oder die wahrhaft tolle Komödie der Irrungen, die der Magistrat von Reutlingen aufführte, indem der Bürgermeister Rott einen stellungslosen Arbeiter für Schwan hielt und aufgriff, weil ihm wie jenem „die beeden mittleren Vorderzähnen im Obern Kiefer“ fehlten, während eine umständliche Untersuchung mit Liomins Hilfe ergab, daß „der Mensch etwas blödsinnig, mit Gichtern behaftet, von Burtenbach gebürtig und des bezüchtigten unschuldig seyn solle“, derlei Angaben also hat Kurz nicht mehr aus dem Aktenstaub hervorgezogen. Es blieb bei einer referatmäßigen Darstellung, in die sich eine nach älterem Schema berufene Wirtshausgesellschaft zu teilen hat; deren Gespräche gipfeln in der Kunde von Frieders gewaltsamer Befreiung einerseits, sodann in ihrem Glauben an höhere, Schwan dienstbare Kräfte, der seinerseits den unmittelbaren Anlaß hergibt, die Anekdoten jener Zeit über den Zauberkünstler Schwan mitzuteilen.

Und hier begegnen wir dem zweiten Symptom einer beschleunigten, ja sogar flüchtigen Arbeitsweise. Seit dem zweiten Kapitel hatte sich Hermann Kurz fast durchweg an die Akten angelehnt; sie vermittelten ihm, wie Auszüge und Stichworte seiner Studien zu erkennen geben, auch die Bekanntschaft mit jenen abenteuerlichen Erzählungen; dessen ungeachtet formt Kurz sie nicht noch einmal, er greift zu Abel und schreibt ihn fast wörtlich ab, mitten heraus aus einem ganz anderen Gebilde! Die Geschichte von der Weinflasche ist zwar auch bei Abel in Ebersbach lokalisiert, aber erst bei Kurz trägt sie sich beim Becken zu. Der gibt sein Er-

lebnis mit durchaus eigenen Worten wieder, nur gegen den Schluß hin kann Kurz es nicht vermeiden, sich in Abels Schlepptau nehmen zu lassen[1]):

Abel	Kurz
„Ihr seid doch erbärmliche Dummköpfe, rief er dem Wirth spottend entgegen, ihr habt mich gesehen, angerührt, in der Hand gehalten und doch nicht gefunden. Der Wirth erstaunte — Nicht wahr, setzte Schwan hinzu, diß, jenes spracht ihr, dort setzte sich Jerg auf die Bank hin, hier öffnetest du die Kammerthür, Hannß suchte unter dem Tisch — der Wirth ward starr vor Verwunderung. Armseliger Kerl, rief er endlich höhnisch, hier in dieser Bouteille bin ich ja gesteckt; trank dann seinen Wein geruhig aus und ging langsam fort".	„Was seid ihr doch für erbärmliche Dummköpfe!" rief er. „Ihr habt mich gesehen, angerührt und in der Hand gehalten, und habt mich doch mit allen euren Lichtern nicht gefunden". Der Bäcker starrte ihn mit irren Blicken an. Der Schreckliche erzählte ihm haarklein alles, was vorgegangen, und wiederholte ihm jedes Wort, das gesprochen worden war. Dem Bäcker wirbelte der Kopf. „Dummer Tropf! da, in der Bouteille bin ich gesteckt! rief jener endlich höhnisch. Der Bäcker fiel auf die Knie — — —."

Engeren Anschluß an die Vorlage verrät die Nacherzählung der Geschichte mit dem Eßlinger Metzgerburschen. Wieder redet Kurz in den ersten Sätzen seine eigene Sprache, klebt dann aber förmlich an Abels Worten, so daß er sichtlich Mühe hat, sie auch nur ein wenig zu verändern, und erst gegen den Schluß hin wird er selbständiger.

Abel	Kurz
„Einst traf Schwan einen fremden Fleischer an, der ihm einige hundert Gulden Geld zeigte und sich seine Begleitung nach Ebersbach ausbat, weil er, wie er sich ausdrückte, aus Furcht vor dem Sonnenwirthle mit so vielem Gelde allein dahin zu gehen sich nicht getraue. Schwan gewährte ihm sogleich seine Bitte mit der Ver-	„Es war eben um jene Zeit, daß ein Eßlinger Metzgerbursche, der auf den Einkauf von Schlachtvieh in die Dörfer der Umgegend ausgesandt war, abends spät noch halb tot vor Schrecken nach Ebersbach kam und ein im Walde erlebtes Abenteuer erzählte. Er hatte in einer Dorfschenke einen Unbekannten getroffen, dessen

1) Abel S. 42 und S. 45. Kurz III S. 24 und 27 f.

sicherung, daß ihm kein Haar auf seinem Wege gekrümmt werden sollte. Nun tranken sie ein Glas Wein miteinander und machten sich sodann auf den Weg. Plötzlich mitten in einem Walde auf einem abgelegenen Plaze stand Schwan auf einmal stille und gab sich dem Fleischerknecht zu erkennen. Dieser erschrak, als wenn er vom Donner gerührt wäre. Allein Schwan benahm ihm sogleich alle Furcht und versicherte ihn: daß er ihm ein mal sein Wort gegeben, ihn unverlezt nach Ebersbach zu begleiten, er dasselbe auch halten wolle, wenn er gleich der reichste Mann von der Welt durch sein Geld werden könne. Um ihn aber ganz außer Furcht zu setzen, lief er den ganzen übrigen Weg bis nach Ebersbach vor ihm her, und beide kamen zur Abendzeit wohlbehalten an. Hier wollte der Metzgerknecht seinem ehrlichen Begleiter ein Trinkgeld geben. Allein Schwan schlug es großmüthig aus und begnügte sich mit dem Bewußtsein, sein gegebenes Wort als ein Mann von Ehre gehalten zu haben".

offenes Gesicht ihm gefiel und dem er beim Weine vertraute, daß es ihm nicht wohl zumute sei mit seinem vielen Gelde abends allein durch die Wälder gehen zu müssen, wo der Sonnenwirtle hause. Sogleich erbot sich der Unbekannte, ihm das Geleite zu geben. Sie tranken noch ein Glas und machten sich auf den Weg. Als sie im dichtesten Walde ganz allein gingen und traulich mit einander redeten, blieb der Führer auf einem öden Platze am Saume eines finstern Dickichts plötzlich stehen und hob an: „So, jetzt will ich auch sagen, wer ich bin — ich bin der Sonnenwirtle". Der Wanderer fuhr zusammen, wie vom Donner gerührt. Nachdem sich der Geächtete eine Weile an seiner Furcht geweidet hatte, sagte er: „Ich bin nicht so schlimm, wie die Leut' sagen, ich hab' Euch mein Wort gegeben, und das halt' ich Euch als Mann von Ehre, ob ich auch noch so reich werden könnt durch Euer Geld; damit Ihr Euch aber nicht unnötig ängstiget, so will ich den ganzen Weg vollends vor Euch hergehen; folgt mir nur, Ihr kommt mit einer ganzen Streifmannschaft nicht sicherer durch den Wald". Er ging voraus und der Metzger folgte ihm heimlich zagend; aber nach einer Stunde sah er sich wohlbehalten an der Filsbrücke bei Ebersbach [1]). Dort kehrten

1) Manches ist sogar noch aus Linck S. 59 abgeschrieben, so der erklärende Relativsatz: „der auf den Einkauf von Schlachtvieh in die Dörfer der Umgegend ausgesandt war". Auch daß Schwan den Metzger bis an die Filsbrücke begleitet habe, findet sich dort.

beide in einem einsamen Wirtshause noch einmal miteinander ein; der Metzger wollte seinem redlichen Führer ein Trinkgeld aufdrängen, dieser aber wies es mit Stolz zurück“.

Auch an zwei kleineren Anekdoten kat sich Kurz nicht weiter aufgehalten, sondern sie gleichfalls von Abel in den Roman verpflanzt[1]).

Abel	Kurz
„Zehn Männer, mit Schaufeln bewaffnet, die ihn nahe bei Ebersbach fanden, wagten nicht ihn anzurühren, ungeachtet ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war“.	„So geschah es einst, daß zehn mit Schaufeln bewaffnete Männer, die ihm nahe bei dem Flecken begegneten, ungeachtet des auf seinen Kopf gesetzten Preises ihn nicht anzugreifen wagten“.
„Sogar im Schlaf erweckte er Furcht. Zwey Postknechte fanden ihn einst neben der Landstraße auf dem Wege eingeschlafen, und hatten nicht das Herz sich ihm zu nähern. Ein andrer weckte ihn sogar, als er ihn einst schlafend fand und sagte ihm freundschaftlich, daß er hier nicht sicher sey“.	„Sogar im Schlaf erweckte er Furcht, da man glaubte, daß er mit geschlossenen Augen zu sehen vermöge. Zwei Postknechte fanden ihn neben der Landstraße an einem Raine sorglos eingeschlafen; einer hatte nicht das Herz, sich ihm zu nähern und ritt davon; der andere aber wagte ihn zu wecken und ihm bemerklich zu machen, daß er hier nicht sicher sei“.

Eine weitere Begebenheit, von der Abel offenbar nichts wußte, wird nach Linck erzählt; es ist die Geschichte mit den Eiern, die Schwan Stück für Stück an einer Frau zerschellte, bis der Korb leer war. Hierbei konnte Kurz nur wenige Worte des tatsächlichen Geschehnisses entlehnen, da er eine Begründung hinzudichten mußte, wenn nicht das wahre Motiv, der Sadismus des Sonnenwirts, preisgegeben werden sollte. Daß nach dieser allzu bequemen Art und Weise der Dichter in den nächsten Kapiteln bewußt auf den breiten Strom der

1) Abel S. 48. Kurz III S. 27.

Erzählung zusteuert und in ihm sich treiben läßt, darf uns nicht verwundern: eine weiter ausholende Schilderung des Räubertums war in der Dichtung schwer zu entbehren und wenn einer, so war Hermann Kurz dafür gut gerüstet. Doch wird das in einem besonderen Abschnitt zu behandeln sein; deshalb lassen wir diese Teile hier aus und gehen gleich zum 36. Kapitel über, wo die Lage der Dinge — bereits wieder! — wenig verändert ist, auch insofern, als die Darstellung von Schwans ziellosem Umherstreifen lediglich durch historische Tatsachen bestritten wird. Ebenso flohen drei Soldaten auf einfaches Hosenklatschen hin vor ihm, wie er zu jener Zeit den Feldhüter ins Dorf zu schicken sich erdreistete[1]). Sie sind, den Charakter Frieders zu heben, etwas zum Guten gewendet, doch Episode wie Änderung unwesentlich gegenüber der nächsten Begegnung Schwans mit zwei Mitbürgern, die mit der Ermordung des Fischerhanne endete.

Eine Bluttat ist selbst dem Menschen, der sich von den Rechtsanschauungen der Welt getrennt hat, noch etwas so Ungeheuerliches, sich damit belastet zu wissen, etwas so Vernichtendes, daß man die Neigung, derartige Vorkommnisse zu Wende- oder Höhepunkten einer Dichtung zu wählen als natürlich ansehen muß. Darum erscheint es uns nur zu verständlich, wenn Schiller auch in dem Falle, wo es sich nicht um ein entscheidendes Ereignis handelte, die Mordtat seines Christian Wolf nun dazu machte und sie zum Ausgangspunkt seines Unglücks nahm. Für den Dichter hatte eine derartige Verschiebung den größten Reiz, jetzt galt es alle Fäden in dem einen Mittelpunkt zu vereinigen und von dort aus zur Katastrophe als einer notwendigen Folge hinzuführen. Schiller hatte es so gehalten und Abel, der unter einem förmlich suggestiven Einfluß seines großen

1) Nur hat natürlich dieser nicht erst um den formellen Befehl gebeten!

Schülers stand, wie selbstverständlich diese Entwicklung als Tatsache konstatiert: der Mord war auch für ihn das Entscheidende, das Leben unter den Räubern danach nur eine unabweisliche Notwendigkeit.

Unter dem frischen Eindruck des Aktenstudiums, das ihm alle Zweifel über den Vorgang benommen, hatte Kurz mit Recht gegen diesen Fehler Abels protestiert: nur eine weitere Untat habe der Tod des Fischerhanne für Schwan bedeutet, und wenngleich sein Strafmaß dadurch wesentlich vergrößert worden sei, den unaufhaltsamen Niedergang des Sonnenwirts nicht erst heraufbeschworen. Als Kritik bestand der Einwand zu Recht: daß er ihn auch in seinem Werk durchführte, mutet uns zunächst künstlerisch wenig vorteilhaft an, aber man darf die Bemerkung deshalb nicht auf die Ausführung selbst beziehen oder als ein abschließendes Urteil auffassen.

Sehen wir näher zu, wie Kurz verfahren ist. Das vielseitigste Material stand ihm gerade hierüber in den Akten zu Gebote: am 15. Juli 1757 früh um fünf Uhr erschoß Schwan den Fischerhanne in dem etwa dreiviertel Stunde westlich von Ebersbach (also nach Reichenbach-Plochingen zu) gelegenen Kirnbachtal; um sechs Uhr ging bereits der erste Bericht nach Göppingen, der in kurzen Sätzen den „casus tragicus" vermeldete, und ein zweites Schreiben bat um ärztliche Hilfe, da „die hiesige Chirurgie" den Mann allein zu übernehmen sich nicht getraue. Weitere Darstellungen der Tat, Untersuchungen und Anordnungen folgten in Mengen, sodaß man bei des Fischers Tode, der am folgenden Nachmittag um vier Uhr eintrat, über Hergang und Gründe genau unterrichtet war, obgleich ein Verhör des zu Tode Verwundeten, wie es der Vogt gewünscht hatte, sich nicht mehr hatte anstellen lassen [1]. Aus den unzweideutigen Worten

---

1) Als Todesursache stellte ein „judicium medico-chirurgicum", das der Landphysicus Professor Pistor unter Assistenz von vier Ärzten

eines Augenzeugen, dem die Kugel vielleicht sogar gegolten hatte, geht zweifelsohne hervor, daß es sich um einen Racheakt handelte, den der Sonnenwirt bei der „günstigen“ Gelegenheit ausführte; auf die Lauer hatte er sich dazu nicht gelegt[1]).

In der Darstellung von Kurz hat sich nun eine merkwürdige Vermischung der Berichte vollzogen. Jenen letzterwähnten Grund hebt er ausführlich hervor, zu gleicher Zeit aber schwächt er ihn ab durch die poetische Umkleidung der Situation, die er an die Unterredung mit dem Wächter anschließt und in langen Reflexionen über die Vergangenheit fortführt. Solche Gedanken schalten das Zufällige des Zusammentreffens weit eher aus, aber sie erklären auch die Erregung nachdrücklicher, und daran mochte dem Dichter vor allem gelegen

---

verfaßt hatte, natürlich den Schluß fest, „dann da von diesem Hohnecker nach der relatione gleich nach empfangenen Schuß auf der Wießen, wo derselbe gemehet, nicht nur sehr viel Geblüt aus der Wunde herausgeflossen, sondern auch nach der inspectione atque sectione in cavitate abdominis atque pelvirine zimmliche quantitas sanguinis extravasati, welches von denen laedirten und geborstenen vasis iliacis atque hypogastricis, itemque vasis mesaraïcis atque spermaticis, praesertim vero a disrupto ramo notabiliore arteriae iliacae internae hergekommen, gefunden worden, und man der haemorrhogiae, welche in parte corporis interiore geschehen, nicht durch dienliche remedia begegnen oder beykommen können, so hat es wohl nicht anders geschehen können, als daß auf eine solche starcke Verblutung, et inde retardato sanguinis circulo omnique ulteriori actione laesarine corruptio gangraenosa cum subsecuta successive necrosi interna, immo inde mors ipsa erfolgen müssen“.

1) Leonhard Rath, Schmidt von Ebersbach, gab zu Protokoll: „Die Ursache, warum er sie beede auf diese Arth attaquiret, seye diese, weilen sie biß dahero und schon lange Zeit hero crafft des übergebenen Straif Conto, der sich auf 71 fl. beläuft, vor andern haben gebrauchen lassen, und daß der Hohenecker, da er andern aufgebrandt, nächtlicher Weil auf dem Posten auf ihne geschoßen habe, da er ihme gleich gedrohet. Die Büchenbronner Weiber und zwar des Häfelers Theußen Weib habe ihne gewarnet, indeme dieser Meuchelmörder gesagt, er wolle ihn schon bekommen“.

sein. Nicht stumpfsinnig wie ein Tier oder in sinnloser Wut sollte Frieder seinen Gegner niederstrecken, darum gab Kurz, im Gegensatz zu Schiller und Abel, die chronologisch richtige Reihenfolge nicht preis. Bei Jenen entsprang der Schluß einem Jähzorn, der ebenso schnell verrauchte, wie er im Mörder aufgelodert war, ihn aber nun gerichtet hatte. Kurz entlastete seinen Helden vielmehr, er machte den Mord ausschließlich zu einer Vergeltung, bediente sich dann aber trotzdem der Zeichnung Schillers, die ihm in seinen Ausführungen vorschwebte, und richtete nach der Erzählung Abels, die vor ihm lag, die Katastrophe ein, bis er ganz in dessen Fahrwasser hineingeraten war: „Viermal zielte er und viermal setzte er wieder ab", sagt Kurz [1]). „Viermal zielte er also aufs neue", heißt es bei Abel [2]), „und viermal zog er wieder zurück. Endlich bemeisterte sich eine gänzliche Verwirrung seiner Sinne, Kampf und Wuth und Schrecken umnebelten seinen Geist". Kurz zergliedert den Zustand da noch genauer, fährt aber mit den gleichen Worten fort. Hier läßt sich die Übernahme buchstabenmäßig beweisen, aber haben nicht die voraufgegangenen Ausführungen über die seelische Verfassung Schwans ihre Heimat in den Worten Abels [3]): „Einst an einem Sommertage lag Schwan in einem benachbarten Walde in jener furchtbaren Stimmung, wo die Seele von dem Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen, von Gewissensbissen und peinigender Angst übermannt, in Wuth gegen sich selbst und in Wuth gegen die ganze Menschheit, die vermeinte Quelle ihrer Leiden, entbrennt und nur in der Quaal ihrer Feinde, nur in rauchendem Bluthe ihrer Menschen Linderung hoffet"?

Nach den Belegen, die wir für die Arbeitsweise des Dichters zu geben vermochten, ist der Zusammenhang

1) III, S. 104.
2) II, S. 31.
3) S. 30.

zwischen jenen Sätzen und der dichterisch gerundeten, volleren Komposition bei Kurz kein Zufall, sodaß wir auch jenes letzte Kapitel des eigentlichen Romans, das sich wie freieste Dichtung ausnimmt, auf die Inspiration unausgeführter oder unbewußt gestreifter Situationen zurückzuführen haben und hier sogut wie am Anfang eine ähnliche Methode seines dichterischen Schaffens konstatieren können.

Damit wären wir mit der Untersuchung des Romans zu Ende, denn das achtunddreißigste Kapitel läßt nach des Dichters eignen Worten die Poesie „vor jenen verschlossenen Türen“ der „christlich-deutschen Justiz“ zurück und an ihrer Statt „ihre Schwester mit dem stillen, unbewegten Auge, die Geschichtschreibung“ treten. Aus mehreren Gründen werden wir indessen dieses Kapitel nicht überschlagen dürfen; erhellt doch daraus die Art und Weise, wie sich bei Hermann Kurz Gedankenkomplexe, die ihm Quelle und eigene Beobachtung anhäufen, verbinden und durch Assoziation zu ganz neuen Ideen führen, und ferner können wir ihn hier recht eigentlich in seiner Werkstatt beobachten, wie er sich das Material zusammenträgt, das sonst mühsam aus Putz und Kalk herausgeschält werden mußte, während es hier unpoliert vor uns ausgebreitet liegt.

Als ein solcher unbehauener Baustein ist gleich das anfangs mitgeteilte Vaihinger Protokoll vom 7. März 1760 anzusehen, das an die überzeugungsschwachen Einleitungsworte des Kapitels unmittelbar angeschlossen ist. Damit ist die letzte Station Schwans auf seinem Lebens- und Leidensweg szenisch festgelegt, zugleich aber hat sich Kurz auch schnell und bequem, freilich, wie das kaum mehr betont zu werden braucht, recht wenig künstlerisch des letzten entscheidenden Ereignisses für die Erzählung entledigt; diese wichtigste Tatsache vorweggenommen, brauchten die voranliegenden Begebenheiten wahrlich nur gestreift zu werden, und die letzten Jahre des Sonnenwirts waren im Fluge abgetan.

Kurz hat diesen Weg eingeschlagen und dafür das Schwergewicht auf kritische und moralische Betrachtungen verlegt, welche die hie und da noch versuchten Anläufe zur Erzählung nirgends recht in Fluß kommen lassen.

Statt den Ausgang der Schicksale Schwans unter den Gaunern von Wäschenbeuren zu geben, zieht er das Fazit aus jener Verbindung, und anstatt die Brauchbarkeit und liebevolle Besorgtheit der Schettingerin an ihren Marktgängen und sonstigen Diebstählen anschaulich zu machen, erhalten wir die abstrakte, nüchterne Charakteristik Abels [1]), wodurch die in der Darstellung ihres Ringens mit und um Schwan begonnene farbensatte Skizze recht philiströs vervollständigt wird. Allenthalben spürt man die Eile heraus. Aus den Akten hatte er sich den ganzen Steckbrief, den das Oberamt einst dem Mörder nachgeschickt, sorgfältig abgeschrieben: jetzt greift er zu Lincks wenigen darauf bezüglichen Sätzen [2]), um die Ausführung Abels zu bereichern [3])

Überhaupt hat er sich jenem in den folgenden Partien merklich angeschlossen, aber deutlicher und immer fühlbarer wird die Hast des Dichters: die Quellen, die früher nur den Grundstock ausgemacht, ihm nur zum Anhalt für weitere Schilderungen gedient hatten, sie dünken ihn jetzt gar zu ausführlich, sodaß er sich nur die notwendigsten Punkte heraussucht und in seine Dar-

---

1) S. 48/9.

2) S. 82.

3) Es folgt ohne rechten Zusammenhang die Episode mit dem pfälzischen Schultheiß, dessen Hund der Sonnenwirt niedergeschossen hatte, ebenfalls Linck nacherzählt (S. 122), und, noch ehe sich Kurz in eigenen Worten und Gedanken über Schwans wechselreiche Tage ausgelassen, Abels Meinung über die Verbrechen des Ebersbacher Räubers (S. 43 und 47. Die hinzugefügte eigene Ansicht Kurz', daß von wirklichen Grausamkeiten Schwans nichts im Protokoll stehe, entspricht nicht den Tatsachen; Kurz übersieht da die sadistisch-brutalen Züge, die er auch in der Dichtung ignoriert hat).

legung einflickt. Was Linck auf vier Seiten vorträgt, das faßt er auf einer einzigen zusammen, sodaß man im Zweifel sein könnte, ob sich denn Kurz wirklich die Mühe genommen habe, das Passende aus der Menge von Phrasen und Weitschweifigkeiten herauszulesen, wenn nicht schlecht verdeckte Abänderungen oder Übereinstimmung mit gewissen Vergleichen und Metaphern bei Linck diese Vermutung gänzlich zunichte machten.

Klarer liegt die Benutzung der Vorlage für die Geschichte der Verhaftung, die Abel beisteuern mußte[1], der hier mit den besten Berichten aufwarten konnte,

---

Die nächsten Ereignisse, die mit der Ermordung des Fleckenschützen eine abermalige Wendung brachten, stützen sich allerdings auf Angaben des Protokolls; aber seine Notizen weiter durchzugehn, sich die Situationen von neuem zu vergegenwärtigen und danach aus sich heraus zu schaffen, erscheint ihm jetzt zu zeitraubend und umständlich: wieder greift er zu Linck, dem er den Mord zu Jöhlingen mit absichtlicher Umstellung und Abänderung der dort gebrauchten Worte und Ausdrücke nachschreibt (S. 119), und hält sich auch für die folgende Darstellung Schwans und seiner Konkubine an diesen brauchbaren Gewährsmann, bei dem er, wie schon die Seitenzahl lehrt, in Auswahl charakteristische Züge und Äußerungen entlehnt (S. 126). Auch für die Wiedergabe der vergeblichen Bemühungen des Sonnenwirts seinem Herzog zu begegnen, bleibt er Linck treu, und wenn er sich hier seiner eignen Worte bedient, so sind die darin geäußerten Gedanken doch erst aus dem Buch des Vaihinger Präzeptors verpflanzt worden (S. 135). Nur wo dieser dem Ansehen seines Helden, dessen in der Dichtung gewonnenes Renommee Kurz auch in der historischen Betrachtung nicht preisgeben will, schaden könnte, weicht er selbständig ab: statt des recht deutlichen Resumés bei Linck (S. 136/7), daß der Sonnenwirtle seine letzte Reise angetreten habe nicht um in der Fremde als braver Soldat zu sterben, sondern „um einem fränkischen Bauern das Fell über die Ohren zu ziehen“, redet Kurz nur von einem Sinken seines trotzigen Mutes, das ihm empfahl, die Markgrafschaft Baden zu meiden (Sonnenwirt III, S. 119). Dagegen lehnt sich der folgende Bericht über das Zusammentreffen Schwans mit dem desertierten Grenadier und seine Weiterreise bis vor die Tore Vaihingens in der ganzen Linienführung wieder eng an Lincks Kapitel von der „letzten Pilgerschaft“ an (S. 138—141).

1) S. 60.

und auch was jener Augenzeuge über die Reue Schwans beibrachte, hielt Kurz einer Paraphrase wert[1]), die er mit einer Wendung Lincks einleitet[2]). Mit der Bemerkung, daß der dauernden Besserung des Sonnenwirts die schwarze Christine hindernd im Wege gestanden habe, schließt diese Betrachtung Abels, die Kurz als Übergang benutzt, um auch über die zweite Christine etwas zu sagen und sofort den ihr gewidmeten Abschnitt Abels anzufügen[3]).

Waren bis dahin wenigstens die verbindenden Sätze aus der Feder des Dichters geflossen, so schließt Kurz diesmal ohne weitere Zwischenbemerkung ein neues Zitat an: Schöll wird mit der einschlägigen Partie seines Werkes in diesen Zusammenhang gestellt[4]). Eine derartige Anhäufung von Ansichten und Darstellungen früherer Schriftsteller bewegt endlich auch unsern Dichter zu einer selbständigen Äußerung, und so tritt er mit einem eigenen Exkurs über die katholische Kirche, darauf auch über die schwarze Christine hervor[5]), und triftig charakterisiert er hernach jene Zeit in ihrem Denken und Sehnen, wobei er auch den Wert der Schwanischen Geständnisse richtig bestimmt. Aber das sind mehr oder minder philosophische Überlegungen, die nichts mit der epischen Ausmalung, wie sie einem Roman gebührt, gemein haben[6]).

---

1) S. 52—55.

2) Linck S. 144.

3) S. 90.

4) S. 279/81.

5) III, S. 124—6.

6) Die Schilderung, die er mit der Wiedergabe der Offenburger Verhaftung fortführt, tritt abermals in die Spuren Lincks, dem sogar der Schlußgedanke abgeborgt wird, nur daß Kurz ihn dann schärfer herausarbeitet (Kurz III, S. 128 = Linck S. 79: „Es war reine Menschenliebe, wenn nicht der Stolz der Kirche Petri, gegenüber der weltlichen Gewalt die Gerechtsame ihres Heiligtums aufrecht zu erhalten").

Zu einer flüssigen Erzählung aber reicht es nimmermehr; seine Darstellung bleibt kommentierend, sei es, daß er gegen Linck polemisiert, wenn er die volksübliche Behauptung ablehnt, die den Herzog Karl mit dem Erzböswicht zusammenführte, oder mag er die Stimmung seines Klienten bei der Abfassung seines Berichts analysieren, wobei sogar Abel nochmals Hilfe leisten muß. Nichtmehr kommt er von seinen Quellen los, holt sich

---

Die Fortsetzung sodann seiner Betrachtung über Schwans Verhältnis zur Kirche ermöglichen ihm erst Abels eingehende Beobachtungen (S. 63/4), die er auch keineswegs verschmäht; wenn er dabei bedauert (III, S. 130), daß die Aufzeichnungen über des Sonnenwirts geistliche Besserung verloren seien, so weiß er natürlich nicht, daß er Krippendorfs Darstellung im großen und ganzen wenigstens in der Arbeit Abels vor sich hat. Den nützt er denn für das Folgende auch genügsam, aus dieser Quelle schöpft er die Episoden aus dem Gefängnisleben, bis die Fülle des Materials seine eigene Meinung herausfordert. (Benutzt ist Abel S. 71—3. 78—9. Der Exkurs beginnt III, S. 132). Was wir darauf über die Verrätereien Schwans lesen, gehört der Spekulation unsers Dichters an, der erst wieder zu Abel zurückkehrt, als ihm an einer Stoffvermehrung gelegen ist (Abel S. 67—69, Linck S. 146 = Kurz III, S. 134—5), wobei auch Ergänzungen, die sich bei Linck boten, nicht übersehen wurden.

Die anschließenden Ausführungen sind zwar des Dichters Eigentum, geben aber nur eine Umschreibung der Tatsachen, die Kurz auf der nächsten Seite seinen Lesern mit Worten Abels vermittelt. Dabei hat er sich von den authentischen Nachrichten, die gerade in jener Zeit das Gericht mit seinen schier unaufhörlichen Fragen, Sendschreiben und Berichten in reichster Fülle lieferte, schon soweit entfernt, daß er für eine Mitteilung Lincks wirklich eine unbekannte Quelle annimmt, aus der jener „spätere Sammler der Vaihinger Überlieferung", wie er den vielbenutzten Gewährsmann trocken bezeichnet, geschöpft habe (III, S. 137). Dessen ungeachtet darf jedoch Linck für das, was Kurz über die Schettingerin noch sagen will, mit seiner „Sammlung" sogleich wieder dienen, auch den Übergang zur Müllerin findet er noch durch ihn, den aber dann Abel mit seinem ausführlicheren Bericht ablöst. (Linck S. 150. Abel S. 64). Mit wenigen Worten leitet Kurz darauf zu einem andern Abschnitt des Stuttgarter Professors über (S. 70), den er aus protokollarischen Aufzeichnungen ergänzt, wie denn auch im Anschluß daran ein Teil aus jenen Unter-

sogar für die beiläufige Erwähnung des Krämerchristle das Amtsblatt wieder hervor! Damit wäre er dem Ausgang seiner Geschichte ganz nahe, da unterbricht er den geraden Lauf, indem er dem Urteilsspruch ein Bild des damaligen Prozeßganges vorausschickt, freilich auch darin nur berichtend, nie darstellend [1]). Indessen scheint ihn diese Verzögerung sogleich zu gereuen, denn nun entnimmt er Zug für Zug den Schriften Abels und Lincks, um das Verhalten der Verurteilten zu veranschaulichen [2]).

Erst der Schluß ruft den Dichter wieder selbst auf die Bühne, aber nicht mehr ausschließlich als Anwalt seines Schützlings, sondern um den Mitschuldigen ihren Anteil heimzuzahlen; in diesem Sinne wendet er sich

---

suchungen im Wortlaut wiedergegeben wird (III, S. 140). Dann macht abermals der Sohn des Oberamtmanns die Fortsetzung in der Ausmalung von Schwans Gemütszustand (S. 76—77 = Kurz III, S. 140—1). Die Fäden weiterzuspinnen, muß Kurz jedoch selbst zur Feder greifen, sodaß wir aus seinem Munde ein Urteil über das Protokoll, seine Anlage und seinen Inhalt zu hören bekommen. (III, S. 141—2). Immerhin war das nur eine Brücke zum andern Ufer, wo mit neuen Belegen für diese letzte Zeit Linck schon seiner harrte, der auch, allerdings mit starken Kürzungen, zitiert wird. (S. 147). Die darin vorgetragene Charakteristik von Schwans Benehmen vor Gericht führt mit Konsequenz dazu, auch seiner schriftlichen Mithilfe zur Ausrottung des Verbrechertums zu gedenken und die edlen Absichten seines Helden durch Belege, die im Anhang seines Buches Linck ihm bequem an die Hand gab, zu erhärten (III, S. 143—6).

1) Kurz konnte sich darüber nur zum Teil aus Gerstlacher II, S. 15 informieren, und auch die Akten gaben ihm dieses Wissen nicht, über dessen Ursprung vielleicht G. D. Bege: „Vom zulauffenden Gericht", ein Werk das Heinrich Roller in „Schillers Heimatjahren" zu Reutlingen durchliest (erwähnt aber nur in der ersten Auflage. I, S. 219), Aufschlüsse geben konnte. Mir ist es bisher nicht zugänglich gewesen. — III, S. 186 über das Gebetbuch steht bei Gerstlacher II, S. 298.

2) III, S. 156 = Linck S. 152 und 154; III, S. 157 = Abel S. 81/2; III, S. 158 = Abel S. 100—103; III, S. 159 = Abel S. 83; III, S. 161 = Abel S. 84.

gegen Kirche und Staat und gedenkt abschließend der Bestrebungen seiner Zeit, die den armen Sünder nicht in den Strudel der Verdammnis gestoßen hätte.

Soweit die Abhandlung. Die zerlegende Nachprüfung zeigte uns, wie wenig stichhaltig die eingangs versuchte Rechtfertigung dieses ganz unorganischen und darum immer störenden Einschiebsels war. Lassen doch die nur zu zahlreichen Zitate aus Abel und Linck in ihrem kompilatorischen Verfahren deutlich erkennen, daß der Dichter dabei gar nicht nach einem bestimmten Schema arbeitete; er wußte, was ungefähr noch zu berichten war, und trug nun diese Partien aus den genannten Büchern in bunter Folge zusammen. Fand sich darunter eine besonders interessante Stelle, rief deren verwerflicher Inhalt seine Entrüstung etwa wach, so hielt er inne, um solche Vorgänge in das gehörige Licht zu setzen, und dann fehlt es ihm auch nicht an Beredsamkeit. Im ganzen aber bilden diese Exkurse eine Ausnahme, sind auch in der Minderheit gegen die Exzerpte aus jenen Schriften.

Neben diesen begegnen noch einige offenbar für poetische Ausführung gedachte Materialien, die nun in der trockenen Erwähnung wie beispielsweise des Malefikantengebetbuchs ganz unangebracht scheinen.

Sprechen so alle Anzeichen weniger für dichterisches Unvermögen als für ärgsten Zeitmangel, so wundert aber auch erfreut uns deshalb umso mehr das letzte Bild, das sich zu der vorangegangenen Abhandlung in scharfen Gegensatz stellt. Denn von seinen darin mitgeteilten Eröffnungen, die mit ihrer grauen Wirklichkeit so manches schöne Gewebe des Romans zerstörten, nimmt Kurz hier keinerlei Notiz mehr. Wie sich der Himmel „rein und tiefblau“ über jenen Schreckenstag wölbte, so hat der Dichter die lauterste Poesie über all die furchtbaren Ereignisse jener Stunden ausgegossen; nichts verspüren wir mehr von dem bittren Verhältnis zwischen Schwan und seiner ersten Christine, kaum daß des qualvollen Widerstands der lebensdurstigen Schettingerin gedacht ist. Mit

Absicht sind hier alle edlen Züge, die die Quellen bewahrt haben, aufgelesen worden. Frieders tapferes Verhalten bei der Urteilsverkündigung, die Sehnsucht der schwarzen Christine nach ihrem Kinde, Schwans Dank an die Henkersknechte und endlich seine Begegnung mit dem Invaliden sind zwar aus Abel wörtlich übernommen [1]), jedoch ohne daß man diesmal die fremden Teile als solche empfände.

Der innige Abschied seines Helden von seinem ersten Weibe dagegen, sowie die Nachrichten, welche ihm Christine über seine Schwester gibt, sind Erfindungen, die teils das Schreckliche des Vorgangs mildern, teils auch dem Roman einen volleren Abschluß geben sollen. Der Wirklichkeit entsprechen sie keineswegs. Darüber wußte Kurz auch nichts. Er sah durch das undurchdringliche Grau dieses Tages doch schon das Morgenrot einer besseren Zeit anbrechen [2]), während das Leben selbst mit jener blutigen Sühne für die Nächstbeteiligten kaum Wandel schuf.

Wohl atmeten Tausende erleichtert auf, als sie den gefürchteten Räuber endlich tot wußten, die Angehörigen aber waren damit noch nicht von ihm befreit. Als das Oberamt Vaihingen sah, welche Kosten es sich mit dem Prozeß gemacht habe [3]), suchte es an den Verpflichtungen zu beteiligen, wer zu beteiligen war, und verlangte zunächst von dem Göppinger Nachbarn die Ausbezahlung der 100 Gulden Belohnung. Aber selbst als ihm diese

---

1) Kurz Kapitel 39: III S. 167 = Abel S. 84; S. 168 = Abel S. 96; S. 169 = Abel S. 103, S. 171 = Abel S. 85; S. 172 = Abel S. 85.

2) Erwähnenswert bleibt, daß sechs Jahre hernach Ludwig Eugen von Württemberg, der Bruder Herzog Karls, an Beccaria schrieb, die Lektüre seines Buches habe ihn mit Bewunderung erfüllt, und er werde, falls er zur Regierung komme, sich bemühen, die barbarischen Strafen abzuschaffen, vor der die Natur zurückschaudere. (Beccaria ed. Esselborn S. 31.)

3) Vgl. die „Consignation“ im Anhang.

nach anfänglicher Weigerung des dortigen Oberamtmanns zurückerstattet waren [1]), beruhigte es sich nicht, sondern wollte nun von den Erben Schwans die „Malefizkosten" im Betrage von 189 Gulden erheben.

Inzwischen hatte auch in Ebersbach der Tod seinen Einzug gehalten und erst die Stiefmutter, dann den Sonnenwirt mit fortgenommen [2]), und die Geldschuld sollte jetzt der nunmehrige Sonnenwirt Johannes Kaiser, der nach dem Tode ihrer Mutter die Stiefschwester Schwans geheiratet hatte, begleichen. Erst nach hartnäckigem Sträuben und vielen Gesuchen gelang es Kaiser, seiner Verpflichtungen ledig gesprochen zu werden.

Schwans einzig überlebender Tochter aber scheint sich, wie in der Dichtung des Enkels, der Großvater wirklich angenommen zu haben; wenigstens hinterließ er ihr mitsamt einer Bettstelle 150 Gulden.

Ein sicherlich härteres Los hatte des Sonnenwirtles Söhnchen, das die Schettingerin ihm in der Gefangenschaft geboren hatte. Als es wider Erwarten der Behörden, die sich um diesen Sproß als „längsten exhaurirt" nicht kümmern zu brauchen meinten, am Leben blieb, wurde es „auf Kosten des Fisci, derer Communen und piorum corporum Stadt und Amts" zu „gesicherten Leuten" getan, neunjährig aber, als es damit „das zur Übernahme in das Arbeitshaus erforderliche Alter allbereits erreicht" hatte, zu Ludwigsburg dort aufgenommen.

Damit sinkt für uns die Familie ins Dunkel der

---

1) Banger begründete seine Weigerung damit, daß Schwan „von einigen Persohnen angehalten worden, ohne daß sie ihne gekennet, noch auf ihne ausgegangen seynd, ihn mit risquirung ihres Lebens beyzufangen oder todt zu liefern, mithin dieselben dasjenige nicht praestirt, worauf das praemium eigentlich determinirt und ausgesetzt worden ist".

2) Die Stiefmutter starb am 25. März 1762 „an Imbrüstigkeit und Steckfluß", der Vater am 19. Juni 1768 im Alter von 70 Jahren. — Die Unterhandlungen mit Kaiser zogen sich bis zum Dezember 1772 hin!

Vergessenheit zurück; über einzelne Angehörige hat sich nichts mehr ermitteln lassen, wir wissen nicht einmal, ob sich der unglücklichen Christine Müllerin die Türen des Ludwigsburger Zuchthauses je wieder geöffnet haben. Nur soviel steht fest, daß 1843 bereits, als Kurz sich in Ebersbach aufhielt, die Familie ausgestorben war[1]. —

1) Nach einer Anmerkung von Kurz im Cottaischen „Morgenblatt“ 1854 Nr. 41 S. 962.

IV.

Räuber und Zigeuner.

Eingehende Quellenbetrachtung, die den vorangegangenen Abschnitt vollständig ausfüllte, wird auch in diesem Kapitel im Vordergrunde stehn; denn noch hat eine letzte Gruppe den Schlagbaum der Kritik nicht passiert, und es sind fast sämtlich lebendige Vorfahren der Romanfiguren, die rasch vor unsern Augen defilieren sollen.

Nicht ohne Absicht sind also Räuber und Zigeuner bisher unberücksichtigt geblieben. Zwar könnte es seltsam erscheinen, diesem Völkchen, dem nur ein episodischer Anteil an der Haupthandlung zugestanden ist, nun eine Sonderbetrachtung gönnen zu wollen; aber wer mit Wesen und Arbeitsweise unsers Dichters vertraut geworden, der weiß, wie man gerade bei ihm nach Verbindungslinien zwischen Dichtung, Leben und Lektüre zu forschen hat, sodaß zunächst die Frage nach der früheren Behandlung eines nur wiederkehrenden Sujets als etwas Selbstverständliches erscheint, weil sie für Kurz unerläßlich ist. In dieser Nötigung, auf ein jüngeres Werk zurückgreifen zu müssen, liegt der erste triftige Grund — andere werden sich im weiteren Verlauf herausstellen — zu einer selbständigen Untersuchung.

Denn nicht im „Sonnenwirt“ zuerst, auch durch die „Heimatjahre“ ziehen die bunten Gestalten der Zigeuner,

wandern und schleichen abenteuernde Gesellen, die Raub und Mord zu ihrem Handwerk bestellt haben. Damit soll durchaus keine innere Übereinstimmung ausgesprochen werden, ja es wäre geradezu verkehrt, von einer Wiederholung zu reden, die sich Kurz gestattet habe, denn mühelos lassen sich erhebliche Unterschiede feststellen. In „Schillers Heimatjahren“ bediente sich Kurz der Zigeuner, um zugleich mit einem romantischen Element eine kulturhistorisch interessante Zeit in leuchtende Farben zu tauchen und dadurch bei guter Komponierung ein möglichst vollständiges Gemälde des Lebens „vor sechzig Jahren“ zu gewinnen.

Anders im „Sonnenwirt“. Wir wissen, daß der Dichter zeitweilig entschlossen war, eine rein historische Arbeit daraus zu machen. Wollte er indessen auch nur in großen Zügen der Wirklichkeit ihr Recht lassen, so verstand es sich von selbst, einmal an dem Lebensweg Schwans mit seinen charakteristischen Etappen nichts zu ändern, sodann aber Notiz zu nehmen von den Personen, die ihn zum Schutze oder Verderben des unglücklichen Helden kreuzten. Und damit war die Hereinbeziehung des Gaunertums auch in den neuen Darstellungskreis gesichert. Kein romantisch-anorganisches Element sollte durch diese Szenen in die Dichtung hineingetragen werden; jene Räuberbanden, deren Leben oft sich in tolleren Windungen verzerrte als es Kurz für sein Werk gut dünkte, gehören unzertrennlich in eine Biographie Schwans wie in eine poetische Spiegelung seines Charakters und Handelns. Aber bei so weitgehender Verschiedenheit in Auffassung und Verwertung ist doch andrerseits nicht zu übersehen, daß es sich in beiden Fällen um Schilderungen handelt, die eine Vorlage in hohem Maße wahrscheinlich machen, und insofern schlägt die Annahme gemeinsamer Quellen die Brücke zwischen den Romanen.

Eine solche Vermutung erscheint anfänglich skurril, denn die Bücher, die dem „Sonnenwirt“ zu Grunde liegen, hat Kurz ja selbst genannt, während in den „Heimat-

Tully-Veolan als Gast der Bradwardines. Dort wird man eines Morgens von der unerfreulichen Nachricht überrascht, daß ein Trupp Katheranen über Nacht sämtliche Milchkühe weggetrieben habe. So erfährt Edward zum ersten Male von den Räubern im Hochlande, von denen er bald mehr hört, als sich Evan Dhu Maccombich als Unterhändler des Fergus Mac-Ivor-Vich-Jahn-Vohr bei dem Gutsherrn einfindet. Waverley folgt einer Einladung Evan Dhus, ihn zu seinen Leuten zu begleiten, wird unterwegs flüchtig mit ihren Institutionen bekannt gemacht und findet einen Teil der Gesellschaft in einer von Fichtenbränden erhellten Höhle, die sie nach einer romantischen Seefahrt erreichen. Erst später kommt ihm der Fergus selbst zu Gesicht, in dessen schöne Schwester Flora er sich vergebens verliebt.

Kurz übernahm zumindest den Einfall Scotts, seinen Helden unter die Räuber gehn zu lassen; die weiteren Übereinstimmungen mögen einstweilen bei Seite bleiben. Mit Hochlandsräubern konnte er allerdings nicht aufwarten, so schickt er seinen Waverley, den candidatum theologiae Heinrich Roller, zu den Zigeunern. Das war in der Tat die denkbar beste Parallele. Scott legte allenthalben die wahren Verhältnisse seiner Heimat zu Grunde, Kurz tat es ihm nach. Wenn irgend ein deutsches Land sich durch seine Gauner und Landstreicher heraushob, so war es Schwaben. Der dreißigjährige Krieg zwar hatte hier kaum schlimmere Folgen gezeitigt als anderswo, aber wenige Jahrzehnte hernach führten die Eroberungskriege Ludwigs XIV. mit den Söldnern Tagediebe und Gesindel in hellen Haufen ins Land, das sie in der Folge nicht so bald verlassen haben mögen. Die Fruchtbarkeit der Gegend, reiche und schwer durchdringliche Waldungen, die wahrhaft ideale Sammelplätze hergaben, eine Kleinstaaterei ohne Gleichen, die ihrer „Arbeit“ nur förderlich sein konnte, das Nebeneinander von Katholizismus und Protestantismus, mangelhafte Aufsicht der Hatschiere, unterstützt durch die Furcht der kleinen Leute und

Bauern wie durch Spekulation der Wirte — das alles war höchst geeignet, Schwaben zu einem Dorado des Gaunertums zu machen [1]). Kein Wunder, wenn sich nun auch die Zigeuner hier ein Stelldichein gaben.

In den Jahren 1417/18 waren sie zuerst in Deutschland und der Schweiz aufgetaucht [2]), hatten sich aber durch ihre rücksichtslose Lebensführung, zu deren Unterhalt sie die jeweiligen Bewohner früh zu verpflichten wußten, in kurzer Zeit so verhaßt gemacht, daß schon der Augsburger Reichstag vom Jahre 1500 ihre Ausweisung verfügte, nachdem Spanien acht Jahre zuvor mit ähnlichen Befehlen vorangegangen war [3]). Solche Gesetze, welche die davon Betroffenen schlechterdings schon deshalb nicht erfüllen konnten, weil man sie in andern Ländern mit gleichen Edikten empfangen hätte, bewirkten einen festeren Zusammenschluß der geächteten Banden mit den Gaunern, die schon vorher gemeinsame Lebensführung einander nahe gebracht hatte. Die damaligen oft recht ausgedehnten Prozesse zeigen das freilich noch in geringem Maße, dagegen bedenkt sie ein sorgsam zusammengestelltes Verzeichnis von Jaunern, das 1746 in Stuttgart gedruckt wurde; im allgemeinen aber sind es nur vereinzelte Mitglieder, von deren Leben wir schließlich aus ihrer Bestrafung Kenntnis haben.

Daß eine ganze Bande von beträchtlicher Anzahl, dazu gut organisiert und fester als sonst zusammenhaltend, ihr Raubhandwerk planmäßig Jahrzehnte hindurch ausführen konnte, ermöglichte erst die keineswegs un-

---

1) Vgl. [Schöll] Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben. (Stuttgart 1793) Cap. 4.

2) Alberti Krantzii Saxoniae liber XI. Cap. 2. (Frankfurt 1575) S. 285 und Johann Stumpf: Schweizer Chronik 13. Buch. 10. Capitel. Seite 731. (Zürich 1606.) Für die schwäbischen Verhältnisse vgl. auch den Aufsatz von Hermann Aichele „Der Zigeuner in der Vergangenheit, namentlich Württembergs“. Beilage des Staatsanz. f. Württ. 1912 Nr. 5.

3) Grellmann, Die Zigeuner (Dessau 1783) S. 134.

interessante Persönlichkeit des Zigeuners Hannikel, der sich früh unter den Seinen durch eine in allen Lagen bewährte Geschicklichkeit, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart hervorgetan und die Leitung in seine Hände zu spielen verstanden hatte.

Sein Leben wenigstens zu skizzieren dürfte umso eher am Platze sein, als dadurch die dichterische Behandlung bei Kurz völlig ersichtlich wird [1]). Den Zigeuner par excellence, wie ihn sich schlimmer die Volksphantasie schwerlich ausmalt, lernen wir in Hannikel kennen. In allen Eigenschaften, die ihn auszeichneten wie verdammten, überragte er die Seinen. Die schändlichsten Frevel lud er auf sich, die gewagtesten Einbrüche und Überfälle entsprangen seinem unscheinbaren, ja häßlich geformten Kopfe, und die höchste Freiheit wußte nur er auszukosten. Sein Leben und Handeln verlief in allem wider Herkommen und Gesetz, und das machte ihn in Wahrheit zu dem Zigeunerführer, den Vulpius mit der Übertreibung weiterer hundert Fähigkeiten der Welt als Typ hingestellt hat.

Mit seiner Geburt bereits begann das. Fern von jeder menschlichen Behausung, kam er hinter einer Hecke in der Gegend von Mannheim zur Welt [2]), kaum daß eine vorübergehende Frau der Gebärenden hilfreich zur Seite stand. Aber keinem verschlug das: die Mutter setzte ihren planlosen Weg fort, und das Kind gedieh, von Wind und Wetter in seinem Wachstum nur gefördert. Der Vater, ein entlaufener Tambour eines hessischen Regiments, scheint sich um Frau und Kind wenig geküm-

---

1) Ich folge Wittich (Hannikel oder die Räuber- und Mörderbande, welche in Sulz am Neckar in Verhaft genommen und am 17. Julius 1787 daselbst justificiert worden. Ein wahrhafter Zigeuner-Roman, ganz aus den Kriminal-Akten gezogen.) und der Zigeuner-Liste von 1787. Vgl. dazu Schäffers Bericht über die Gefangennahme Hannikels: abgedruckt bei Eggert, Oberamtmann Schäffer von Sulz. (Stuttgart 1897).

2) Etwa 1742. Vgl. Wittich S. 10.

mert zu haben, starb auch schon, als Jakob Reinhard, wie Hannikels richtiger Name lautete [1]), eben vier Jahre zählte.

Vorübergehend suchte die Witfrau, der die Akten den Namen „Geißin“ geben, ihre drei Kinder redlich zu ernähren: zu Lahr im Breisgau hütete sie Gänse und Schweine; es währte aber nicht lange, so schloß sie sich einer Zigeunerbande an, zu der man sie freundschaftlich eingeladen hatte, und damit war die Möglichkeit einer rechtlichen Erziehung ihrer Kinder von selbst benommen. Zwar sehen wir Hannikel eine Zeitlang im Zweibrückischen als Jägerbursch mit der Aufgabe betraut, Wilddieben das Handwerk zu legen, lassen aber vorsichtigerweise dahingestellt, ob er sich in diesem außergewöhnlichen Amte wohl gefühlt, und wie er sich darin bewährt habe. Er kehrte rasch zu den Stammesgenossen zurück, zeichnete sich durch allerhand Streiche unter ihnen aus und ward zu ihrem Anführer erwählt.

Dreimal ist er „verheiratet“. Mit seiner ersten Beischläferin, die ihm zwei Kinder gebar, zog er neun Jahre umher, bis sie bei einer Streife den Häschern in die Hände fiel. Im Zuchthaus zu Mannheim hat sie ihr Leben beschlossen. Noch vor ihrem Tode ging Hannikel zum zweiten Mal auf Freiersfüßen. Von ungefähr begegnete ihm eines Tages ein Zigeunermädchen, offenbar nicht seiner Gesellschaft angehörig, das ihm gefiel, und dem er sogleich „seine Hand antrug“. Sie wurden schnell handelseins: als Mann und Frau kehrten sie zu ihrem Lager zurück. Ihr Konkubinat jedoch war nicht von langem Bestande: Feddricho war zu eigenwillig und von zu hartem Holze, um sich allen Befehlen ihres Herren gleich zu fügen, auch ließ sie ihren Stiefkindern keinerlei Schutz

1) Hannikel ist rotwelsch und bedeutet „Ochse“. So wird auch Schäffers Bemerkung, Liste von 1787 § 6, verständlich: „So wurde Jakob Reinhard Hannikel genannt, weil er von Jugend auf ein dicker, starcker, dauerhafter Bursche war“. Gurongau wäre zigeunerisch.

angedeihen; „dahero zeugte Hannikel nur eine einzige Tochter mit ihr“ und jagte sie nach vier Jahren fort. Diese Einzelheiten forderte der Vergleich mit Kurz; die dritte „Ehe“ aber ist dafür belanglos und kann füglich schnell abgetan werden.

Die „Franckenhannssen Käther“, deutsch-italienischen Blutes und von bewegtester Vergangenheit, brachte schon vier Kinder mit und gebar ihm den Dieterlen; sie war eine gute Wahrsagerin, die damit viel Geld schaffte, und ließ sich auch als Diebin gut an.

Von Hannikels Diebstechnik bleibt zu sagen, daß er durch kleine Kniffe und Scheinmanöver erfolgreicher war als mit offener Gewalt, aber auch davor nicht zurückschreckte. Immer wußte er sich der Bestrafung zu entziehen, bis eine der brutalsten Freveltaten, die Ermordung des Zigeuners Pfister, seine eigenen Leute, die sich nicht mehr sicher bei ihm fühlen mochten, zu den Gegnern trieb und es mit ihrer Hilfe dem Oberamtmann Schäffer in Sulz nach langer, sorgfältig vorbereiteter Verfolgung gelang, ihn in der Schweiz gefangen zu nehmen.

Diese Ereignisse bilden den Hintergrund für die Erzählung bei Kurz. Er hatte nach dem schottischen Vorbilde mit „Schillers Heimatjahren“ dem Schwabenland seinen Tribut entrichten wollen; so mußte er auch in den Episoden im Rahmen des Landes bleiben und griff gewiß mit Freuden die Geschehnisse auf, die so schwer und nachhaltend auf dem Volke gelastet hatten, daß man bei der Hinrichtung Hannikels wirklich wie von einer Plage aufatmete.

Wann und wodurch Kurz gerade auf den Stoff gelenkt wurde, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, da seine brieflichen Äußerungen nur andeutend gehalten sind, sodaß sich hierdurch nur Stützen gewinnen lassen, wo ein Vergleich mit den Quellen ihre Benutzung lehrt. Davon abgesehen will es mir scheinen, als habe Kurz, der in seinen Werken durchgehends eine intime historische wie anekdotische Kenntnis der Vergangenheit seines

Landes verrät, schon in seiner Jugend die Geschichte der Hannikel-Bande gehört, zumal seiner Zeit zuerst in seine Vaterstadt Reutlingen die Kunde von dem scheußlichen Verbrechen aus dem nahen Gaisbühlhof gedrungen war. Was war da natürlicher, als daß ihm bei dem Plan einer romanhaften Verherrlichung der Heimat jene Vorgänge augenblicklich vor der Seele standen, die schließlich in einem vollständigen Bilde Alt-Württembergs nicht fehlen durften. Aber die legendarisch umsponnene Tradition genügte ihm da nicht, er brauchte festere Grundlagen und suchte sie sich durch zeitgenössische Berichte zu schaffen, wobei ihm Freund Keller, damals Bibliothekar in Tübingen, eifrig half.

An ihn schreibt Kurz von Buoch am 8. October 1837: „Die Gaunerproscriptionen sind mir besonders der Namen wegen brauchbar“ und bereits am 27. Mai hatte er ihm mitgeteilt, daß er „die Freidiebereien“, die sich in Winnenden befänden, bald zurückbesorgen wolle. Da ein Buch des Titels sich nirgends in der damaligen Zeit gefunden hat, scheint es doch wohl, als wenn beide Bezeichnungen dasselbe ausdrückten, nämlich die Gaunerlisten Schäffers, der wie im Hannikelprozeß so überhaupt eine hervorragende Stellung in der damaligen Rechtspflege einnahm. Daher wäre es wohl begreiflich, wenn Kurz anfangs nach Schriften Schäffers suchte, dessen Name weithin in Württemberg berühmt war; von seinen Listen gelangte er dann zu anderen Darstellungen.

Aber erst zu jenen und ihrem Verfasser. Georg Jacob Schäffer, ein Pfarrerssohn, war am 28. Juni 1745 zu Ottenhausen (O.-A. Neuenburg) geboren, „erlernte die Schreiberei und hörte dann die nötigen Collegien“ [1]. 1780 bestand er das Regierungsratsexamen und rückte kurz darauf in die Stellung eines Oberamtmanns von Sulz auf, die eben damals durch den Tod seines Schwiegervaters frei ward. Seine Amtshandlungen lehrten bald, daß man

1) Gradmann, Das gelehrte Schwaben (1802). S. 543.

keinen Grund hatte, mit der Wahl des neuen Gerichtsherrn unzufrieden zu sein.

Denn seinem unermüdlichen Eifer und Spürsinn entging weder die Bande eines gewissen Victor Wilhelm, die das Land um Einsiedeln unsicher gemacht, noch der berüchtigte „Kostanzer Hans“, ein von Natur aus gutmütiger Bursche, den die Zeitläufte unter die Räuber verschlagen, und dem die Gemeinschaft mit einer weithin verrufenen Dirne, der Schleiferbärbel, jeden sittlichen Halt genommen hatte. Eine umfangreiche Untersuchung ward damals eingeleitet, die sich über zwei Jahre ausdehnte. Schäffer förderte dank einer seltenen Aufrichtigkeit des Angeklagten für die Aufklärung späterer Verbrechen unendlich viel wichtiges Material zu Tage, und beantragte deshalb statt einer Bestrafung des Missetäters sogar seine Übernahme in württembergische Dienste. Die Regierung gab dem Gesuch aber nicht statt, sondern verurteilte den Hans zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Dieser ertragreiche Prozeß hatte den Sulzer Oberamtmann in aller Leute Mund gebracht; der Bürger erfreute sich eines tatkräftigen Schutzes, der Dieb hatte vor einem so hartnäckigen Verfolger stets auf der Hut zu sein, und noch sollte sich das Interesse, das man an ihm genommen, weiter steigern.

Am Morgen des 5. April 1786 entdeckte man nämlich am Gaisbühlhof den jämmerlich zerschlagenen und verunstalteten Körper des württembergischen Hatschiers Christoph Pfister, den man sofort in das Gehöft und von dort in das benachbarte Reutlingen brachte, das der Unglückliche aber lebend nicht mehr erreichte.

Der Tatbestand ergab kurz Folgendes: Pfister „war in voriger Zeit nicht nur mit den Zigeunern bekannt, sondern hatte auch ihre Lebensart erwählt und getrieben und nachher von ihnen den Gesellschaftsnamen Toni bekommen“ [1]). Er verliebte sich in Mantua, die Concubine

1) Wittich S. 65. Eggert S. 25 redet von einem „ehemaligen Zigeuner.“!

Wenzels, der ein Bruder des Hannikel war, und entführte sie, da die Treulose, obwohl Mutter dreier Kinder, seine Neigung aufs höchste erwiderte. Seinen Übermut zu strafen scheinen die Beteiligten nicht gewagt zu haben: vielleicht weil sie den kräftigen Gegner fürchteten, auch hielt sie später[1]) wohl der Respekt vor des Herzogs Rock, den Pfister inzwischen mit seiner Tracht vertauscht hatte, zurück.

So vergingen mehrere Jahre, ohne daß es über Drohungen hinausgegangen wäre, und es bestanden wenn auch nur lockere Bande zwischen dem Grenadier à cheval und der Schar Hannikels. Sein Urlaub, den er mit Porzellanhandel ausfüllte, brachte ihn mit diesem oder jenem Mitglied zusammen; so hören wir von einem neuen Verhältnis Pfisters mit einer Stieftochter Hannikels, Ursula Geßlauerin, das diese dazu benutzte, den Arglosen, dessen neue Untreue sie fürchten mochte, ihren Leuten in die Hände zu spielen. Für den 4. April hatte sie ihm auf die sechste Stunde eine Zusammenkunft gewährt, zu der heimlich Hannikel und mehrere Zigeuner bestellt waren: hier nun ward Toni überfallen und so fürchterlich zugerichtet[2]). Die Täter machten sich schleunigst davon,

1) Eggert S. 25 verlegt den Ehebruch in die Zeit nach seinem Übertritt in württembergische Dienste.

2) Die allerdings unmenschliche Grausamkeit Hannikels an Pfister, dem er die Nase und einen Teil der Oberlippe herausschnitt, ist sicher als Vollstreckung der auf Ehebruch stehenden Zigeunergesetze anzusehen. Vgl. Schäffers Liste 1787 § 10: „Einem ungetreuen Beischläfer wird die Nase abgeschnitten“ und noch Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache (1863) sagt S. 50, daß dem Ehebrecher die Kniegelenke zerschmettert werden, während die Frau einen Schnitt ins Gesicht erhält. Dennoch scheint diese Art der Bestrafung ursprünglich durchaus nicht auf die Zigeuner beschränkt gewesen zu sein, bei denen sie sich als bei einem weniger zivilisierten Volke nur länger erhielt. Im 8. Bruchstück des „Ruodlieb“ (V. 86f.) bittet nämlich die Ehebrecherin selbst darum, ihr Nase oder Lippen abzuschneiden. Eine derartige Entstellung, die früher sogar das Zeichen der Knechtschaft war (vgl. Uhland: Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 6, 125), sollte die Sünderin für alle Zeit vor neuen

aber durch den Übertritt zweier Vettern des Anführers, der Zigeuner Matthes und Hans Jerg Reinhardt, gelang es nach vielen ergebnislosen Verfolgungen, ihrer habhaft zu werden. In Sulz ward ihnen der Prozeß gemacht, und hier wurde Hannikel, nachdem er die Exekution seiner Mordgenossen hatte ansehen müssen, am 17. Juli 1787 in Anwesenheit von 12000 Schaulustigen[1]) durch den Strang hingerichtet.

1784 hatte Schäffer seine erste Liste veröffentlicht; jetzt konnte er eine zweite, weit vollständigere anschließen, die im ersten Teil eine gedrängte Beschreibung der Zigeuner enthielt. Er ging hierbei von der Schrift des Ahasverus Fritsch aus, fügte aber auch aus eigener Erfahrung hinzu. In wenigen Paragraphen erhalten wir da eine knappe, den Kern treffende Schilderung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften; Sitte und Religion, Ernährung und Bekleidung werden in den Kreis der Betrachtung gezogen; ihrer Sprache, die er weislich von dem Gauneridiom scheidet, widmete er seine Aufmerksamkeit und fügte Proben bei, und erst nach solcher gewiß nicht unwillkommenen Einführung leitete er zu der Beschreibung der Bande über, welche Namen, Alter und Verwandtschaftsgrad der einzelnen Zigeuner samt einem kurzen Sündenregister umschloß.

Aber schließlich war das ein Hilfsmittel für die Behörde, der Neugier der Menge war da nicht Rechnung getragen; doch wurde sie deshalb nicht um ihre Sensation betrogen. Noch im gleichen Jahr[2]) wurde ein Auszug aus den Akten, die 45 Foliobände anfüllten, zu einem

---

Verfehlungen bewahren, indem sie ihr die Schönheit nahm; nur das bezwecken die ganz ähnlichen Mißhandlungen der Zigeunerinnen an der Pfarrerstochter von Bollenbach, von der Maler Müller im „Nußkernen“ erzählt.

1) Eggert S. 73.

2) Die Buchausgabe ist ohne Jahresangabe; aber schon am 22. August bedankt sich der Prälat von Weingarten für Übersendung des Buches.

„wahrhaften Zigeunerroman“ zusammengestellt, der anonym bei J. F. Heerbrandt in Tübingen erschien. Der Verfasser, Pfarrer Christian Friedrich Wittich[1]), berichtete im Anhang seines Buches auch von den „letzten Auftritten Hannikels und seiner Konsorten“ und gab gewissermaßen als Flugblatt ein Lied auf den berühmten und berüchtigten Zigeuner unter die Presse.

Zweierlei Absichten mögen den Herausgeber geleitet haben: neben dem Wunsch, den schwer zu befriedigenden Drang seiner Leser nach Unerhörtem zu stillen, leitete den Pastor das Bedürfnis, das Publikum vor ähnlichen Schandtaten zu bewahren; darum gab er, ganz im rationalistischen Geschmack seiner Zeit, der es für kein Phänomen an Erklärungen mangelte, mochten sie auch noch so trivial sein, bei passender Gelegenheit seine Ermahnungen, die eigenen Kinder doch ja anders zu erziehen als die Geißin ihren Hannikel.

Es mutet geradezu komisch an, wenn man liest, daß den Zigeunern „die Zentnerworte von der Unsterblichkeit der Seele, von Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, von einem künftigen allgemeinen Weltgericht“ nie zu Ohren drangen und diesem Versäumnis ein gut Teil aller Schuld zugewiesen wird[2]). Sehen wir aber von den pastoralen Zwischenbemerkungen ab, so ist die Lebendigkeit des Bildes zu rühmen, das der Verfasser von Hannikel und seiner Umgebung entwirft, indem er hier und da kleine charakteristische Lichter aufsetzt, die der Dar-

---

1) Noch Eggert (1897) S. 79 und Aichele in seinem eben zitierten Aufsatz von 1912 halten Schäffer für den Verfasser, und Kluge, Rotwelsch Bd. 1 (Straßburg 1901) S. 250 redet von einem „vielgelesenen Volksbuch“ — einen Autor nennt er nicht. Wittich, geboren 13. Juli 1750 zu Liebenzell, war Pfarrer zu Walddorf bei Tübingen, wo er am 2. Juni 1818 starb (Gradmann S. 790). Sein Lied auf Hannikel, das in 80 Versen den ganzen Lebensgang enthielt, ist gekürzt bei Eggert S. 90 zu finden, der es natürlich wieder „keinem geringeren als dem gefürchteten Oberamtmann“ zuweist.

2) Eggert S. 79 spricht da von einem „lauteren Geist der Menschenliebe, der dem Gewaltigen die Feder geführt hat“!

stellung ihren eigenen Ton geben. Während die „Tätigkeit“ Hannikels kaum berührt wird, sind umso mehr alle persönlichen Ereignisse in den Vordergrund gestellt, wodurch das Schriftchen für unsern Dichter besonders brauchbar wurde.

Sahen wir hier durch ein aktuelles Geschehnis die Aufmerksamkeit ausschließlich den Zigeunern zugewandt, so ist daraus nicht e silentio zu folgern, daß die schweren Verbrechen damaliger Zeit hauptsächlich von ihnen begangen wurden. Die Zahl der Gauner war in Schwaben seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in ständiger Zunahme begriffen, und wenn sie auch „nur“ durch Diebstahl und Plünderung ihrem Lebensunterhalt nachgingen, in kritischen Fällen scheuten sie vor einem Mord nicht zurück, wofür ein Sonnenwirtle, ein Bairischer Hiesel klassische Beispiele boten. Aber auch mit ihrem Erwerb war es nicht mehr wie früher bestellt. Um einfache Diebstähle handelte es sich in den seltensten Fällen, ihr Gewerbe hatte sich im Lauf der Zeit in so viele „Spezialgebiete“ verzweigt, daß der „Jauner“ nur noch als Sammelbegriff gelten konnte; sie waren ein wohl organisierter Staat im Staate geworden, den es in letzter Stunde mit Stumpf und Stiel auszurotten galt, wenn sich die gesunden Pflanzungen nicht vom Unkraut überwuchern lassen wollten. Schäffer hatte mit den Jätarbeiten begonnen, aber der Masse gegenüber war er machtlos, wenn ihm keine Hilfe zuteil ward. Wie aber sollte das Volk ihm zur Seite stehen, das selbst noch in jede Schlinge trat und an allen Nesseln sich verbrannte? Hier mußte man also einsetzen, wenn man endlich dem Unwesen steuern wollte.

Es fehlte denn auch keineswegs an Männern, die die Lage überraschend scharf übersahen, und aus solcher Erkenntnis wuchs die hervorragendste Leistung damaliger Zeit auf diesem Gebiet hervor, der „Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben“ von dem „Verfasser des

Kostanzer Hans", d. h., wie wir mit Bestimmtheit sagen können, von Johann Ulrich Schöll[1]).

Drei Jahre vorher, 1789, hatte er die Geschichte des Kostanzer Hans „aus zuverlässigen Quellen geschöpft und pragmatisch bearbeitet", die Entwicklungsphasen seines Lebensganges so klar herausgehoben, Charakter und Wesen des Verbrechers so feinsinnig zergliedert, daß Avé-Lallemant[2]), der allerdings Schäffer für den Verfasser hielt, das Buch als „einen glänzenden Beweis seiner ausgezeichneten kriminalistischen Berufung" bezeichnete, was dem Theologen als Nicht-Fachmann als hohes Lob gelten darf.

Wenn Schöll darin aber auf einen Spezialfall beschränkt blieb, so umfaßte er in dem zweiten Werk das gesamte Gaunertum in seiner weitesten Ausdehnung; selbst die Bettler kommen zur Darstellung und von den württembergischen Zigeunern wird das wesentlichste gesagt. Im Brennpunkt seiner Behandlung steht jedoch das Gaunerwesen, und ihm vorzüglich ist sein Hauptinteresse zugewendet. Bestimmend für die Abfassung war die Unerfahrenheit des Publikums, dem er von Gaunern und Vaganten „einen Totalbegriff beibringen" möchte, um es durch Aufdeckung der hauptsächlichsten, immer wiederkehrenden Kniffe, ihrer Aufenthaltsorte und Verbindungen vor neuem Unheil zu bewahren.

Dementsprechend begann das Buch, das nach ausdrücklicher Angabe auf mündlichen und schriftlichen Nachrichten „von sachkundigen Beamten, Gaunerlisten und Inquisitionsakten, archivalischen Urkunden und Mitteilungen des Kostanzer Hans" basiert ist, mit einer ausführlichen Einteilung der Gauner, wobei zwischen solchen geschieden ward, die „im eigentlichen Verstande stehlen", und denen, die sich dazu eines betrügerischen Vorwandes bedienen. Darauf ließ der Verfasser alle ver-

1) Geboren 17. November 1751, Pfarrer am Zuchthaus zu Ludwigsburg.

2) Das deutsche Gaunertum (Leipzig 1856—62) I 243.

dächtigen Gesellen aufmarschieren, die ihr Gewerbe als Taschen- oder Marktdiebe, Stubenräumer oder Räuber, die mit brutaler Gewalt vorgehen, ausüben; der Leser gewinnt dadurch Einblick in „Diebsspezialitäten", in denen es einzelne bis zur höchsten Meisterschaft brachten; daß auch in der Wirklichkeit die Verbrecher sich derart zunftmäßig gesondert hielten, wird man schon im Hinblick auf den Sonnenwirt und seine Genossen billig bezweifeln müssen. Auch das saubere Völkchen der Quacksalber und Marktschreier, der Falschmünzer und Betrüger, die wir heute schlechthin als Hochstapler bezeichnen, fehlte da nicht, und ihrer Abkunft wurde ein besonderes Kapitel eingeräumt.

Daß Kurz hier gern zu Gaste ging, machen uns seine Absichten vollauf verständlich; Schölls Werk lieferte nicht nur kahle Tatsachen, an denen doch überall wie an einem Gerippe das Fleisch und somit das Leben fehlte, aus diesem Magazin sprach im Gegenteil neben der Materie der Geist das Hauptwort; nicht nur stofflich wurde man orientiert, sondern das gesamte Gebiet lag vor unsern Augen wie ein riesiger Körper, dessen äußere Fehler bloß gelegt, dessen innere Gebrechen aber nicht minder sichtbar waren.

Wahrscheinlich in allen drei Fällen gelangte Kurz erst durch Freundeshilfe zur Kenntnis der Literatur jener Ereignisse. Daß ihm Keller die Benützung der Listen vermittelte, haben wir bereits gesehen, ähnlich mag es sich mit dem „Zigeuner-Roman" verhalten haben — die Nachrichten lassen uns da leider ganz im Stich — und Schölls Buch ist ihm durch Schwab zugänglich geworden. Anders werden sich die Zeilen wenigstens kaum deuten lassen, die am 12. Oktober 1841 an diesen abgingen: „Ihren Scheffer habe ich noch. Er steht auf den ersten Wink zu Diensten und liegt bey den Haufen von Büchern, welche auf das Schicksal Rollers warten."

Mit „Scheffer" ist natürlich der „Abriß" gemeint: die Listen scheiden ja ganz aus, und auch Wittichs ano-

nymer „Hannikel“ steht nicht in Frage, weil in ihm stets vom „Herrn Oberamtmann Schäfer“ die Rede ist. Hätte aber Kurz der darin enthaltenen Lobeserhebungen ungeachtet Schäffer für den Autor gehalten, so müßten wir die dort gebrauchte Namensschreibung erwarten. Kurz aber hatte Schöll vor sich und glaubte, wie allgemein damals und noch heute vielfach, den Sulzer Gerichtsherrn hinter dem Werk stehn[1]).

Der zweite Teil dieses Buches, „Von den Bettlern“, wie auch der Anhang „Von den Zigeunern in Schwaben“ kann hier unberücksichtigt bleiben, jener bot für die Romanvorgänge nichts, dieser gab wenige Notizen her, die an Ort und Stelle bezeichnet werden mögen, sodaß wir uns nach den notwendigsten Vorbemerkungen nunmehr dem Dichter und seinen Romanen zuwenden dürfen.

Zuerst den „Heimatjahren“. Trotz der Ausführlichlichkeit, die Kurz dem Zigeunertum darin gewidmet hat, war es doch nur als eine freilich größere Episode gedacht, die einmal dazu diente, den Kandidaten Heinrich Roller auf seinen Irrfahrten die Heimat auch in dieser Richtung kennen zu lehren; sodann sollten die Zigeuner seinem Zögling, der kleinen Laura, der jegliches Zeremoniell und „alle diese abgeschmackten Fratzen“ zuwider geworden waren, Ersatz und Ausgleich schaffen und sie schließlich durch ihre wüsten Übergriffe in ein geordnetes Leben hineinführen. Das zwingend glaubhaft hinzustellen, bedurfte es natürlich einer geschickten Herausarbeitung des zigeunerischen Lebens und Treibens, die in allem den grellsten Gegensatz zu den glänzenden Schilderungen des herzoglichen Hofes abgeben mußte.

Wie hat sich nun Kurz mit dieser seiner Aufgabe abgefunden, wie die ihm verfügbaren Hilfsmittel verwertet?

1) Durch den „Abriß“, der ja vom „Verfasser des Kostanzer Hans“ herrührte, mag Kurz damals auch auf dieses Buch gekommen sein; seine Kenntnis setzt der Sonnenwirt Kap. 38 (W. VII S. 149) voraus.

Man kann in den „Heimatjahren“ drei verschiedene Arten in der Darstellung des Zigeunertums unterscheiden, je nachdem die Erzählung frei erfunden ist oder in ihrem Flusse historisches Gut mit sich führt oder endlich ganz mit den Vorlagen verschmolzen ist. Die Abstufung ist in ihrem Werden noch deutlich zu erkennen: um den historischen Kern des Mordes weben sich teils voraufgegangene teils aus anderem Zusammenhang übernommene Handlungen, aus denen sich Fäden bis zu bloßen Phantasiegebilden zum Roman hin fortspinnen. Nicht nur die dazwischen liegenden Erzählungen andrer Ereignisse rechtfertigen eine solche Trennung, die verschiedene Behandlung durch den Dichter bedingt sie sogar.

Gleich die erste Begegnung mit den Zigeunern Toni und Duly auf dem Maskenball ist poetische Fiktion. Laura hat sie insgeheim bestellt, um die Flucht vorzubereiten; so können sie ohne jede Charakterisierung im Hintergrunde bleiben. Erst die durch ihr Verschwinden notwendig gewordene Entsendung Rollers gibt zu Einzelheiten Veranlassung, die aber immer noch verstreut sind, solange Kurz seiner eigenen Erfindungsgabe nachgeht. Rollers Annäherung wird durch seine dreiste Entführung beschleunigt[1]), und nachdem man sich des besorgten Pastors schnell zu entledigen gewußt, darf der Leser mit dem unfreiwilligen Gast erste Umschau im Lager halten. Nach gutem alten Brauch, mit dem auch Kurz nicht bricht, ist der romantischste Winkel dazu ausgewählt worden. In einer Felsengrotte des Schwarzwalds, hoch über einem Wasserfall, finden wir den jugendlichen

---

1) Solche Stückchen finden sich bei Gaunern nicht selten. Vielleicht aber brachte ihn gerade eines des Kostanzer Hans S. 368 darauf: „Noch verwegener war ein Einbruch bey einem katholischen Pfarrer auf dem Schwarzwald“, wo die Diebe in das oberste Fenster einsteigen, und S. 366 heißt es sogar: „Jetzt schaute der Pfarrer, der bißher die Diebe durch den wiederhohlten Schlag (auf die Fenster) freundschaftlich zum Abzug ermahnt hatte, zum Fenster heraus.“ Vgl. die auffällig ähnliche Situation: W. III 92.

Durchbrenner im Kreise der braunen Gesellen, unter denen sich vorläufig nur ein schlanker Jüngling in Jägertracht, der dem Pfarrer den Zutritt erwirkt hatte, und eine Alte, die, wie man später erfährt, die Mutter des großen Hannikels ist, hervorheben.

Noch ist der Blick nur auf die Gesamtheit gerichtet. Ihre primitive, der Natur sich anschmiegende Lebensweise soll veranschaulicht werden, weshalb Laura den Wunsch zum Aufbruch äußern muß. Dabei bietet sich dem Dichter die erste Gelegenheit, seine Notizen zu verwenden, wovon er aber nur in bescheidenem Maße Gebrauch macht. In Schäffers Liste fand er (§ 16) etwas über ihre „Kleidung und Garderobbe". So hieß es dort, daß die Männer einen Soldaten- oder Jägerrock trügen, also ward Toni danach gekleidet. Ausdrücklich aber war auf die Armut ihrer Mobilien hingewiesen: „Ihre übrige ganze Gerätschaft besteht in ettlich Teppichen oder Lumpen, einer Pfann, einer Schüssel, Löffel, Messer und Gabeln, so viel sie brauchen, und ettlich Instrumenten." Solche Gegenstände hebt er jetzt aus dem Transport heraus: „Teppiche und Küchengeräte wurden hinübergeschafft"[1]). Sonst aber bewegt er sich überall auf dem Boden der Poesie, Gespräche und Geschehnisse sind ohne historische Wirklichkeit. Wie Heinrich Roller nicht existiert hat, so können auch die dem launischen Willen der gleichfalls erfundenen Laura[2]) entsprießenden Handlungen nur vorbereitende Bedeutung haben.

Über den Zigeunerkreis ist hier wenig zu sagen.

---

1) W. III 105.

2) Nach Fischer, Beiträge II 233 „soll sie nach einer Stuttgarter Dame geformt sein, die im Jahr 1833 dem elterlichen Haus entlaufen und eine Zeit lang mit Vaganten herumgezogen war." Sollte aber nicht neben dem, was Preciosa-Mignon-Typus an ihr ist, eine erste Anregung Mörikes vorliegen? Noltens Oheim zieht mit Zigeunern umher aus Liebe zu Loskino, der Nichte des Hauptmanns; als sie dessen Sohn Marwin heiraten soll, flieht er mit ihr. Kurz hätte die Verhältnisse dann nur umgekehrt.

Tony, der eigentlich Suselo heißt[1]), ist eine Idealisierung des verräterischen Vetters von Hannikel, von dem Wittich berichtet hatte[2]). Der Name ist zweifellos eine Übertragung des dem Grenadier Pfister angehörenden Vornamens, Suselo[3]) aber eine Erfindung des Dichters: ein solcher Name wollte sich weder in den fraglichen Listen zeigen, noch begegnet eine auch nur anklingende Bezeichnung in den uns erhaltenen Verzeichnissen von Zigeunernamen[4]). Tony-Suselo ist als vermittelnde Person zwischen Zigeuner- und Bürgertum gedacht, deshalb hat ihn der Dichter mit einer Reihe von Eigenschaften ausgestattet, die ihn vor seinen Stammesgenossen auszeichnen.

Fühlbarer spielt schon die Geschichte in die nächste Scene herein. Die Betrachtung der verwerteten Bemerkungen, die sich im „Zigeuner-Roman" darboten, ist umso lehrreicher, als sie wiederum ein typisches Beispiel gibt, wie ein kleiner Anstoß der dichterischen Phantasie die nötige Schwungkraft verlieh. Er fand also den Satz vor[5]): „Je und je bekam er Urlaub, und alsdann gieng er mit seiner Mantua aufs Land, und hatte mit ihr Porcellain fail." Daraus leitete Kurz fürs erste die Möglichkeit her, Pfister mit Roller zusammenzubringen und dadurch den Leser mit dem Gegenspieler, Schäffer, bekannt zu machen; dann aber wird durch Rollers Erlebnisse die furchtbare Rache vorbereitet, die Kurz nicht entbehren mochte, sollte es nicht auf eine gewaltsame Beseitigung der Zigeunerepisoden hinauslaufen.

Das Milieu ist prächtig gezeichnet. In der kleinen Landschenke, die dem wander- und abenteuermüden Hof-

---

1) W. III 160.

2) S. 81.

3) Ich habe das Wort in keinem Zigeuner-Wörterbuch, auch nicht in Potts trefflichem Werk, gefunden.

4) Kluge S. 182 und 247, dazu im Stuttgarter Verzeichnis von 1746.

5) Wittich S. 67.

meister und seinem ausgehungerten Begleiter gastliche Aufnahme gewährt, finden sich auch Pfister und Mantua ein, die tragikomische Erzählung von den rührenden Versuchen des hilflosen Kandidaten, den Netzen einer Schwiegermutter zu entgehn, rauh unterbrechend. Denn indem Kurz die vorgefundene Charakteristik der Mantua in das Edelmetall der Poesie ummünzte, ließ er sie sogleich mit den Fremden anbandeln, um dadurch den Konflikt heraufzubeschwören. Muß man es bemängeln, wenn der Hatschier über die lateinisch gepflogene Unterhaltung etwas von Gaunersprache brummt, weil diese Annahme gerade für ihn sehr wenig glaubhaft ist, so braucht man andrerseits mit dem Lobe nicht zurückzuhalten über die scharf umrissenen Bilder des Zigeuner-Apostaten und seiner Geliebten. Diese buhlend und feilschend, wo die Gelegenheit sich bietet, aber hündisch unterwürfig, wenn es dem Mann, ihrem höchsten Herrn, mißfällt, und zu treulosem Verrat bereit, um nur die Gunst des Geliebten wiederzugewinnen; jener anfangs in der Selbstherrlichkeit seiner Stellung, die er „Haus Württemberg“ dankt, dann der niedrige Bursche, der sich mit den Erfahrungen und Erfolgen seiner Liebe brüstet, zuletzt der Zigeuner, dem ein guter Bissen mehr gilt als alle Erfüllung seiner Dienstpflicht, den der Dichter deshalb poetisch abstraft, wenn der Schreiber in Sulz ihm einen falschen Sechsbätzner einhändigt, sodaß er als betrogener Betrüger abziehen muß. Zugleich ist damit die Verbindung mit der Hannikel-Bande hergestellt, die Vorgeschichte nach dem abgemessenen Bericht Wittichs erzählt, und Kurz kann dem Leser eine flüchtige Kenntnis von dem energischen Regiment des Oberamtmanns zuteil werden lassen. Es darf als auffällig bezeichnet werden, daß er den Gerichtsherrn von Sulz in so blassen Konturen gehalten hat, während er es in der Charakterisierung von dessen ärgstem Feind an einer reichen Detailmalerei nicht fehlen ließ. Schuld daran tragen wohl die Quellen, die zu farb- und leidenschaftslos von dem Wirken des Mannes redeten

und damit eher einen negativen Eindruck in dem Dichter zurückließen; so wird es verständlich, daß er von ihm als von einem „nüchternen Geschäftsmann“ redet. Eine Vertiefung schien aber ohnedies nicht beabsichtigt, vielmehr wird man bei der Darstellung den Eindruck nicht los, als sei nur ein technischer Behelf gedacht gewesen, der Roller mit gutem Grund zu den Zigeunern zurückgeleitete.

So haben wir die größte, Hannikel gewidmete Partie erreicht, die ihn und seinen ganzen Anhang uns sofort vorstellt. Zur Hochzeit eines ihm befreundeten Bauern haben sie sich in einem Dorf des Heckengäus[1]) versammelt, wo sie diesen Tag mit allen herkömmlichen Feierlichkeiten begehn wollen. Ihrer Aufmerksamkeit sich zu entziehen, sucht Roller einen Platz im Hintergrunde, aber die Späherblicke haben ihn längst wahrgenommen; mitten hinein in den Strudel der Freude wird er gerissen und als Ehrengast dem Hauptmann vorgestellt, der ihn im jovialen Tone eines Weltmanns wenig zigeunerisch begrüßt[2]). Das bringt die Unterhaltung in Gang, und Kurz nutzt die Gelegenheit, uns mit Anschauungen und Gebräuchen vertraut zu machen, in schönster Weise; Hannikels Auffassung von der Nützlichkeit und Berechtigung seines Tuns, der krasse Aberglaube dagegen seiner Gefährten, denen der Feuersegen Tonys keine Ruhe läßt, charakterisieren glänzend das Naturvolk. Einzelheiten in Erzählung und Handlung dienen da zur Vervollständigung. Auf Rollers unglückseligen Anstoß hin wird die Tony - Affaire verhandelt, und die ganze ungebändigte Kraft der Zigeuner findet in ihren Beschlüssen drastischen Ausdruck.

Wir erfahren aber auch von der autokratischen Gewalt Hannikels, wenn er seine Töchter gewissermaßen

---

1) Die der Nagold zu gelegenen Ausläufer des Schwarzwalds sind gemeint. Vgl. W. III, 152.

2) W. III, 153 eine fraglose Entgleisung.

als Belohnung für Dienste oder Taten verteilt, und den umsichtigen Leiter beweist uns der Paß, den er sich mitten im Festgewühl ausstellen zu lassen Zeit findet; aber auch ein ganz anderer Zug: seine ungezügelte und darum schlecht verhehlte Sinnlichkeit fehlt nicht. Wie keck ist die Situation auf die Palette geworfen: die als Junker verkleidete Edeldame und der große Räuber, der sich artig als Dame zum Tanz engagieren läßt, aber auf Schleichwegen doch seinen Gelüsten nachzukommen versteht. In dieser Weise lösen die Bilder einander kaleidoskopartig ab; reizende Interieurs fallen als letzte Schlagschatten darauf: Hannikels Stieftochter als Wahrsagerin, die den braven Magister fast in ihre engmaschigen Netze verstrickt, nächtlicher Alarm und Jagd, Intrigen der Zigeuner, alles sich zuspitzend zu dem entsetzlichen Mord, dessen minutiös deutliche Schilderung auch um ihrer Lebendigkeit willen hohe Bewunderung erweckt.

Mit diesem Ereignis schloß eigentlich die Episode[1]. Um aber nichts unfertig im Roman zu lassen, erzählte er an einer späteren Stelle beiläufig von dem Ausgang des Verbrechens, indem er einem Soldaten auf dem Asperg das Hannikel-Lied in den Mund legte: just die Strophe trägt der Wind dem gefangenen Abenteurer zu, die an die vorherigen Ereignisse genau anknüpft.

Wir übersehen auch die letzte Wendung der Vorgänge, darum aber diese selbst noch nicht nach Abhän-

1) Anders war es im ersten Entwurf geplant: „In der Verzweiflung vereinigt sich die Bande mit unzufriedenen Bauern — eine historische Abweichung — und der Leonberger Aufruhr bricht aus, der vom Herzog selbst gedämpft wird". Dann sollten alle gefangen genommen werden. „Der Held wird als Mitschuldiger mit ihnen transportiert — hier wäre zwar unhistorisch der Tübinger Brand einzuflechten, zur Befreiung der Räuber angestiftet —, erhält jedoch aus Schonung, wie Hannikel aus Aberglauben seines gefährlichen Blickes wegen, eine Maske vors Gesicht. Der Herzog entnimmt ihn der Untersuchung".

gigkeit oder eigenem Wert. Gerade hier fällt die Grenzregulierung zwischen dem Spiel der Erfindung und der Übernahme aus Vorlagen und mündlicher Überlieferung oft nicht leicht; man wähnt sich auf historischem Boden, wo man im Reich der Phantasie sich befindet, und umgekehrt hält man für überkommenes Romangut, was Akten Zeile um Zeile dem forschenden Blicke enthüllen.

Die Zweifel stellen sich schon bei der äußeren Form der ganzen letzten Erzählung ein. Als Rahmen dient ihr die Wirtshausfeierlichkeit, abschließend mit dem Überfall der Zigeuner, gewiß ein einfaches Motiv, und doch wird kaum darin eine selbständige Erfindung des Dichters zu erblicken sein. In den hier bezeichneten Quellen findet sich dieser Zug nirgends, sondern in der ersten Fixierung einer Anekdote, die man an den Grafen Schenk von Castell knüpfte. Pflug in seinen „Erinnerungen eines Schwaben", die viel vom „Malefizschenk" zu erzählen wissen, gibt mehrere Abenteuer des Grafen zum Besten, darunter das folgende[1]): „Einst erfuhr er, daß in Laupheim Spitzbuben einer Hochzeit anwohnten. Schenk fuhr mit seinen Häschern dahin und brachte sie wohlerhalten auf seinem Schlitten, d. h. gebunden nach Hause. Hier war es, daß er einen Schelm traf, auf welchen er längst gefahndet hatte ...". Derartige Begebenheiten des erst 1821 verstorbenen Grafen gingen in Mengen um und waren vom Volksmund legendenhaft ausgesponnen worden[2]): sollte ihnen Kurz, der

1) I, 186/7. Dies späte Werk, das sogar aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben ist (von Günthert. Nördlingen 1874 und 77) ist nur zitiert, um eine literarische Fassung der Anekdote beizubringen.

2) Arnold, Der Malefizschenk und seine Jauner. (Stuttgart. 2. Aufl. 1911), S. 36. Auch ist zu beachten, daß nicht von Anfang dies Zusammenprallen von Herzog und Roller geplant war. Im „Bauriß" des Romans hieß es, daß im Zusammenhang mit der Bande der Leonberger Aufruhr ausbrach, den der Herzog dämpfte. „Bei dieser Gelegenheit fällt seine Tochter (Laura) einer Streifpartie in die Hände und wird ihm zurückgeliefert. Ihr Geliebter (Tony-Suselo) rettet

bei Anekdoten aller Art stets als erster aufhorchte, da nie begegnet sein? Die Übereinstimmung im Gang der Handlung und das Zusammentreffen des Herzogs mit Roller scheint doch direkt parallel nachgeschaffen. Dabei darf daran erinnert werden, daß unser Dichter mit dem Leben des „Raubgrafen“ gut vertraut war, wie es hier der jetzt als „Anhang III“ bezeichnete Teil [1]) verrät, und wie es noch im „Sonnenwirt“ zum Ausdruck kam, wo er seinen Helden mit dem Grafen Castell verglich, von dem er bei dieser Gelegenheit wiederum einen episodischen Zug aus seinem Leben mitteilte [2]).

Wichtiger jedoch als die Umrahmung ist das Bild selbst, und darin wiederum konzentriert sich unsre Aufmerksamkeit auf die Hauptperson, Hannikel. Wir dürfen die kunstreiche Zeichnung bewundern, die fern von jeder Nüchternheit den verschlagenen, umsichtigen Zigeunerhauptmann in kleinen und kleinsten Zügen zur Anschauung bringt, ohne mit den Übertreibungen einer ungezügelten Phantasie das ästhetische Behagen an jener Figur zu beeinträchtigen. Kurz dankt die Möglichkeit einer getreuen und lebendigen Wiedergabe in erster Linie dem „Zigeuner-Roman“, aus dem er die brauchbarsten Stellen ausgelesen hat, daneben sind ein paar Notizen aus dem „Abriß“ in die Dichtung eingegangen.

Ein Vergleich mit den jeweils benutzten Sätzen oder Abschnitten belehrt, wie mühsam Steinchen für Steinchen zusammengetragen wurde, um zu einer Darstellung, wie der jetzt vorliegenden, zu gelangen, zeigt aber oft auch, wie erst durch den Odem des Dichters Leben in die tote Materie kam. Besonders anschaulich

---

unsern Helden (Roller) aus mehrfacher Todesgefahr, womit ihm die erbitterte Räuberbande droht; sie werden in die Enge getrieben und alle mit einander gefangen“.

1) 1. Auflage. Kap. 18.

2) Werke VII, S. 148.

sogleich in der Charakteristik Hannikels, die wir darum mit der Vorlage zusammenstellen:

Wittich (S. 10)

„Sollte sich aber hie und da ein entfernter Leser wünschen, Hannikeln selbst zu sehen, der denke sich nur einen kurz, untersezten starkknochigen aufrechten Mann von 45. Jahren, auf dessen kurzem Hals ein brauner, sehr großer blatter Kopf ruht; dessen vordere Seite etwas spizig — der hintere Theil aber sehr weit und geräumig ist. Die Stirne an demselben stelle man sich sehr nieder, etwa 3. Finger breit, und 2. Finger hoch, Augen und Augbraunen schwarz, das weise im Auge grau; die Stimme rasch und rauh — seinen Blick wild und immer seitwärts gerichtet; die Schläfe etwas tief eingedrückt, die Bakken länglich und in mehrere Falten gelegt, die Nase groß und kolbigt, die Lippen roth und etwas hervorragend, die Zähne ganz weis, das Kinn spizig und kurz, vor, und denke sich noch schwarze Haare, ein halb kahles Haupt, und am ganzen Gesicht einen Finger langen schwarzen Bart hinzu, so sieht man das Bild des leibhaftigen Hannikels".

Kurz

(Kapitel 34, S. 152 und 154).

„Tony winkte nach dem oberen Ende der Tafel, wo ein Mann saß, den man auf den ersten Blick für den Herrn und Bändiger dieser unruhigen Geister erkennen mußte. Eine gebietende Ruhe, eine nur etwas übertriebene Würde sprach aus seiner Haltung, und das braune schmale starkknochige Gesicht mit der großen breiten Nase und dem langen schwarzen Bart hätte man, wenn das übrige Aussehen entsprechend gewesen wäre, einem Scheik vom Berge Sinai, einem Häuptling der arabischen Wüste zuschreiben können . . . Unser Freund wäre fast herausgeplatzt, so komisch war ihm, wenn er auf dem kurzen Halse den dreieckigen Kopf, die eingedrückten Schläfen, vor allem die enge niedrige Stirne betrachtete, dieses Zerrbild eines Karl Moor. Doch hütete er sich wohl, ein Ärgernis zu geben; denn eine unheimliche, despotische Tücke war auf dieser Stirne gelagert, die mit dem schmalen Kranz von schwarzem Haar, kaum fingershoch über der Nasenwurzel, und mit der Glatze darüber einem Engpaß mit überhängender Berghalde glich".

Es soll nicht übersehen werden, daß Kurz die Beschreibung Hannikels, die in der Vorlage ohne Gliederung verläuft und in einem Atem hergesagt wird, auf zwei durch längere Gespräche getrennte Szenen verteilte.

die durch poetische Erfindungen umschlossen und verbunden waren, wenn auch eine unscheinbare Beobachtung, die zu den Gewohnheiten der Zigeunerinnen gemacht wird, wieder aus derselben Quelle herrührt:

S. 25

„Während deme, daß die jungen Leute so recht schwärmerisch lustig waren, stopften sich die alten Mütterchen ihre Stumpf-Pfeifgen, schmauchten nach aller Herrlichkeit, und liesen sich ihren Schnips treflich dazu schmekken“.

Kapitel 34, S. 160

„Die Weiber, besonders die alten, deren mehrere zugegen waren, stopften sich ihre Stumpfpfeifchen und setzten sich hinter den Tanzenden auf Bänke der Wand entlang, wo sie schmauchend und Schnaps trinkend zusahen“.

Nicht allein für das Äußere Hannikels schloß sich Kurz gern den zeitgenössischen Berichten an, auch die Ansichten, die der „Bandenchef“ verbürgtermaßen geäußert, ließ er in seine Darstellung einfließen: so die autokratische Gerichtsbarkeit dieses Räubers und ihre Auslegung. Skizziert ist der Gedanke in der Fortsetzung des Zigeuner-Romans[1]), Kurz aber hat ihn nicht danach ausgestaltet, sondern aus der „Bekehrungsgeschichte des ehemaligen Zigeuneranführers Jakob Reinhardt, genannt Hannickel“ entlehnt, die der derzeitige Seelsorger des Angeklagten, Anton Reininger, verfaßt hatte; erst vor wenigen Jahren war das Büchelchen in der Vaterstadt unsres Dichters herausgekommen[2]). Die Übereinstimmungen sind so unzweifelhaft, daß mit Zufälligkeiten garnicht zu rechnen ist; auch dieses Schriftchen ist als Quelle hinzunehmen, selbst wenn uns jeder sonstige Hinweis darauf in Briefen oder dergleichen fehlt[3]).

„Was“, sprach er, und rasselte fürchterlich mit seinen Ketten da-

„Glaubt man denn, wenn ich die gottlosen Juden züchtige, daß ich

1) S. 5. „Ich bin mehr ein Beschüzer als ein Verderber des Würtemberger Landes gewesen, habe ja meistens nur die Juden bestohlen und geplagt, und das hielte ich vor keine Sünde“.

2) ed. Lorenz Lang. Reutlingen 1832.

3) Lang S. 41. — Kurz Kap. 34, S. 154.

zu, „was, ich soll sterben? ich, der ich nichts weiteres gethan, als daß ich den gottlosen Juden dasjenige abnahm, was sie durch Wucher und Betrug den Christenmenschen entwendeten; der ich so manchen Einbruch und Raub von dem Lande Würtemberg abgewendet habe; der ich Ursache bin, daß Hohenheim nicht abgebrannt worden ist; der ich durch mein Ansehen das ganze Land gegen Übelgesinnte vertheidigte und beschüzte ... Habe ich doch immer gedacht, ich würde die größte Belohnung für die Wohltaten erhalten, die ich den Würtembergern erzeigte, wenn meine Sache einmal dem Landesvater vorgelegt würde!"

den Raub für mich behalte, den sie den Christen abgepreßt haben? Hab' ich nicht meine Einkünfte immer mit den Armen geteilt, bis auf eine kleine Belohnung, die ich mit meiner Mühe wohl verdient habe? ... „Hab' ich nicht mein Amt allezeit redlich verwaltet?" fuhr der Zigeuner fort. „Hab ich nicht so manchen Einbruch und Raub von dem Lande Württemberg abgewendet? Und mich nennt man einen Räuber und Gauner? ... Ich habe durch mein Ansehen das ganze Land gegen Übelgesinnte verteidigt und beschützt und hoffe noch die größte Belohnung für die Wohltaten zu erhalten, die ich den Württembergern schon seit zwanzig Jahren erzeigt habe, wenn meine Sache einmal dem durchlauchtigsten Landesvater vorgelegt wird".

Zwei verschiedene Quellen auf einer Seite, und noch ist die dritte nicht genannt worden: der „Abriß", der hinter dem Gerücht, daß Hannikel „schon mehr als vierzigtausend Gulden geraubt" habe, steht [1]). Seine Zigeuner kleidete Kurz, wie schon bei Tony bemerkt wurde, nach den Angaben Schäffers [2]), während Hannikels Besorgtheit um den Paß in ihren tatsächlichen Mitteilungen Wittich [3]) nacherzählt ist; als auf eine für Gauner gewis-

---

1) S. 585: „Die acht vorzüglichsten nächtlichen Plünderungen allein, die er an ihnen begangen, belaufen sich auf 44000 fl.". Die übrigen Bücher enthalten ganz anders lautende Zahlen.

2) Liste § 16.

3) S. 91: „. . der verstokte blieb hartnäkig dabei, daß er der Kilian Schmid ein gelernter Jäger sey, und weiter keinen Landnamen führe".

sermaßen typische Bemühung aber war er durch Schöll[1]) besonders aufmerksam gemacht worden.

Nicht so scharf stimmt die Begründung, warum die Zigeuner Laura nicht als ihre „Frau Hauptmännin" anerkennen wollen. Denn Hannikels damalige Frau war eine geborene Deutsche, und im „Abriß" wurde ausdrücklich festgestellt[2]), daß es in Schwaben nicht so streng genommen werde. Aber Kurz brauchte diese Unduldsamkeit zur Lösung und hielt es darum trotz der Widerlegung Schölls mit Grellmann: „der Zigeuner heurathe keine Person, die nicht ebenfalls, wie er, aus ächtem Zigeuner-Geschlecht sey[3])".

Hatte es hier auch nur den Anschein, als ob sich unser Dichter zu einer entgegengesetzten Darstellung des quellenmäßig Überlieferten entschließen könne, so suchte er für die Beschreibung des Mordes an Pfister den engsten Anschluß an Wittich zu gewinnen, der hierfür allein in Frage stand. Zwar wird die Vorgeschichte nicht in Übereinstimmung mit dem „Zigeuner-Roman" gegeben, aber wir verstehen die Änderung um eines

---

1) S. 175: „Das vorzüglichste Mittel aber, wodurch sie ihrer vorgenommenen Maske Credit, und damit auch sich Sicherheit verschaffen, sind die Pässe und Attestaten, die sie führen. Mit dieser Schuzwehr, die für ihre Jauners Existenz so unentbehrlich ist, unterlassen sie nie sich zu versehen. Wenn es ihnen daran mangelt, oder wenn sie zufälliger Weise entweder durch irgend ein Unglück oder durch Unvorsichtigkeit Pässe, die sie gehabt haben, verlieren oder wenn ihnen solche abgenommen werden, oder die Zeit der Gültigkeit derselben verflossen ist; so sind sie sorgfältig darauf bedacht, sich wieder neue zu verschaffen".

2) S. 594: „Hier wählt sich nicht nur mancher Mann eine Beyschläferinn aus teutschem Geschlecht, sondern auch manche Zigeunerin verbindet sich mit einem Teutschen".

3) Bei Schöll, S. 594. Das war — von der poetischen Licenz ganz abgesehen — kein schlimmer Verstoß gegen die Wirklichkeit; hatte er doch bei Wittich gelesen (S. 140), daß Nottele seiner „Theres" den Abschied geben mußte, „weil die Überreiner Zigeuner, um nicht verrathen zu werden, durchaus kein teutsches Mensch leiden wollen".

strafferen Aufbaus willen [1]). Nach der darauf folgenden, nicht unlebendigen Wiedergabe aber der grauenvollen Tat richtete Kurz den ferneren Verlauf ein, um die konkrete Ausmalung für seine Dichtung möglichst ganz nutzen zu können. Wieder mögen beide Berichte nebeneinander hergehn, um die wechselnde Art der Entlehnung, die sich zuweilen noch in den nebensächlichsten Punkten äußert, zu voller Anschauung zu bringen.

Wittich	Kurz. (Kapitel 36)
S. 69: „Sie (Ursula) kam zuerst nach Unter-Sulz, und traf daselbst den Wenzel, Postel und Duli mit ihren Weibern, und der Großmutter, der alten Geißin, an. Und woher dann so schnell, sagten diese zu ihr, du hast dich ja ganz aus dem Athem gelaufen?"	S. 196: „Das Mädchen brach wie ein Reh aus dem Gebüsch hervor und flog ihrem Vater an den Hals. Auf ihrer Stirne war eine frische blutige Schramme. „Und woher dann so schnell?" fragte Hannikel. Du hast Dich ja ganz außer Atem gelaufen".
S. 70: „Duli und Wenzel verwechselten jezt auch ihre Gewehre. Duli gab dem Wenzel seinen Hirchfänger, und dieser dem Duli, seinen Terzerol. Ein jeder unter ihnen schnied sich auch noch einen dikken Prügel in dem Wald. Ausgerüstet mit diesen mörderischen Waffen, rannten sie dem Ort entgegen, der ihnen zur Abkühlung ihrer Wuth der tauglichst schien".	S. 196: „Duly gab dem Wenzel seinen Hirschfänger und empfing dafür ein Terzerol von ihm. Dann schnitten sie sich dicke Stöcke, und die funkelnden Augen, womit sie diesem Geschäfte oblagen, ließen auf ein übles Vorhaben schließen".
S. 72: „Die Ursel bewillkommte ihn mit einer erzwungenen Freundlichkeit. Toni hingegen erwiederte solche mit einem finstern Gesicht	S. 199: „Du rechnest einem auch gar keinen Gefallen an", sagte das Mädchen vernehmlich, während sie näher kamen. „Ich

1) Kurz: Werke III, 156/7. Wittich S. 66/7: „Er entdeckte ihr seine Neigung, und machte ihr Vorschläge zur Entführung. Sie willigte sogleich in seinen Rath . . . Seit dieser Zeit waren Wenzel und Toni immer Todfeinde . . . Sechsthalb Jahre liefen vorbei, und es blieb immer bey den leeren Drohungen . . . Mittlerweile entleidete ihm das Zigeuner-Leben, er verlies solches, und erwählte sich den Soldaten-Stand".

und bittern Vorwürfen, weil sie ihm nicht einen weitern Weg entgegen gegangen war.

Noch ehe sie sich hierüber wieder vereinigt hatten, unterbrach sie Tonis Hund, der seine Ohren spizte, mit den vordern Füßen immer in die Höhe hüpfte, und gewaltig zu bellen anfieng. In diesem Augenblick kam der Getäuschte aus seiner wollüstigen Betäubung zu sich; und fieng an ein nahes Unglück zu wittern. Furcht und Schrecken bemeisterten sich seiner Seele. Er fragte die Ursel, sich rechts und links ängstlich umsehend, was das zu bedeuten hätte, und ob jemand in der Nähe sey? Wer wird wol auch da seyn, lieber Toni, antwortete sie, du hast nichts zu besorgen.

Sie lokte dem Hund, und suchte ihn wieder ruhig und sicher zu machen".

S. 73: „Kaum hatte ihn Hannikel erreicht, als er seinen Terzerol auf ihn abdrükte. Allein weder dieser, noch des Tonis Pistol womit er Hannikels Bewillkommung in der Geschwindigkeit erwidern wolte, giengen los".

„Jezt wolte sich der arme Toni mit der Flucht retten. Allein wie der schüchterne Haas, wann ihm viele gut abgerichtete Hunde nachsezen, aller seiner Seiten-Sprünge unerachtet doch endlich eingeholt und überrumpelt wird, so giengs auch hier dem Entflohenen. Ehe er sichs versah, war Duli hinter ihm. Auch dieser hätte ihm durch einen Terzerol-Schuß auf immer

mußte mich doch vorher von meinen Leuten losmachen, sonst wär' ich dir weiter entgegengegangen".

Indem begann der Hund unruhig zu werden und endlich zu bellen.

„Was ist das? rief sein Herr mit beklommener Stimme: „ist jemand in der Nähe?"

„Wer wird wohl auch da sein, lieber Tony!" antwortete das Mädchen, „du hast nichts zu besorgen".

Sie lockte den Hund und suchte ihn zu beruhigen.

S. 200: „Das für deinen Verrat!" rief Hannikel und drückte eine Pistole auf ihn ab. Der Grenadier hatte ebenfalls eine aus dem Gurt gerissen. Man hörte zwei Hähne schnappen; beide hatten versagt". — — — — —

„Dieser verlor den Mut, als er die Zahl seiner Gegner mit jedem Augenblick wachsen sah. Er wandte den Rücken und verließ sich nur noch auf die Schnelligkeit seiner Fersen. Duly setzte ihm mit gewaltigen Sprüngen nach,

(„So, du bist's? schrie Duly, das Gewehr losdrückend, das er

Halt gemacht, wann ihm sein Gewehr nicht versagt hatte. Er warf es daher unwillig auf die Seite, pakte den Toni mit den Klauen eines Löwen beim Haarzopf, und wolte ihn zu Boden reißen".

von Wenzel erhalten hatte. Auch dieses versagte.)[1]) packte ihn und wollte ihn zu Boden reißen".

Zum ersten Male können wir an dieser Stelle bei Kurz die Übernahme einer größeren Partie der Vorlage in der Dichtung belegen, was insofern von Interesse ist, als es zeigt, daß sich der Dichter in der Kraft der Anschauung und der Stärke der Phantasie nicht geändert hat. Hier wie im Sonnenwirt hängt er oft unlöslich an überlieferten Situationen, die er sich jedenfalls nicht besser vorzustellen vermochte. Er kleidet solche Berichte dann nur in seine Sprache, die in jeder Wendung stets eine größere Bildhaftigkeit verrät, übermalt wohl auch einzelne Züge, um ihnen eine sinnfälligere Wirksamkeit zu verleihen, manchmal freilich ist selbst diese Mühe zu vermissen, und es begegnet dann ein Wort, das schon seinem Sprachgebrauch nicht mehr eigen gewesen war[2]).

Dieser Betrachtung sind noch wenige Bemerkungen über die Verwendung der Namen anzuschließen. Seiner brieflichen Äußerung, er brauche die Listen hauptsächlich der Namen wegen, ist schon gedacht worden, doch übernahm Kurz teilweise wenigstens mit den Benennungen der Zigeunersprache auch die Personen und zwar nach Schäffers Liste sowohl wie nach Wittichs „Hannikel". Das gilt besonders von den Hauptpersonen. Dagegen will Kurz bloße Namen nennen, wenn Hannikel dem neugetauften Suselo eine Dudane, Danena oder Tirana anbietet; daß Danena, die Mutter Dulis, damals bereits sechzig Jahre zählte, ist dafür gleichgültig. Und

1) Der eingeklammerte Satz ist bei Kurz etwas früher schon verwendet, er steht hinter der Schilderung des ersten vergeblichen Kugelwechsels zwischen Pfister und Hannikel.

2) So in dem „woher dann so schnell?"

wieder beruht es auf einem Hinweis des „Zigeuner-Romans“, der zu voller Geltung der abscheulichen Niedrigkeit kommt, wenn Hannikel seinem Mordgesellen vor der Tat nochmals zuflüstert: „Nottele, vergiß nicht! Wenn Du dich brav hälst, so bekommst du die Legart“. „Und er habe ihm freilich um soweniger aus Handen gehen wollen, da er ihm seine Legart zum Weibe versprochen habe“ hatte dort die Entschuldigung gelautet, die erst Kurz zum satanischen Frohlocken des Zigeunerhauptmanns wendet [1]). Desgleichen ist es eine geschickte Weiterführung, wenn Kurz den Angaben gemäß, daß Nottele, der eigentlich Andreas Leinberger hieß, eines Sprachfehlers wegen jenen Namen führte, ihn stotternd sich in die Unterhaltung mengen ließ. Über die Geißin ist hier nichts hinzuzufügen, und auch Feddrichos Geschichte kennen wir schon. Im Roman ist sie nicht die Frau oder Geliebte Hannikels, aber das alte schlechte Verhältnis zu ihm schimmert durch, wenn gerade sie gegen die Anführer conspiriert und er ihr hernach besondere Rache androht. Von Ursula, deren Rolle für die erfundene Figur des Helden in manchem erweitert werden mußte, sind sogar Züge der Schäfferschen Charakteristik in die Dichtung eingegangen. Da ihr Steckbrief auf „eine rechte Größe, schlanken Leib, feine Taille und ein weißbleiches Angesicht“ lautete, hat sie bei Kurz „eine hellere Haut als die anderen“, und der Preis der Schönheit wird ihr zugesprochen. Die ins Ideal gehobene Gestalt Suselos und ihr historisches Urbild, der Verräter Mathes, sind uns früher bereits begegnet; nachzutragen bleibt, daß sein Bruder Jerg nicht auftritt. Seine Stelle nimmt der kleine Lielensohn ein, nach Schäffer „ein kleines kurzes rahnes Männlein, gegen vierzig Jahre alt“, den Wittich als Entführer einer Beischläferin Dulis nannte. Kurz, der von beiden Nachrichten keinerlei Notiz nahm, scheint die Umstellung

1) Wittich S. 143.

nur des Namens wegen vorgenommen zu haben: Jerg klang zu wenig zigeunermäßig. Als auffällig darf man bezeichnen, daß der Dichter den Namen von Hannikels damaligem Weibe gänzlich vermieden hat, absichtlich aber ist wohl Bastardi nicht als sein Sohn angeführt, um Dieterlen allein in dem Vorrecht dieser Stellung zu belassen.

Über den Ausgang der Geschichte im Roman ist nicht viel zu sagen: um der Vollständigkeit willen kommt Kurz darauf zurück, tut sie aber mit einigen Strophen des Hannikelliedes ab; was außerdem der Soldat, der von Sulz gebürtig ist, über die Hinrichtung weiß, rührt aus Reiningers Bekehrungsgeschichte [1]) her, das Buch aber, das ihm Roller abkauft, ist die „Mordtat Hannikels an dem Grenadier Pfister", die 1787 erschienen war und auch Wittichs Lied auf Hannikel enthielt [2]).

So wird nur aus der Perspective der Tod des Zigeunerhauptmanns berichtet; wir begnügen uns damit und wenden uns mit dem Sonnenwirt einem anderen Erdteile der Dichterwelt zu, in den jedoch mancherlei Wege von den „Heimatjahren" führen. Vor allem rein äußerlicher Natur, was diesmal aber die wichtigere Erkenntnis bedeutet.

Hermann Fischer hatte noch in der Einleitung zum „Sonnenwirt" [3]) der Vermutung Raum gegeben, daß „die damals aufblühende Dorfgeschichten-Literatur, nament-

---

1) Lang, besonders S. 83.

2) In der ersten Auflage III, S. 521—25 erzählt der ehemalige Schwarzwald-Pfarrer Matthäus, der nun am Stuttgarter Gymnasium ist, den Freunden, er habe Hannikels Beichtvater kennen gelernt, „einen sehr wackern katholischen Geistlichen vom Bodensee" (Reininger war damals in Espasingen bei Stockach am Bodensee) und berichtet nach ihm, also nach Langs Buch, vom Ende dieses Zigeuners. Dabei hält er an dem Gerücht: Hannikel habe lieber einen schwarzen Hund als einen evangelischen Geistlichen haben wollen, das Wittich verbreitet, Reininger ausdrücklich als unrichtig abgelehnt hatte, fest!

3) Werke V, S. 7.

lich die Erzählungen seines Landsmannes Berthold Auerbach, neben dem Studium Immermanns dazu beigetragen" hätten, ihn gerade auf diesen Stoff zu bringen. Er hat diese Sätze, die durch keinerlei Belege zu stützen sind, in dem „historischen Rückblick", den er mit den Augen des Kenners auf die „schwäbische Litteratur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert" geworfen, nicht wiederholt, sondern die Arbeit mit Schillers Charakterstudie in Verbindung gebracht und auf die „Nähe des wenig älteren Stoffes" mit dem der „Heimatjahre" verwiesen [1]).

Das aber ergibt sich aus der Untersuchung nicht nur als eine Tatsache, man kann sogar sagen, daß Schölls „Abriß" es war, der ihm den Stoff von neuem in die Hand gab. Aus der liegen gebliebenen Vorrede, die hier mitgeteilt ist, ließ sich ersehen, daß Kurz, der bis dahin nur Schillers Novelle kannte, „erst nach langem vergeblichen Suchen" auf Abel stieß. Nun fand er ihn bei der Lektüre der Schriften, die sein erster Roman erforderte, fast zufällig: gerade auf den Sonnenwirt kam nämlich Schöll des öfteren belegweise zu sprechen [2]). Er nannte ihn, wenn er deutlich machen wollte, wie nur durch Güte und Zutrauen man die Liebe der Gefangenen erwerben könne; an ihm exemplifizierte er die wechselnden Gemütszustände von Verbrechern, und seines Zeugnisses bediente er sich um darzutun, daß die verwegensten und „erfolgreichsten" Räuber sich doch nie wahrhaft glücklich gefühlt hätten; dann demonstrierte er an Schwan die schädlichen Wirkungeu, die zuweilen das Zuchthaus hervorrufe, und man erinnert sich, daß gerade diesem Punkt Kurz vollste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Schließlich aber, und das war für den Dichter das entscheidende, verwies er auf Abels „Leben eines Räubers" selbst.

1) S. 123.
2) S. 199. 200 (Anmerkung mit Hinweis auf Abel) 216. 312. 335.

So war ihm mit einem Schlage, denn von nun fand sich Kurz selbst weiter, der Weg geebnet, aber von hier aus wird auch verständlich, weshalb in den Räuberpartien des neuen Romans eine weitere Quelle herangezogen wurde. Und vielleicht ist diesmal sogar mit lebendigen Modellen zu rechnen.

Theodor Schön berichtet uns [1]), daß Kurz von Vaihingen, wo er sich im Sommer 1843 [2]) zum Studium der Akten aufhielt, einen Ausflug nach Beihingen gemacht habe, wo er mit einer Zigeunerbande zusammentraf. „Um sie über den Sonnenwirt und die mit ihm in Verbindung gestandenen Zigeuner auszuforschen, verblieb er über Nacht in Beihingen, verkehrte mit ihnen noch am folgenden Tage und kehrte dann erst nach Vaihingen zurück“. Leider darf man diese Nachricht, die allein er uns bewahrt hat, nicht kritiklos hinnehmen; ist doch zumindest der Grund seines Verweilens unrichtig angegeben. Schön dachte an die Zigeuner im Sonnenwirt-Roman und hat daraus seine Motivierung zweifelsohne hergeleitet, da ihm die historischen Verhältnisse verborgen geblieben waren. Kurz aber, der sehr wohl wußte, daß die Familie der Schettingerin gar keine Zigeuner waren, hat sich unmöglich bei lebenden Zigeunern über jene Rats erholen können. Wir möchten dafür halten, daß es ihm immerhin interessant war, einen Einblick in die Lebensart dieser modernen Nomaden zu gewinnen, die er bis dahin nur aus Büchern kannte, und deren nächste Verwandte, die Jauner, er sich eben anschickte dichterisch zu behandeln. Wer will sagen, ob nicht unter dem Eindruck dieses Besuches sich die poetische Wandlung vom Verbrecher zum Zigeuner vollzogen hat?

Wie dem auch sei, eine direkte Einwirkung auf die Darstellung ist sonst nirgends zu verspüren, hat vielleicht auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen, der in

1) Reutlinger Geschichtsblätter 1895, Nr. 4 ff., besonders Nr. 6, S. 85.

2) Schön schreibt fälschlich 1844.

dem Roman ohne Grund nicht von der geschichtlichen Tradition abwich. Unterscheidet sich doch diese Dichtung nicht zuletzt darin von der vorigen, daß Kurz sich nicht mehr von einem zu reichlichen aber ganz verschiedenartigen Material, das seiner Phantasie Flügel leiht, nun in grenzenlose Weiten forttragen läßt; jetzt erklimmt er Schritt für Schritt den von Akten und Urkunden bezeichneten Pfad, ohne sich vom Wege zu verlieren.

Zwar will es uns gleich eingangs bedünken, als wolle er, was seine Hannikelbande gesündigt, an Christianus heimholen, wenn der dem Sonnenwirtle ein Privatissimum über den Diebstahl liest, aber das geschieht doch weniger um der Charakteristik des Zigeuners willen, als um auf den Sonnenwirtle nachhaltiger einzuwirken. Solche Anwandlungen wiederholen sich denn auch kein zweites Mal bei Christianus, der uns zunächst aus den Augen entschwindet. Dies Debüt gleicht in seiner Art dem ersten Auftauchen Tonys in den Heimatjahren, überhaupt läßt sich ein ähnlicher Aufbau wie dort feststellen: wie dem Hannikel-Schauspiel kleinere Szenen vorangehn, erfolgt auch hier erst Schwans Zusammenkunft mit den Räubern, nachdem wir schon mehrfach von ihnen gehört haben. Daß allerdings die wirkliche Lage sich annähernd so gestaltete, tut nichts zur Sache, da erst Kurz durch fingierte Verwandtschaft einen Zusammenhang hineinbrachte.

Im Unterschied aber zu jener Dichtung macht sich ein Suchen nach schlichten Farben fühlbar; das romantische Moment, das durch die Hannikel-Schilderung hindurchging, ist fortgefallen. Kurz hält sich nicht mehr in ihrem Kreise auf. Keine umständliche Schilderung des Lebens auf dem Hohentwiel und der Flucht Schwans, die tatsächlich an das Unglaubliche grenzte, erhalten wir da, nirgends ist etwas von tendenziöser Verbreiterung zu spüren, sondern der Dichter begnügt sich mit einer schlichten Erzählung, die er seinem Helden in den Mund legt; in gleicher Weise berichtet dann die Zigeunerfamilie,

die dem Geächteten eine neue Zuflucht zu bieten sich bemüht, von Erwerb und Gepflogenheiten.

Nicht wollte er mehr ein besonderes Gemälde anlegen, das hatte er ja in den „Heimatjahren“ ausgeführt, die Räuberpartien im „Sonnenwirt“ sind überall nur Träger und Stützen einer erforderlichen Handlung, nicht mehr Selbstzweck, sondern nur noch ein Mittel dazu, selbst wo sie breiter ausgeführt sind. Wie der Dichter die zeitfremde Materie bewältigt, zeigt am besten wieder die Quellenverwertung. Nirgends läßt er es da auf der einfachen Angabe der Akten beruhen, obwohl im Grundriß die ganze Schilderung sich in ihnen vorfindet, er prüft sorgfältig alle die Mitteilungen, die über jene tiefste Kaste gemacht sind, und gibt der den Vorzug, die die Vorgänge am lebendigsten wiederspiegelt. So übernimmt er aus dem Inquisitionsprotokoll den Bericht über die Flucht vom Hohentwiel, füllt aber den ihm dort gespendeten Kanevas aus mit einer Geschichte, die sich zur Hälfte gewiß in der Brust Schwans abgespielt hat. Die Einflüsse, denen Frieder widerstandslos von allen Seiten ausgesetzt war, sollen aufgezeigt werden, aber er will auch mit der Flucht kein Athletenstückchen besingen, und darum müssen sowohl die Elemente, mit denen sein Held in Berührung kam, wie die schwierigen Vorbereitungen zum Entweichen eingehender behandelt werden. Selbstverständlich beschreibt Kurz da nichts aufs Geratewohl; der „Abriß“ ist ihm jetzt eine wahre Fundgrube, aus der er sich die für seine Ausführungen passenden Stücke herausschaufelt.

Um seiner Geliebten also eine Vorstellung zu ermöglichen von der weiten Verzweigung des Gewerbes, mit dem er wider seinen Willen in nächste Berührung geraten, erklärt Schwan die verschiedenen Klassen der Gauner:

Schöll	Kurz (Capitel 27)
S. 84: „Mit vorzüglicher Verschlagenheit gehen die Felinger bey ihren Betrügereyen zu Werk . . ."	S. 138: „Da stehen besonders die Felinger im ersten Rang,
S. 85: „Die StaatsFelinger, die Vornehmsten unter ihnen, erscheinen gewöhnlich in einem vornehmen Aufzug. Sie sind kostbar gekleidet, und öfters als Bergleute in einem schwarz sammtenen Habit mit goldenen und silbernen Tressen besezt: haben nicht selten ihre eigenen Carossen, ihre Kutscher, 4—8 Pferde, mehrere Laquayen und Kammer Mägde, — dann auch Hanßwürste, Seiltänzer, Taschenspieler, Comödianten, Musikanten. Doch richtet sich diese Hofhaltung und Dienerschaft nach dem Ertrag der Kunst: je nachdem sie mehr oder weniger ergiebig ist, wird jene vermehrt oder vermindert. Sie treten meistens nur in Städten, am liebsten in Reichsstädten und deren Gebiet auf, weil der Pöbel leichter einzunehmen und zu bethören ist.	und unter diesen wiederum die sogenannten Staatsfelinger. Das sind dir Leute, die fürnehm gekleidet in Samt und Seide, oft in eigenen Karossen mit Pferden und großer Dienerschaft als Bergleute oder Doktoren das Reich durchziehen, treiben ihr Handwerk meistens in den Städten, ...
. . . Darneben führen sie auch Privilegien von K. Majestät als examinierte und tüchtigbefundene Aerzte . . .".	führt mancher gar ein Privilegium von kaiserlicher Majestät . . .
S. 90: „Wie die Staats Felinger in Städten — so haben die gemeinen Felinger, welches die Scharfrichter und Schinder oder Freyleute sind, ihr Wesen hauptsächlich auf den Dörfern und bey der niedern Volks Classe. Ihr Hauptgewerb ist eben das, was jener ihres ist — Quacksalberey . . .".	Aber auch die geringeren Felinger, die das Volk mit Quacksalberkünsten . . .".

Der nächste Abschnitt, der den Gründen ihrer Häufigkeit nachgeht, steht bei Schöll hart am Anfang seiner

Untersuchung und ist im Roman nur noch in den ersten Sätzen wiederzuerkennen[1]): „Die Einheimischen wie die Fremden sind entweder geborne Jauner, d. h. Abkömmlinge von Eltern, die selber schon das Diebeshandwerk getrieben haben, oder solche die erst Jauner geworden und aus irgend einem andern Stand zu dieser Lebensart übergetreten sind. Von den Letztern oder Erstgewordenen schreiben sich die Meisten aus dem herumstreichenden Bettelvolk her. Nicht wenige derselben aber sind auch aus dem Bürgerstand . . .“.

Was weiter folgte, hat Kurz ganz in religiöse Vergleiche gewendet; die Geschichten der Bibel klangen im Munde Schwans glaubhafter als die Weisheit Schölls. Doch hört er damit nicht auf. Seine oft peinliche Genauigkeit macht es ihm zur Pflicht, seinen Gedanken, den er zu entwickeln begonnen, zu Ende zu führen und auch das gegenwärtige Los der Verfemten wenigstens zu streifen. Und dazu genügt ihm wiederum nicht Schöll[2]), der den Inhalt der hauptsächlichen Reskripte mitteilte, die gegen Zigeuner und Jauner ergangen waren, sondern er sieht die Erlasse selbst ein, bei Gerstlacher, zu deren Kommentierung er eigens einen Zigeuner erfinden muß, der „in Gesetzen sehr bewandert und ein halber Gelehrter war“, und sogar weiß, daß das betreffende Kreispatent „erst vor wenigen Jahren“, 1736 nämlich, ausgegangen war.

Gerstacher II 1. Teil S. 91	Kurz Capitel 27 S. 139
„— — daß sie nämlich, sie seien auf einer Missetat ergriffen, oder sonsten in andere Wege kundbar gemacht, sine strepitu judicii, und	„— — daß man das gottlose und verruchte Jauner- und Zigeunervolk[3]), auch wenn man es nicht auf einer Missetat ergreife, — ich

---

1) Schöll S. 9. Bei Kurz ist es im 27. Capitel (S. 138) der Abschnitt „Diese Leute . . . in der sie leben können“.

2) S. 341, wo statt „sine strepitu judicii“ „ohne Formalität des Processes“ gesagt ist.

3) So begann das Reskript: „Belangend nun das gottlose und verruchte Jauner- und Zigeunervolk“.

nur auf einig vorläufiges Examen zum Rad condemnirt werden sollen, jedoch mit dieser Modification, daß es zu eines jeden hoch- und löbl. Standes eigenem Ermessen ausgestellt bleibe, denen etwa befindenden triftigen Umständen nach von diser geschärften Verordnung in etwas abzugehen, und anstatt des Rades die Schwerdt- oder eine andere Strafe zu dictiren". weiß den gelehrten Ausdruck nicht mehr, aber der Sinn ist: ohne eigentliches Verhör und Urtel, also daß man ebenso gut einen Unschuldigen treffen kann — sage, ohne alle Umstände solle man sie aufs Rad legen, und solle dabei nur das unbenommen sein, daß man sie zum Schwert oder Strang begnadigen könne".

So durch die Gespräche Schwans mit Christine gerüstet, treten wir an das eigentliche Räuberkapitel, das zweiunddreißigste des Romans, heran. Gelegenheit zum Verweilen hat sich der Dichter nicht erst zu nehmen brauchen, sie war durch die Vorlagen geboten. Hier begann ein deutlich markierter Abschnitt im Leben Schwans, nicht als ob er seitdem wie bei Schiller und danach auch bei Abel die letzten Hüllen menschlichen Empfindens abgestreift hätte, aber jetzt geriet er auf die abschüssige Bahn des Verbrechens, das gewerbsmäßig begangen wurde, und war daraus nicht mehr loszueisen.

Das konnte Kurz nicht allein bei Linck nachlesen, auch im Protokoll war jenes erste Zusammentreffen mit den Gaunern im Frühjahr 1757 scharf abgehoben. Kurz bemächtigt sich dieser Tatsachen, leitete aber ganz allmählich zu ihnen über.

Auf einem der abgelegenen Höfe, die dem unglücklichen Paar einen Unterschlupf gewährt haben, finden wir Frieder und Christine. Mit genauer Not hat er die geringe Summe für den Unterhalt durch Wilddiebereien bestritten, doch droht auch diese Quelle bereits zu versiegen: der Hof, der zu oft und zu viel Tiere zur Strecke bringt, hat ihm die Preise gründlich verdorben. Noch freilich steht er nicht ab von dem einzigen Erwerb. Gerade soll ihm Christine eine Hirschhaut verkaufen, da er sich selbst von jedem Zwischenhandel fern halten muß. Ihrer anfänglichen Weigerung hält Schwan sein

schonendes Benehmen entgegen; sie läßt sich überzeugen, und er weist ihr Weg und Auftrag. Während er selbst noch auf Wild anstehn will, wird er auf gewisse, ihm längst bekannte Zeichen aufmerksam: er geht ihnen nach und findet seinen alten Leidensgefährten Christianus im Kreise seiner Angehörigen. Schwan wird von ihnen fast überschwenglich bewillkommnet, man eröffnet ihm die Aussicht auf eine endliche gesetzliche Vereinigung mit der Müllerin, und dankbaren Herzens verspricht er zu einer größeren Unternehmung „Kopf und Arm".

Das sind die Tatsachen gleichzeitig, die aus jener Begegnung uns durch die Aussagen des Sonnenwirts erhärtet sind. Welche Zutaten oder Abänderungen haben sie nun erfahren? Noch bevor die eigentliche Schilderung anhebt, ist so manches in ein anderes Licht gerückt. Wie schön liest sich jetzt von der fürsorglichen Liebe Frieders zu seiner Christine, und wie unmenschlich brutal [1]) nahmen sich dagegen die Akten aus, in denen das ganze Elend jener Zeit ausgebreitet lag! Linck hat es in seiner Darstellung nicht verschwiegen. Selbst wenn die eigenen Aufzeichnungen des Dichters unzureichend gewesen wären, hier konnte er es sich ins Gedächtnis zurückrufen, wie Schwan sein Weib trotz ihres „interessanten Zustandes", wie es im Protokoll heißt, zu sich zwang und sie als Treiberin wie als Verkäuferin des erlegten Bestandes geradezu mißbrauchte. Aber wie wir das schon zuvor gesehen haben: an solchen Stellen mußte Kurz seinem Gewährsmann die Gefolgschaft künden, und er hat recht daran getan, derartige Züge nicht allein zu tilgen, sondern sie auch durch gegenteilige Handlungen in der Dichtung zu ersetzen. Wir werden gleich einen zweiten, nicht minder drastischen Fall dieser Art kennen lernen, wollen uns aber

1) In dem der Dichtung zugrunde liegenden Fall war Christine nach Gmünd geschickt, um den sogenannten Hasenmann, einen Wildbrethändler, nach Rechberghausen zu begleiten. Da er sich selbst aber nicht hinein wagte, belud Schwan sie, obwohl sie „hochschwangeren Leibes" war, mit dem Reh, unter dessen Last sie zusammenbrach.

zuvor mit dem Sonnenwirtle die Zigeuner vorstellen lassen.

Daß wir es hier garnicht mit Zigeunern zu tun haben, war bereits erwähnt ebenso die Gründe, die aus Gaunern und Dieben die charakteristischere Gattung der Zigeuner werden ließen[1]). Kurz hat im Lauf der Unterhaltung die Mutter Anna Maria die Geschicke ihrer Verwandten dem Ankömmling vortragen lassen, fast wortgetreu in der Zusammenstellung nach dem Protokoll, die gegenwärtigen Verwandtschaftsgrade aber verschiedentlich umgeändert. Merkwürdig ist daran, daß er den scheelen Christianus zum Sohn dieser „Hekuba" ihres Stammes gemacht hat. Denn gerade „der schäle oder einäugige Christianus", den die Akten uns als einen Teilnehmer am Börtlinger Einbruch nennen, hatte am allerwenigsten mit der Familie zu tun und hat selbst als Gauner eine untergeordnete Rolle gespielt; daß er mit Schwan in keinerlei Beziehungen stand, braucht kaum noch gesagt zu werden. Kurz aber mag der Name, dahinter er sich ein Schicksal denken konnte und gedacht hat, für den Roman geeigneter erschienen sein und deshalb setzte er ihn an die Stelle des klangloseren „Joseph", der im Leben der Bruder von Margaretha und Catharina war. Über die anderen Gauner, die genannt werden, ist kaum etwas hinzuzufügen. Nichts ist da hinzugedichtet, das ganze Gesindel lief wie im Roman so durch Schwaben in der Wirklichkeit, die Seitenlinien sind fast zu genau berücksichtigt, und die Geschichte von Schwamenjackels Vater, die das Protokoll freilich vom Bettelmelcher aufgezeichnet hat, stimmt bis auf den Witz[2]). — Kurzens Zutun beschränkt sich darauf, die Räuber die uns heute lächeln machende Ausdrucksweise als solche empfinden zu lassen, was aber ganz

---

1) Was Elben S. 78 zu bemängeln hat, ist mir unklar. Kurz hat nirgends die Judenbanden mit Zigeunern verwechselt!

2) Cap. 32. W Bd. VII S. 58.

gewiß ein Anachronismus ist; denn das Gericht, das hier ernsthaft Melchers Aussage, er sei „von einem Spitzbuben erzogen und gebohren worden“, aufschrieb, fragte an andrer Stelle die Schettingerin, „wie viel dann ihre Mutter Kinder erzeugt?“

Die Gegenstände, die in der Unterhaltung der vagierenden Gesellschaft berührt werden, standen auch im Protokoll nahe bei einander, Kurz aber hat sie kunstvoll und zwanglos miteinander verzahnt. In den ersten Komplimenten, die man dem gefeierten Räuber machte, pries man seine Standhaftigkeit und schmähte zu gleicher Zeit die Habsucht der Pfarrer, die sich auf eine Kopulation „ohne Trinkgeld“ nicht einlassen wollten. Das gibt Veranlassung das Stückchen vom Leutnant Löw, der einen Geistlichen mit einem falschen Louisdor zur Taufe bewogen, aufzutischen, wozu bemerkt werden muß, daß Kurz das amüsante Histörchen nicht in den Akten fand; ob er aber einen damals kursierenden jüdischen Witz nur in das passende Gewand steckte oder selbständig aus der Beraubung eines Opferstockes, an der Juden beteiligt waren, die Geschichte umgebogen hat, war nicht mehr auszumachen. Die Nennung des Namens und der Würde verleitet jedenfalls Schwan zu der wiederum recht modern anmutenden Frage, ob es denn auch jüdische Offiziere gäbe. Und nun hat Kurz das Gespräch im rechten Fahrwasser, es kann über die Vorzüge der einzelnen „Arten“ disputiert werden, von welchen der Dichter seine Kenntnisse nicht verschweigen will. Hier brauchte er sich ja nur seine Aktenexcerpte vorzunehmen. Das waren meist Punkte, über die bis dahin wenig Klarheit herrschte; umso willkommener begrüßte man die Gelegenheit, sich durch einen willigen Inquisiten des näheren zu informieren. Daher denn an solchen Stellen größere Aussagen Schwans in den Akten und aus gleichem Grunde diese die einzige Quelle für Kurz! Sehr ausführlich, aber ohne Erweiterung hat Kurz Wesen und Einrichtung der Judenbanden

dem Protokoll nacherzählt, mit historisch verbürgten Worten seines Sonnenwirts die Aufmachung ihrer Anführer wiedergegeben und in der Abweisung des zu kleinen Jägerkasperle gern einen charakterisierenden Zug aufgenommen. In freier Erfindung werden Vor- und Nachteile eines Zusammenarbeitens mit ihnen abgewogen, und mit der Ablehnung der Alten wird zu einer ganz anderen Gattung des Diebstahls, der sogenannten Fuhre, übergeleitet. Obzwar auch über diese Einrichtung — wenn auch nicht in so reichem Maße, denn die Fuhre war längst keine neue Erfindung mehr — in den Protokollen genugsam Material geboten wurde, hielt sich Kurz doch lieber an Linck, der das Kleid, das zu Marktgängen den Diebinnen unentbehrlich war, ganz verständlich beschrieb:

Linck S. 63

„Ober- und Unterkleid, beide mit großem Aufwand an Stoff hergestellt, waren am untern Saume rings mit Faden zusammengeheftet, dessen Enden im Innern bis zu den blinden Taschen aufwärts liefen, und bildeten auf diese Weise einen Sack, der weit genug war, drei starcke Päcke von Ellenwaren selbst einem spähenden Auge zu entrücken. Vermißte der Krämer die Waaren, bevor sich die Marktgängerin mit Anstand entfernen konnte, so zog sie den Faden aus, die Rocksäume trennten sich und ließen die Ballen zu Boden gleiten, die sofort von der Diebin, als unabsichtlich vom Tische gestreift, aufgehoben und dem Eigenthümer in zuvorkommender Weise eingehändigt wurden“.

Kurz Capitel 32 S. 45

„Ober- und Unterkleid, welche sehr weit und faltig sind, werden am unteren Saum rings mit einem Faden zusammengezogen, der innen auf beiden Seiten bis zu den hohlen Taschenöffnungen heraufgeht. Auf diese Weise bildet das Kleid einen großen Sack, in den eine tüchtige Schottenfellerin zwei, drei Ballen von je zwanzig Ellen und mehr nach einander hineinpraktizieren kann, ohne daß jemand eine Spur davon sieht. ... Wenn er (der Krämer) aber etwas merkt, so zieht man nur den Faden auf, daß die Ware durch den Boden fällt, hebt sie auf, als ob man sie zufällig vom Tische gestreift hätte, und überreicht sie mit dem größten Anstande von der Welt, sodaß er noch höflich danken muß“.

Ging hier die Übereinstimmung bis zur gleichen Wortwahl, so hat er den bei Linck folgenden Abschnitt

gedanklich ebenfalls benutzt, aber in freierer Weise in Rede und Gegenrede aufgelöst. Linck führte also aus, daß diese Einrichtung die Männer keineswegs überflüssig mache, wenn auch die Frau dabei die eigentliche Arbeit leiste. Denn eines doppelten Schutzes bedürfte sie hierbei, gegen den Kaufmann wie gegen andere Gauner, die nur darauf lauerten, „dem Fuchs seinen Raub wieder aus dem Rachen zu nehmen". „Der männliche Beistand der Marktgängerin hatte daher alle Hände voll zu thun, die Unternehmung zum glücklichen Ende zu führen", schloß er seine Darlegungen. Bei Kurz wendet danach Schwan ein, daß ihm die Fuhre nur „ein Geschäft für die Frauenzimmer" zu sein scheine, und erklärt, daß er „vom Weibsverdienst" nicht leben möge. Darauf belehrt ihn die Alte mit den bereits erwähnten Gründen, denen sich auch die Lincksche Schlußfolgerung anreiht: „Ein Mann hat also oft alle Hände voll zu tun, wenn der Markt glücklich ausfallen soll". Aber gleichzeitig kann er auf Grund seiner Aktenkenntnis über Linck hinausgehn, neben den lauernden Spitzbuben auch die Marktaufseher selbst anführen und erzählen, wie sich ein solcher „vermaledeiter Kerl, der Kastor" von den Zigeunern einst sein Schweigegeld erpreßt habe. Das war in Wahrheit dem Sonnenwirt selbst auf dem Bruchsaler Markt zugestoßen und darum von Linck, der die Vorkommnisse ihrer Zeitfolge nach vortrug, erst an einer späteren Stelle mitgeteilt worden, Kurz aber hat, ob er gleich nicht ungern sich aus abgeleiteten Quellen wie Linck Anleitung geben läßt und zuweilen auch kein Bedenken trägt sie auszuschreiben, immer seine Aktenauszüge im Kopf oder vor Augen, sodaß er seinen Dialog durch ein derartiges Glanzbeispiel glücklich bereichern kann.

Weiter läßt jetzt Kurz seine Gesellschaft Pläne schmieden, ja Luftschlösser bauen, denn es gilt, den neuen Freund durch möglichst günstige Aussichten dauernd zu gewinnen. Deshalb bietet auch Christianus ziem-

lich unversteckt ihm eine seiner Schwestern zur Frau, wodurch Kurz zugleich bei der Ablehnung Schwans die Rede auf Christine zurückleiten will. Er hat aber dabei außer Acht gelassen, daß die Zigeuner aus Schwans und des Christianus gemeinsamer Erzählung[1]) bereits von seinen fruchtlosen Versuchen, bei dem Pfarrer seines Orts die Trauung zu erreichen, wußten, daß also damit ein Anerbieten gerade des scheelen Christianus sehr unwahrscheinlich würde und die Eröffnung Schwans, daß er „schon versehen" sei, keine Neuigkeit mehr bedeutete. Einerlei — man ist im Gespräch bei Christine angelangt, Schwan entsinnt sich seiner Verabredung, und Bettelmelcher führt sie zu den neugewonnenen Freunden ihres Mannes; alles nach dem Vorgang, den Linck in die Worte gefaßt hatte[2]): „Indessen erinnerte er sich mit seiner Geliebten ein Zusammentreffen an der Waldspitze verabredet zu haben, und mittelst ausgestellter Posten wurde auch sie zur fröhlichen Zechgesellschaft herbeigelootset, wo sie freilich nicht sonderlich Figur machte".

Nur der Grund ist wieder völlig verkehrt worden: sie sei „rechtschaffen betrunken geweßt", ergab die spätere Untersuchung, und Linck erzählte demzufolge in seiner ausmalenden Manier von einer weitbäuchigen Weinflasche, der sie am frühen Morgen schon zu eifrig zugesprochen hatte. Kurz macht daraus vortrefflich eine Übermüdung, der sie zumal nach einem zu gierigen Essen nicht widerstehn kann: sie schläft ein und erwacht jäh bei der schrecklichen Erzählung Schwamenjackels vom Ende seines Vaters; Schwan beruhigt sie mit der nahen Aussicht auf die endliche Kopulation. Abgesehen davon, daß Kurz hier von den Tatsachen schlechterdings abweichen mußte, ist doch festzustellen, daß er die Möglichkeit zu so großartiger Kontrastierung ihnen verdankt,

---

1) Vgl. Werke VII S. 41 Zeile 25; S. 53 Zeile 29 ff.; S. 55 Zeile 38 und S. 56 Zeile 3.

2) S. 35.

nur bedingte es freilich den Blick eines Dichters, die Überlieferung zu korrigieren.

In diesem Kapitel waren außer den historischen Vorgängen auch Schilderungen von Gaunergewohnheiten und -institutionen in den bequemen Rahmen, den die schmausende Gesellschaft abgab, gestellt worden, die beiden nächsten aber bringen nur Aktenmaterial, ohne daß dadurch eine nennenswerte Änderung in der Technik vorgenommen wäre.

Was Kurz von der Kopulation und der Begegnung mit Bettelmelcher erzählt, der Diebstahl zu Hessental und der abscheuliche Einbruch zu Börtlingen in allen Einzelheiten, die diesmal wörtlich den Akten nachgeschrieben sind, alles das bis zu der Milchsuppe, welche die „Neuvermählten“ mit ihrem Kumpan am frühen Morgen aßen, war in Vaihingen zu Tage gefördert worden, dazu kamen ergänzend Einzelberichte, die sofort nach der Tat von den betroffenen Ortschaften an das Oberamt gerichtet worden waren, sodaß für diese Zeit genaueste Orientierung möglich war; so hat denn auch Kurz in diesen Kapiteln neben den Protokollen keine weitere Vorlage gebraucht, auch nach einer selbständigen Erfindung werden wir hier vergeblich suchen.

Das schließt nicht aus, daß er dennoch vereinzelt von der Wirklichkeit abgewichen ist oder Umstellungen vorgenommen hat. Besonders steht das für die Darstellung von Schwans Verhältnis zu den beiden Christinen zu erwarten. Zwar sind die beiden gemeinsamen Wanderungen keine poetische Zutat, auch möchten wir nicht zweifeln, daß sich auf ihnen die entscheidende Annäherung vollzog, aber sie ging doch in ganz anderen Formen vor sich. Kurz hat die Wandlung, die damals in Frieder nicht zu verkennen ist, psychologisch aufzudecken gesucht. Zuerst muß Schwan vollständig den Anschauungen seiner neuen Gefährten gewonnen sein. Darum nimmt Kurz ein Ereignis zu Hilfe, das der Sonnenwirt selbst in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen berichtet hatte: allerdings

gehörte es einer wenig späteren Zeit an. Was dort zu lesen war [1]), löste Kurz in Handlung und Rede auf, so entstand die Besuchsschilderung bei den Hehlern der Alb [2]). Als der Dichter im 38. Kapitel die einzelnen Quellen musterte und Proben daraus mitteilte, war ihm diese Stelle nicht mehr im Gedächtnis, und er führte sie nun wörtlich an [3]), sodaß wir also Vorlage und Bearbeitung im Roman haben. Übrigens hat er in seiner bloßen Nacherzählung jene hier einmal nicht erreicht; neben den Vorgängen, an denen wir teilhaben, vermissen wir die ausnehmend charakteristische Gesprächführung, die sogar Schwan im Auszug wiedergegeben hatte.

Die zweite Phase in der Bekehrung Schwans zum Gaunertum wird durch die Meldung von der Revolution im Göppinger Lager eingeleitet; die Kunde von der Unterdrückung jeglicher Menschenwürde weiß ihn tatsächlich zur Beteiligung an einem größeren Raubzuge zu bewegen, und nach der Börtlinger Nacht ist der gefürchtete Sonnenwirtle nicht mehr sein eigener Herr. Dem schlimmsten Gesindel ist er mit seiner Seele, bald auch mit seinem Leibe verfallen. Noch lag er im Kampf mit Pflicht und Neigung, aber nach welcher Seite die Zunge jener ungleichen Wage ausschlagen würde, war unschwer abzusehen.

Wenn Friedrich nicht sofort unterlag, so war das wesentlich den nebenbuhlerischen Bemühungen der Schwestern zu danken, die ihn eben dadurch eine Zeitlang wieder auf den richtigen Weg zurückbrachten. Wenn er den Tag über im Verfolg seines „Berufes“ mit ihnen zusammengewesen war, so fand er sich doch abends wieder, soweit er nicht nachts zu einem anderweitigen Unternehmen verpflichtet war, bei seiner Christine ein, die nach wie vor auf einem der verstreut liegenden Gehöfte hauste und Tags über um Pulver und ähnliche Dinge in

1) Bei Linck S. 195. 2) Werke VII S. 70.
3) Werke VII S. 152.

die Städte geschickt wurde. Schließlich aber sank sein Ideal vollends in den Staub der Alltäglichkeit. Margaretha, die ältere, konnte es wagen unverhüllt mit ihm über die Abfindungssumme zu verhandeln. Zwanzig Gulden wollte sie der Müllerin „zur Aushaltung ihres Kindbetts" geben und weitere Summen stellte sie in Aussicht, wenn er damit Christinen überhaupt „von der Hand zu schaffen" wüßte. So lockend das Anerbieten schien, seine Wahl fiel doch auf die jüngere, weil „Margreth eine Erzhur seye". Katharina, die sich ihm bald als Christine zu erkennen gegeben, hatte den Sieg über die leibliche wie über ihre Namensschwester davongetragen.

Schwan aber hielt nun auch mit seiner Gesinnung nicht mehr hinterm Berge. Christine Müllerin konnte kaum noch zweifeln, wie es um sie bestellt sei, als eines Tags ihr Frieder sie mit der neuen Bekannten aufsuchte und diese als „ein rechtes Mensch, die stehlen könne" rühmte. Sie wußte, daß ihre Rolle ausgespielt sei, und trat von der Bühne ab, ehe ihre Nachfolgerin sie davon verjagte. In Ebersbach wollte sie das alte ärmliche, aber ehrliche Leben wieder aufnehmen, mit ihrer Hände Arbeit sich und die Kinder ernähren. Und unbeschadet seiner früheren gegenteiligen Äußerungen begleitete sie Schwan, der noch mit keinem festen Entschluß ins Reine gekommen war, dorthin. Hatte er doch sogar erst vor wenigen Tagen in einem Brief den Oberamtmann um neue Kleider gebeten; wollte er in ihnen auch ein neues Leben, fern der Heimat, beginnen? Da machte eine rasche Polizei allen Bedenken ein Ende. Am nächsten Tage bereits ward Christine von den Häschern aufgehoben und Schwan jetzt aller Fesseln ledig. Nicht wie im Januar umstrich er mehr ihr Gefängnis, eilends trug es ihn der schwarzen Christine zu. Die Gefangene wußte, daß sie ihn verloren hatte, der vollendete Treubruch aber war ihr wenigstens erspart geblieben [1]).

---

1) In dem Verhör vom 21. März 1760 sagte Schwan aus, die

Diese Geschehnisse also hatten sich im Leben während mehrerer Monate abgespielt: im April war die neue Bekanntschaft geschlossen worden, jetzt stand man im Juli des Jahres 1757.

Und Kurz? Vor allem drängte er die Ereignisse auf wenige Tage zusammen: so schwebende Pein in der Brust dreier Menschen mochte in der Wirklichkeit, wo nüchternere Erfordernisse sie unterbrachen und auch ganz ausschalteten, noch lange genagt haben, in der Dichtung taugte sie nun einmal nicht. Sodann wurde auch eine einfachere Handlung angestrebt; Kurz machte im Roman keinen Gebrauch von der buhlerischen Margarete, die seinem Helden eine bedenklich moralische Marke angehängt hätte. Das Motiv der Abfindung jedoch übernimmt er, wobei sich die Summe beträchtlich erhöht, und überträgt es auf Katharine-Christine, die ihrerseits eine vollständige Wandlung durchzumachen hat. Das Temperament ist ihr zwar belassen, dafür aber aus der zügellosen Frau eine vornehm, fast edel denkende Natur geworden, die mit dem Mann ihrer Liebe berät, wie man bei einer notwendigen, gewiß aber freiwilligen Trennung die Müllerin versorgen könne. Das paßt schlecht zu ihren vorherigen Wesensäußerungen, und das Brüchige dieser Figur tritt besonders grell hervor, wenn im vorletzten Kapitel die Darstellung Abels eingeflochten wird, der in der Schettingerin nur die unbußfertige Sünderin zu erblicken vermochte.

Hier war Kurz also in der Umwertung bestehender Züge nicht glücklich, umso besser geriet ihm dafür die Charakteristik Schwans in dieser schwierigen Lage. Wiederum sind natürlich alle brutalen Regungen seines gewalttätigen Naturells unterdrückt, nicht jedoch mehr in das Gegenteil des Edelmuts gewendet. Vielmehr hat Kurz in diesem Falle nicht gezögert, Schwans Hinneigung

---

Schettingerin sei zwölf Wochen nach dem Einbruch von Heßental (der kurz vor Pfingsten fiel) seine Konkubine geworden.

zu herrischer, grausamer Handlungsweise anzudeuten. Mißhandlungen der Müllerin waren reichlich und besonders für die Zeit vor der Wäschenbeurener Begegnung bezeugt, desgleichen seine Unzufriedenheit mit ihrer bäurischen Kleidung überliefert. Wie Kurz das nicht milderte, sondern zur sorghaften Unterstützung Schwans in ihrem damaligen Zustande noch steigerte, haben wir beobachtet [1]), jetzt erleben wir, daß der Dichter dieselbe Nachricht, aber nun historisch getreu, nochmals verwendet, allerdings die Melodie dieses traurigen Liedes von Dur in Moll transponiert hat [2]): „Man kann ja nirgends mit dir hin in deinem schwarzen leinenen Schurz; wo du hinkommst, sehen dich die Leut' für ein Baurenmensch an" .... „Ich will nichts von deinen gestohlenen Sachen haben!" rief sie und warf es zu Boden. „Wart', ich will dir so unartig sein!" rief er und hob die Hand gegen sie auf. „Ich sollt' dich nur —" „Schlag' mich nur in dem Zustand, in dem ich bin!" rief sie in Weinen ausbrechend.

Weniger hat Kurz für die blonde Christine getan. Sie war im Leben durchaus der leidende Teil, und auch nach dem Ergebnis der Verhöre sah man kein eigentliches Porträt von ihr vor sich; nur der Eindruck, daß all das Unglück ein unendlich armseliges, unbedeutendes, darum doch nicht weniger zu bemitleidendes Menschenkind betroffen habe, stand unauslöschlich vor der Seele.

Einer sentimentalen Verwässerung dieser Gestalt ist er deshalb aber nicht anheimgefallen. Sie ist im ganzen recht passiv gehalten, und ihre Handlungen sind selten Äußerungen einer eigenen Persönlichkeit, darum aber ist ihre Schuld, wo sie gerichtlich erwiesen war, vom Dichter nie verdeckt, sondern nur, entschuldigend gewissermaßen, auch begründet worden, wie das Prahlen mit ihrer Beobachtungskunst in Hessental erhellen mag.

Obwohl nun erst das Räuberleben des Sonnenwirtles

1) Werke VII 31.
2) Werke VII 87.

beginnen sollte, stehen wir mit unsrer Betrachtung bereits am Ende der dichterischen Darstellung jener Epoche. Den ganzen Abschluß dieser Zeit, die in gerader Linie zum Vaihinger Hochgericht führte, ist uns Kurz auf immer schuldig geblieben, denn was er noch darüber vorgebracht hat, dürfen wir der Poesie nicht zuweisen. Hier oder dort wird das Schicksal eines Mitgliedes der einst so zuversichtlichen Wäschenbeurer Gesellschaft im Fluge abgetan, es wird auch wohl vom Lebensausgang des Krämerchristle im Amtsstil berichtet, weil Kurz das in den „Wöchentlichen Anzeigen von Neuigkeiten" gelesen und notiert hatte und das 38. Kapitel eben seine Vorstudien möglichst vollzählig aufnehmen mußte; zu einheitlicher Darstellung jedoch erhebt sich die Erzählung nirgends mehr. Das muß man umso mehr bedauern, als neben dem Bemühen jeder Figur ein individuelles Äußere mitzugeben, es an großen Ansätzen zu einer Gesamtcharakteristik des Gaunertums nicht fehlt, die nicht zum wenigsten durch die Verwendung ihrer Sprache angestrebt ist.

Dem Rotwelsch haben wir demnach noch unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden, ehe wir die Ergebnisse dieser Untersuchung zusammenfassen können.

Daß der Gedanke, das Diebesidiom seinem Roman dienstbar zu machen, nur mittelbar sein Eigentum war und seine Kenntnis selbst erst aus Quellen herrührte, bedarf kaum noch der besonderen Erwähnung. Dagegen ist wie zuvor die Frage nach der Beschaffenheit dieser Vorlagen aufzuwerfen und zu beantworten, und nicht darf unbeachtet bleiben, in welchem Zustande Kurz in ihnen das Sprachgut vorfand.

Die Bücher, aus denen er schöpfte, waren die gleichen wie jene, die ihm in derartigen Schilderungen Anleitung und Vorbild wurden. In ihnen allen, bei Schäffer, Wittich und Schöll war, wie es das Thema mehr oder minder nahe legte, von der Sprache der Gauner und Zigeuner die Rede gewesen, und jene drei Autoren hatten mit Proben

der seltsam fremd klingenden Zunge nicht gekargt[1]). Kurz kannte das schon von der Arbeit an den „Heimatjahren“, doch erstreckte sich damals sein Interesse noch nicht so weit, daß es auch diese Seite umspannt hätte; sein Augenmerk richtete sich einstweilen nur auf eine Gesamtspiegelung des KarlEugenschen Zeitalters, und darin war den Zigeunern nur eine Nebenrolle bestellt.

Was der junge Schriftsteller aus der Lektüre gerade jener Schriften behalten hat, ist einmal die Tatsache, daß Diebe und Zigeuner überhaupt eine besondere Sprache redeten, dann daß eine Verständigung durch Zeichen beliebt sei. Mehr trug er nicht mehr in der Erinnerung; selbst dies wenige aber wob er in seinen Roman hinein. Als der Pfarrer, mit seinen Bauern auf der Suche nach dem entführten Roller, endlich mit den Zigeunern zusammentrifft und von Tony nach einigem Unterhandeln Zutritt zu dem erkrankten Freunde erlangt, gibt jener seinen Kameraden durch einen Wink zu verstehn, daß sie zurückbleiben sollen[2]). Desgleichen ruft er sie hernach durch gellende Pfiffe herbei[3]).

In der großen Hannikelszene sind ferner und zwar nicht ungeschickt die Angaben der Quellen zu Nutze gezogen worden: Duly, der mit wichtigen Nachrichten von seinen Streifzügen heimkehrt, redet mit Hannikel in der Zigeunersprache, um dem deutschen Gast jede auch nur passive Teilnahme zu verwehren[4]). Hierbei jedoch verrät Kurz seine nur oberflächliche Kenntnis: das Zigeunerische und Jenische sind ihm eins, wenn er schreibt, Heinrich Roller habe kein Rotwelsch verstanden, aber dazu behauptet, sein Kandidat habe aus der lebhaft gepflogenen Unterhaltung des öfteren den Namen Sulz herausgehört. Nun haben aber gerade die Zigeuner im Gegensatz zu den Gaunern auch für viele Ortschaften besondere Über-

1) Jetzt bequem bei Kluge S. 250/2 und 268 ff. nachzulesen.

2) Werke III 101.

3) III 105.

4) III 169.

setzungen oder Benennungen und Sulz heißt bei ihnen Lanes, wie Kurz aus dem Paradigma bei Schäffer hätte ersehen können [1]).

Doch es war ihm eben um eine ausgiebige Verwertung nicht zu tun. So sind auch die späteren Hinweise, die der Roman bringt, eigentlich nur Wiederholungen.

Auf dem Rückzuge verständigt sich etwa Nottele mit den Seinigen durch einen täuschend nachgeahmten Wachtelschlag [2]), mit dem er drei vorausgegangene „gleichsam fragende Pfiffe“ beantwortet [3]), schließlich macht auch Ursula den Mördern Angaben über die Verabredung mit Pfister in ihrer Sprache [4]). Technisch genau wie zuvor: der anwesende Roller versteht wiederum nur ein Wort, den Namen Tony nämlich, aber diesmal bleibt Kurz vor einem ähnlichen Lapsus bewahrt, denn Tony war ja bereits die zigeunerische Rufform!

Soweit die „Heimatjahre“.

Im „Sonnenwirt“ sieht es mit dem Gebrauch des Rotwelschen wesentlich anders aus. Bekanntlich finden sich neben dem langen Musterbeispiel verschiedentlich jenische Wörter in den Reden der Gauner eingestreut.

Was den Dichter hier zu so ausgiebiger Benutzung veranlaßte, forschen wir nicht ohne Grund. Daß das bloße Vorhandensein von Vorlagen dazu genügt hätte, erscheint uns nicht als befriedigende Auskunft, war doch Hermann Kurz im ersten Roman unter fast gleichen Bedingungen beinahe ganz daran vorübergegangen. Vielmehr wird man die entscheidende Anregung in dem Stu-

---

1) Dieser Satz lautet dort: „Der Amtsdiener zu Sulz verwahret die Gefangene sehr gut: O Biresgra Lanes grovoro aslatscho S'dildinge recht gnisto. Jaunerisch: „Der Schoderer zu Sulz verschmieret die Kranke recht tof“.

2) In Arnims „Isabella von Ägypten“ tut Braka ihre Gegenwart „durch Wachtelgeschrei“ kund. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Kurz diesen Zug daher hat; Arnim war ihm bekannt, ob gerade diese Novelle, weiß ich nicht zu belegen.

3) III 184. 4) III 196.

dium des Vaihinger Inquisitions-Protokolls zu sehen haben, das von der häufigen Verständigung der Diebe durch Rotwelsch mehrfach zu berichten wußte und sogar mit der Schwanschen Nacherzählung der Börtlinger Begebenheiten, die Kurz, wie erwähnt, wörtlich in den Roman hinübernahm, ein paar jenische Vokabeln aufgezeichnet hatte. Selbstverständlich gingen auch sie in die Dichtung ein [1]). An einem der beweiskräftigsten Zeugnisse ward ihm der lebendige Bestand der Diebssprache nahe vor Augen gerückt, und der Entschluß, sich ihrer auch künstlerisch zu bemächtigen, wird nicht lange ausgeblieben sein. Sehen wir zu, wie er ihn ausgeführt hat.

In der Schilderung vom Einbruch beim Ebersbacher Pfarrer, die der Sonnenwirt seiner Geliebten gibt, unterläuft ihm zum ersten Mal ein rotwelsches Wort [2]). Er habe gleich gemerkt, „daß Mohren ist — ja so, das lautet böhmisch für dich — ich will eben sagen, ich hab' gemerkt, daß Feuer im Dach ist, daß das Ding Lärm macht“. Aber Frieder geht darüber hinweg. Erst die Erzählung seiner Flucht vom Hohentwiel nötigt ihn der jenischen Sprache, die ihm so treffliche Dienste geleistet habe, dankbar zu gedenken, und die Zwischenfrage Christinens, was denn das für eine Sprache sei, gibt den erwünschten Anstoß sein Stimmungsbild aus dem Gaunerleben nun auch in ihrem Idiom herzusagen [3]). Kurz weiß jetzt viel besser in allem Bescheid. Nicht ohne Stolz erwidert darum Schwan der Müllerin, die das ihr unverständliche Zeug für rotwelsch hält, daß sie da unbewußt ein wahres Wort gesprochen habe, „denn rotwelsch und jenisch, das ist die nämliche Zunge“.

Die Quelle, welche den Sonnenwirtle erst in stand setzt, mit seinem langatmigen Paradebeispiel zu prunken, ist der „Abriß“ Schölls, in der Tat für diesen Zweck das geeignetste Buch. Nur freilich, ob sich jenes zur Aus-

---

1) Werke VII 90. 2) VI 131.
3) VI 133.

wahl empfahl, muß billig bezweifelt werden. Die Fülle des Neuen verwirrt den Leser, abgesehen davon, daß sich die hintereinander gesprochenen Sätze im Munde Frieders nicht recht glaublich ausnehmen. Der schematische Zuschnitt des ganzen liegt zu offen. Kurz war das nicht verborgen geblieben und er bemühte sich durch Zusammenziehung und Änderung der kleinen „Diebsidylle“ ein anderes Aussehen zu verleihen.

Zu besserer Übersicht mögen die Texte wiederum nebeneinander folgen:

Schöll S. 292—4.	Kurz. Kapitel 27. S. 133.
„Die Kochem scheften schovel Ga-	„Die Kochem [ ]
sche. Sie zopfen, was sie bestie-	
ben. Sie schaberen bey der Ratte	schaberen bei der Ratte
in Kitteren und fegen die Schren-	in Kitteren, fegen Schrenden Kla-
den, Klaminen und Hansel. Einige	minen und Hansel,
holchen auf Gschok, und dschor-	holchen auf Gschock, tschoren
nen den Sochtern die Sore. Oder	Sore,
zopfen den Gasche das Kis aus	zopfen Kis
den Rande. Einige holchen mit	aus Rande,
Feling auf der Märtine, und kaspe-	kaspe-
ren den Gasche. Es scheften gran-	ren Gasche, [scheften gran-
dig in der Käfer Märtine. Sie	dig in der Käfer Märtine,]
achlen und schwächen gern tov,	achlen und schwächen toff
und niklen grandig in den Baiser.	
Wenn sie grandig Kis scheften,	
so schefts gleich duttere. Es ro-	mit
deln alle Schiksen, die ihnen Ga-	nickligen Schicksen,
chene und Gane und Achelsore auf	
dem Strade dschornen, und ihre	
Waider buklen. Kistig scheften	
sie aufm Flach um ein Jak, und	josten im Flach um Jack,
schmusen und schmollen grandige	schmusen und schmollen, aber
Schieden. Kistig holchen sie zu	
den Kochum baiser, schabolen den	
dSchorn, und loschoren, wo etwas	
zu dschornen scheft, und wo Kam-	
merusche scheft. Kistig holchen	kistig holchen
Niescher, und zopfen sie krank.	Niescher, zopfen sie krank,
Kistig aber machen sie schiebes.	kistig schupfen sie Schiebes. Wenn

In der Leke schaberen sie grandig aus, und wenn man sie in Verlenz zopft; so zegemen sie lau, aber ein oserer Schienkel malocht durch seine Schmusereyen, daß sie grandig zegemen.	sie aber in der Leke scheften
Wenn ihre Massematte maker werden, und sie kneissen, daß sie kapore holchen; so bestieben sie eine grandige Bauser, aber sie begeren schovel.	und ihre Massematte maker werden, bestieben sie Makes Makoles, holchen kistig kapore,
Ihre Kammerusche holchen auch, wenn sie talcht werden, und nopeln grandig viel für die Geschmierten.	werden talcht, an die Nelle geschmiert, gekibeset oder getelleret“.
Kistig zopfen sie sie von der Nelle, und verschaberen sie ins Flach“.	

Verschiedene Sätze sind, wie sofort ersichtlich ist, ganz fortgelassen, aber auch sonst ist der Wortlaut nicht unangetastet geblieben. Zunächst hat Kurz den Satz von den Kochem in Schwaben, der an sechster Stelle gestanden, bessernd an die Spitze gerückt. Auffällig ist, daß im Folgenden fast durchgängig den rotwelschen Substantiven der Artikel fehlt; wollte er dadurch etwa die Spuren deutscher Deklination nach Möglichkeit tilgen?

Sodann begegnet man drei neuen Verben, josten, kibesen, telleren, die natürlich unter den bei Schöll gebotenen Vokabeln standen; dieser Wortvorrat befähigt den Dichter auch zu einer Korrektur: statt des ungenauen dschornen (rauben, stehlen) schreibt er nach dem Substantiv Tschor tschoren.

Schließlich verleiten ihn die eben erworbenen Kenntnisse sogar zu einer Neubildung, wenn er zu niklen (tanzen) ein Adjektiv niklig (tanzlustig) stellt, das weder im „Abriß“ noch sonst in der rotwelschen Literatur belegt ist. Ähnliche Freiheiten wie der Text zeigt die Übersetzung, die Kurz auf den Ton Frieders zu stimmen suchte; daher gab er tschoren (stehlen) mit rapsen, kasperen (betrügen) mit schnellen und talchen (umbringen)

gar mit malefiezen wieder. Keine Übertragung, nur eine Erklärung ist die Klammerbemerkung, die das Gesagte noch vervollständigen soll.

Überhaupt ist Kurz hier durchaus nicht gesonnen, sich mit Andeutungen zu begnügen. Was in den „Heimatjahren" nur gestreift war, wird jetzt ergänzend ausgebaut. So hatten wir dort nur sehr abstrakt von der Existenz der Zigeunersprache gehört, hier sprechen seine Gauner rotwelsch oder mengen doch solche Brocken in ihre Rede; ähnlich aber war dem Kandidaten Roller eine Verständigung seiner Zigeuner durch Tierrufe und dgl. aufgefallen, nunmehr werden wir im Sonnenwirt des breiteren über die Zeichensprache der Diebe belehrt.

Zuvor brauchte allerdings das Rotwelsch seinen Kommentar, außer der Inhaltsbedeutung mußte der Leser mit Christinen etwas über Zweck und Anwendung dieser Geheimsprache erfahren; Kurz hat es umso weniger an einer solchen Ergänzung fehlen lassen, als Schöll alle diese Fragen recht konkret bereits behandelt hatte. An eigener Arbeit blieb da gerade für die Partien wenig. So liegt denn die Hauptänderung darin, daß Kurz die Scene aus dem Gefängnis, das Schöll bei seinen Darlegungen offenbar vorschwebte, auf den Hohentwiel verlegte und dazu nun keine unbenannten Personen, sondern die Schildwache statieren ließ.

Schöll. S. 286.	Kurz. Kapitel 27, S. 135.
„Sie sprechen aber in solchen Fällen das Jenische, um sich nicht gerade dadurch verdächtig zu machen, und zu verrathen; immer sehr leise, sodaß der Ton der Worte ihren Cameraden kaum hörbar ist, und es ist mehr ein Murmeln, bey dem sie sich gar nicht Ansehen geben, als wenn sie etwas damit ausdrüken wollten. Auch wenden sie sich damit selten geradezu an ihre Cameraden, mit	„Uns zu verständigen, das war uns eine Kleinigkeit. Im Vorbeigehen etwas hingemurmelt, oder im Sprechen mit der Schildwacht oder dem Aufseher ein paar jenische Brocken eingestreut und dabei dem eigentlichen Adressaten den Rücken zugekehrt — das ist für einen Kochem so viel, wie ein ganzes Buch; aus zwei, drei Worten, die von einem andern fast ohne Mundbewegung an ihn her-

denen sie sprechen wollen, sondern kehren sich seitwärts von ihnen, so daß es gar nicht scheint, als ob sie sich mit ihnen unterredeten. Oft lassen sie, während daß sie mit einem Fremden oder Nicht-Jauner sprechen, mitten im Lauf des Diskurses, ohne daß es dieser merkt, ein oder etliche Worte zwischenein für anwesende Cameraden fallen, um ihnen dieß oder das anzudeuten. In Gefängnissen singen sie oft ihren, von ihnen getrennten, Mitverhaften den Verlauf ihres Verhörs, und was sie ihnen für ihr gemeinschaftliches Beste zur Nachachtung zu sagen haben, in der Jauner Sprache in Gestalt eines Bußlieds oder sonst eines religiösen Gesangs vor, oft weitläuf, oft aber auch, wann sichs nicht anders machen läßt, nur mit wenigen Worten: denn sie sind für solche Fälle so abgerichtet, daß sie aus wenigen Worten ein ganzes Verhör abnehmen können. Überhaupt haben sie in Ansehung jaunerischer Angelegenheiten so viel Scharfsichtigkeit, daß schon ein kurzer Wink von ihren Cameraden hinreichend ist, ihnen eine ganze Reihe von Begriffen beyzubringen, und daß sie sogleich merken, was jene ihnen sagen wollen."

gesäuselt kommen, studiert er sich alles 'raus, was er nötig hat. Freilich brauchts auch manchmal längere Verständigungen. Da kommt man dann am besten mit Singen fort. Ein Gesetzlein aus einem Gassenhauer, wenn die Schildwacht gutmütig und selber lustig ist, oder wenn man nicht trauen darf oder gar einander ein langes und breites zu sagen hat, ein Kirchenlied, das hilft einem weit. Wie hab' ich's nicht meinem alten Schulmeister gedankt, daß er mir die Choräle so ferm eingetrichtert hat! Die Soldaten haben oft ganz andächtig zugehört, wenn ich ein langes Bußlied nur so halblaut vor mich hingesumset und dabei den Text zwischen den Zähnen zerdrückt, nur hie und da ein deutsches Wort deutlich herausgehoben hab'. Das Undeutliche aber war alles jenisch und für meine beiden Leidensgenossen deutlich genug."

Was der Sonnenwirtle weiter von der Klopfsprache sagt, stützt sich nicht auf besondere Unterlagen; angeregt von der bei Schöll dem bezeichneten Abschnitt benachbarten Erwähnung der Zeichensprache, hat Hermann Kurz poetisch nur ausgemünzt, was aus der Verbrecherwelt am ehesten in weitere Kreise gedrungen war. Dagegen mußte er für seine Erklärung der Zinken zu seiner Quelle zurückkehren. Zwar entlehnt er der umständ-

lichen Darstellung Schölls nur die wichtigsten Angaben und selbst diese noch kürzend[1]):

„Sie mahlen ihren Zinken mit einer Kreide oder Kohle, oder einem Bleystift entweder an die Wohnstubenthüre des Wirthshauses, in welchem sie waren, oder irgendwo außen an dasselbe hin, oder schneiden ihn in einen Balken des Hauses, oder auf dem Feld in einen Baum ein, oder zeichnen ihn da, wo sie vermuthen, daß ihre Cameraden hinkommen werden, auf den Strassen in Staub oder Koth, und des Winters in Schnee. . . . . . Sie machen nemlich an denselben (sc. Zinken) hin einen Strich, der mit dem Weg, den sie genommen, gleiche Richtung hat. . . Hat er Gesellschaft bey sich: so beschreibt er die Personen . . . durch neue Charaktere, die an dem wegweisenden großen Strich oben und unten angebracht werden.“

„Sie schneiden's in Bäume, selbst in Balken an den Häusern, wo sie vorbeiziehen, zeichnens auch in den Staub oder in den Schnee;

mit einem Strich dahinter zeigen sie ihren nachkommenden Kameraden den Weg an, den sie nehmen wollen, und mit kleineren Strichlein über oder unter dem großen bezeichnen sie, wieviel ihrer sind, Männer, Weiber und Kinder.“

Bedeutungsvoller ist, daß ihm jenes Verständigungsmittel als Bindeglied zum 32. Kapitel dient, er somit auch das Zufällige der Begegnung aus der Dichtung entfernt: Schwan erkennt die Zinken und geht ihnen dennoch nach. Hier stoßen wir auch wieder auf rotwelsches Sprachgut. Schon vorher[2]) waren allerdings dem Frieder bei seinem lebendigen Vortrage von dem kalten Elend der Gauner, der ihn selbst in jene schlimmere Zeiten zurückgetragen hatte, die „Fachausdrücke“ für Aufseher und Soldat — Schmier und Launiger — untergelaufen, in diesem Zusammenhange vollends hätte man sie gar vermißt! Kurz weiß das und schöpft darum zu mehreren

1) Schöll S. 300—302. Kurz: Werke VI 142.

2) VI 137.

Malen aus dem Vocabular Schölls; fürs erste gibt er das Sinnfälligste in ihrer Sprache wieder: das Schwein, das die Gesellschaft eben verzehrt, heißt bald nur der balo, und das verletzte Auge des Christianus der quere Scheinling. Dann mischen sich auch andere rotwelsche Worte in die Gespräche, und vor allem sind die verschiedenen „Erwerbsarten“ mit ihren termini bezeichnet. Damit hat das Jenische seinen Abschluß gefunden.

In den referierenden Schlußpartien wird wohl mehrfach erwähnt, daß sich der Sonnenwirt mit seiner Begleitung um ihrer Geheimsprache willen verdächtig machte und sogar in Lebensgefahr kam, aber zu poetischer Einkleidung reichte es nirgends mehr. Wir wissen auch nicht, wie sich der Dichter die weitere Ausgestaltung gedacht hatte, ob er zu einer anderen Sprachsammlung, etwa der des Kostanzer Hans, gegriffen hätte oder aber eine fernere Heranziehung dieses Idioms überhaupt nicht nach seinem Geschmack war; der Vorrat bei Schöll war jedenfalls bis auf bescheidene Reste verbraucht.

Soweit die Sprache. Und nun zum Schluß und zur Gesamtbeurteilung einen Blick auf die Literatur.

Ich glaube, auch dem bescheidensten Leser ist in seiner Lektüre mehr als eine der „gesprenkelten“ Gestalten, sie mögen Zigeuner oder Vagabunden sein, über den Weg gelaufen, und eine recht beträchtliche Ziffer würde man gewinnen, wollte man sie alle aus der Literatur vor das Forum der Statistik berufen. Das will an sich wenig besagen, denn auch diesmal könnte der Verstand oder in diesem Fall der Geschmack wieder nur bei wenigen gewesen sein. Da indessen nicht bloß Verfasser von Lieferungsromanen, sondern auch Dichter von erstem Range das Thema behandelt haben, muß es umso mehr frappieren, wenn ein so hervorragender Kenner der Materie wie Avé-Lallemant dem Gauner- und Bettlertum alle Poesie abspricht, weil es unbedingt an die Strafe als prosaische Konsequenz seines Wesens glauben müsse

und seine Kunst vergeblich daran setze, über diese Konsequenz so lange als möglich hinwegzukommen [1]).

Abgesehen davon, daß die Tragik eines Stoffes nicht von der Auffassung eines daran Beteiligten allein abhängt, ein Verkennen der Lage jene womöglich noch erhöht, irrt doch der berühmte Kriminalist auch in der Annahme, daß nie ein Bettler oder Gauner sein Elend habe vergessen können, daß nie in seiner Brust ein poetischer Gedanke lebendig gewuchert habe. Derlei Fragen darf man nicht mit der nüchternen Logik des Polizeimanns entscheiden wollen, dem der sittenstrenge, aufopferungsfreudige Bürger als Ideal vorschwebt, hier bedarf es durchaus eines großherzigeren Verstehens, wie es der neuerdings gern unterschätzte Auerbach bewiesen hat, indem er die Freude gerade des Volkes am Gaune-

1) I S. 207. Übrigens hat Avé-Lallemant wenn nicht in der Theorie umso mehr in der Praxis seinen Standpunkt geändert, indem er mehrere Romane schrieb, die sich das Poetische des Gauner- und Bettlertums zum Vorwurf nahmen. Aber gerade diese Produkte seiner Muse und Muße könnten, wenn überhaupt, den Kritiker zur Annahme seiner früheren Überzeugung bekehren. In allen vier Romanen (Die „Mechulle-Leut" 1868; „Der Erb- und Gerichtsherr, ein Polizeiroman" 3 Teile, 1870; „Jada" 1879; „Das Diebeszeichen, Kriminalroman" 1905) handelt es sich um ein meist sehr geschickt angelegtes Verbrechen, das aber die hohe Polizei, die immer klüger ist, löst. Im „Erb- und Gerichtsherrn" entdeckt man z. B. (II S. 158—61) einen längeren Brief in Chiffreschrift, aber natürlich kann der Finder ihn lesen und kommt einem grausigen Geheimnis auf die Spur. Dafür sind Avé-Lallemants Commissare auch tüchtige Leute. Wenn Schnacksen den Dieb Kay Bendix Schlittschuh laufen sieht, erinnert er sich sofort, daß im „deutschen Gaunertum" in dem Capitel von den „Chailefziehern" Jonathan Sympson erwähnt war, der seine Taschendiebstähle auf Schlittschuhen ausführte! Wie der Verfasser hier sein Buch preist, vergißt er im „Diebeszeichen" nicht seine eigene Jugend, wie er die Polizei- und alle Hilfswissenschaften studiert und ihnen manche Nacht geopfert habe. Zur Erhärtung dieser Tatsache erhält der Leser wieder ganze Partien seines (gewiß nicht zu verachtenden) Werkes in romanhafter Form vorgesetzt. Avé-Lallemant ist leider auch als Dichter, wie er sonst von sich rühmt, „ein fleißiger Beamter" gewesen!

rischen als ungebändigte Urmacht der Subjektivität legalisierte, welche von keinerlei objektivem Gesetz etwas wissen wolle[1]).

Man muß hier ständig zwischen realer und idealer Auffassung scheiden. Das Empfinden, das Krantz, der niederdeutsche Humanist, hatte, als er die Zigeuner zum ersten Mal gesehen, ist auch das unsrige noch; wenn er sie als „homines nigredine informes, excocti sole, immundi veste, et usu rerum omnium foedi, furtis imprimis acres (praesertim foeminae eius gentis: nam viris ex furto foeminarum victus est)" schilderte[2]), so wird dies Gesindel heute genau so wie damals vom Volke verabscheut und gemieden, wie wir das in der Literatur in Tiecks „jungem Tischlermeister" prächtig beobachten können[3]): dort weigert sich der alte Förster sogar, den Zigeunerhauptmann des Goetheschen „Götz", einen so „ordinären Spitzbuben" darzustellen, weil er „solchen Schimpf vor seinem seligen Ende" nicht mehr erleben möchte.

Neben der ausgesprochenen Abneigung stößt man freilich auf eine nicht minder deutliche Hinwendung zu den Fahrenden, die sich dann ebenso sehr in aktiver Betätigung wie in der großen Lust an derartigen Geschichten kund tut, wofür des Cervantes „Preciosa" und etwa Brentanos köstliche Erzählung von den „mehreren Wehmüllern" prächtige Beispiele bieten.

Es gibt eine hübsche Legende von der Herkunft der Zigeuner. Danach soll ein Weiser, der im Besitze von allerhand Zaubermitteln war, die man gern vererbt wissen wollte, dem Drängen seines Volkes sich zu verheiraten nur unter der Bedingung nachgegeben haben, daß sich eine Frau fände, die ihm stets gehorsam sein wolle. Ein solches Mädchen war bald zur Stelle und die Ehe geschlossen. Einst wollte nun der Weise in der

1) Schrift und Volk (Leipzig 1846) S. 289.

2) a. a. O. S. 285.

3) Schriften (Berlin 1854) Bd. 28, S. 175 u. 194.

Morgendämmerung geweckt werden, um noch einer Kranken zu helfen; weil er aber erst in tiefer Nacht heimgekommen war, ließ die Frau den geliebten Mann länger ruhen, währenddessen die Kranke starb. Da ward auch ihr die Liebe zum Verderben; denn zur Strafe wurde sie in einen Stechapfel verwandelt und ihre Kinder, die Körner des Gehäuses, zu ewiger Wanderung verdammt, auf der sie überall den Apfel mit sich führen sollten. Daher also die Unruhe und Heimatlosigkeit der Zigeuner.

Es ist, als ob das Märchen verbürgte Wahrheit künde, zugewiesenes Unglück, das man tragen müsse, weil jene Stammesmutter es verschuldet habe, und es ist keine Täuschung, daß dieser Fluch den damit Beladenen beim Volke einen stets einlösbaren Anteilschein auf ihr Mitleid erwirkt hat. Man kennt ihre Schwäche nach fremdem Gut und erbarmt sich doch der Ausgestoßenen, man weiß ihren Betrug im voraus und nimmt gern als unfehlbar hin, was sie geheimnisvoll anvertrauten [1]. Nicht zuletzt ist es auch die Hochachtung vor dem Außergewöhnlichen, das allzeit Interesse erregt und sich nicht selten zu dem verstiegenen Verlangen nach einer gleich abenteuerlichfreien Lebensführung verlieren mag. Dem Gegenstand dieser zweideutigen Bewunderung aber ist diese Auffassung zu vertraut, als daß er sie um den Preis der Ruhe vor Not und Verfolgung missen möchte [2].

---

1) Bezeichnend ist, was E. Wittich (Blicke in das Leben der Zigeuner. Striegau 1911) S. 31 sagt: „Die Zigeuner, dieses echt romantische, weltverlassene Volk, sind viel, viel besser als ihr Ruf und nur gutmütige, liebe, versöhnliche Menschen, gewandt und gescheit, sodaß man sie bei näherem Kennenlernen bald lieben lernt und ihnen zugetan wird“!

2) Sehr fein hat Erasmus in dem Dialog „Πτωχολογία“ (Colloquia nunc emendatiora, Amstelodami 1662 S. 317) diesem Empfinden Ausdruck gegeben: Irides: „Ego hanc miseriam ne cum regum quidem fortuna commutarim. Nihil enim regno similius quam mendicitas.“ Misoponus: „Quid ego audio? nihil nivi similius, quam carbo.“ I: „Dic mihi, qua re potissimum beati sunt reges?“ M: „Quia faciunt,

So verstehen wir die vielseitige Behandlung dieses Themas, das seit dem fünfzehnten Jahrhundert allerorts aufgenommen wird. Vom Liber vagatorum, der einem praktischen Bedürfnis dienen wollte, ist hier nicht die Rede, aber man erinnere sich, daß Brant die unruhigen Passagiere an Bord seines „Narrenschiffs“ nahm, Murner in der „Narrenbeschwörung“ diese zweifelhaften Geister zitierte, Wickram im „irreitend Bilger“ der sauberen Zunft eine kurze Beleuchtung gönnte und Frischlin noch in seiner Komödie „Frau Wendelgard“ mit den Anschauungen der Bettler Lorentz und Heine volle Wirkungen erzielte; noch viele Werke ließen sich da nennen bis auf Moscheroschs „Philander“ hin und den „Simplicissimus“, in dem nach Gervinus schönem Wort das Kapitel vom Soldatenleben gleichsam episch geworden ist[1]).

Damit war die Entwicklung der hier in Frage stehenden Romane bereits abgebrochen; über ein Jahrhundert blieb jetzt der Acker unbestellt, bis Goethe und Schiller mit ihren Erstlingen ahnungslos die Schleusen öffneten und jene verheerende Überschwemmung veranlaßten, die Jahrzehnte bis zum völligen Abfließen brauchte: das war die „klassische“ Zeit der Ritter- und Räuberromane.

Nachdem aber die trüben Fluten verlaufen, zeigte sich erst, wie tief sie in den Boden der Literatur ein-

---

quod animo collubitum est.“ I: „Ista libertas, qua nihil suavius, nemini regum magis adest, quam nobis. Nec dubito, quin multi reges sint, qui nobis invideant. Sive bellum est, sive pax, nos tuto vivimus: non describimur ad militiam, non vocamur ad munia publica, non censemur; cum populus expilatur ex actionibus, nullus inquirit in vitam nostram: si quid admissum est etiam atrocius, quis dignetur in pace nec in bello licet suaviter agere; et quo maiores sunt, hoc plures metuunt. Nos veluti Deo sacros, etiam religione quadam metuit vulgus offendere.“ Mutatis mutandis bricht ein gleich starkes Gefühl der Unabhängigkeit bei Margarete Beutler durch, wenn sie sich „ihrer ganzen Veranlagung nach nicht für eine Dauerehe geschaffen“ erklärt. Vgl. ihren Lebenslauf in Ostwalds „Liedern aus dem Rinnstein“ S. 154/5.

1) Geschichte der deutschen Literatur³ V S. 481.

gedrungen waren. Die literarische Besiedelung ist jetzt wirklich vollzogen: Kleist hebt durch die mysteriöse Figur einer Zigeunerin die sonst echteste Wirklichkeit atmende Erzählung von Michael Kohlhaas über die Grenzen des Sinnlichen hinaus, Arnim berichtet in einer ganz romantischen Novelle von der Liebe Karls V. zur Tochter des Zigeunerherzogs Michael, dessen Ermordung er Gott anheimgibt[1]); Victor v. Strauß zeichnet das Rätselhafte ihrer Natur in der Sehnsucht Tuvia Pantis nach einer Stradivari-Geige, nach der noch sein brechendes Auge fragt[2]); ja selbst den Bayern ist der Glaube an die geheimen Kräfte dieser Nomaden vertraut, wie die liebenswürdige Geschichte Steubs von der Zigeunerin lehren mag[3]), deren Weissagung das Glück eines Münchener Gerichtsbeamten macht. Besonders in dieser Rolle werden die Zigeuner ein fast unentbehrliches Requisit des Romans, was etwa die völlig zwecklosen Episoden in Bechsteins „Dunkelgraf" [4]) und Willkomms „Familie Ammer" [5]) erhellen.

Darüber hinaus aber klingt wie ehedem der alte Grundakkord von Mitleid und weichlicher Sentimentalität an unser Ohr. Die grelle Darstellung Brachvogels, der die Zigeuner im „Friedemann Bach" als Spione verwen-

---

1) Werke ed. Wilhelm Grimm (Berlin 1839) I S. 8: „Da schloß sich seine Kehle bis zum Jüngsten Tage, wo er seine Klage gegen die Unbarmherzigkeit der Reichen vortragen wird, die ein Menschenleben gegen die Sicherung ihrer toten Schätze gering achten, da wird das Strick so wenig durch ein Nadelöhr gehen wie ein Kamel, und so werden die Reichen nicht eingehen ins Himmelreich, wo Bella ihren Vater wiederfindet."

2) „Mitteilungen aus den Acten, betreffend den Zigeuner Tuvia Panti aus Ungarn" in den „Novellen" (Leipzig 1871) Bd. 1, S. 87.

3) In den „Gesammelten Novellen" (2. Aufl. Stuttgart 1883) S. 279.

4) S. 327 ff.: weissagen Zigeuner „unter Leitung einer hexenhaft aussehenden Altmutter" dem Kammerdiener Grimm.

5) S. 284 ff.: hier wird Fürchtegott Ammer durch die Aussagen Dorettas von zu vielem Glück sogar beunruhigt!

det, ist nicht frei davon, James[1]) spricht das offen aus und in Borrows farbensatten Romanen[2]), die eine den Menschen seiner Dichtung verwandte Natur geschaffen, ist die Empfindung des Ausgestoßenseins nur abgeschwächt.

Eine literarisch tiefer stehende Sphäre aber schwelgt geradezu darin. Wolfgang Kirchbach beispielsweise in seinem unmöglichen „Leben auf der Walze“ zerfließt vor Rührung über Armut und Anständigkeit seiner „Kunden“, auch Hans Ostwald, der mit praktischen Ratschlägen zur „Bekämpfung der Landstreicherei“ zur Hand war, leidet in den „Vagabonden“, die er zwar als „echten deutschen Landstreicherroman, der unsere Kultur von unten beleuchtet“ [3]), anpreist, an reichlicher Wehmut, und Otto Elster gibt in seiner „Zigeunerin“ einen schwachen Aufguß des alten Typus, wenn er wieder den „Hauch der Melancholie“ auf den Gesichtern dieses „rätselhaften Volkes“ entdeckt, das „heimatlos in der Welt umherstreift, wie von einem auf ihnen lastenden Fluche getrieben, der ihnen keine Ruh und keine Rast gönnt.“ Seine verkrüppelte Mariska ist die gute Alte, die den Menschen mit ihren Zaubermittelchen willig hilft, aber natürlich Undank und Schimpf erntet.

Über solche Verwässerung ist Kurz erhaben, dagegen reicht es auch bei ihm nicht zu liebevoller Versenkung in die Seelen der Verbrecherwelt, die bei einem Dickens, einem Victor Hugo zur „socialen Tiefseeforschung“ sich erweiterte. Und wenn heute ein begabter Dichter wie Otto Alscher[4]) den Zigeuner in seinen elementaren Gefühlsäußerungen vor uns hinstellt oder dem

1) G. P. R. James: „The Gipsy“ (Leipzig Tauchnitz 1847) S. 509: „The gipsy is no more. Persecution and severe laws have drive him to despair, and despair to death.“

2) George Henry Borrow: „Lavengro“ 1851 und die Fortsetzung: „Romany Rye“ 1857.

3) Lieder aus dem Rinnstein S. 170.

4) Besonders in den Novellen „Mühselige und Beladene“ (Berlin 1910) und den Romanen: „Ich bin ein Flüchtling“ (1909) und „Gogan und das Tier“ (1912).

Problem des Mischlings nachgräbt, dem die Vergewaltigung einer Gräfin durch einen Zigeuner das Leben gegeben, wenn er ihn nun in seinem Ringen zeigt, sich von den schweren Ketten der Stammeszugehörigkeit loszuwinden oder gar den Gedanken in sich zu ertöten „durch das Jauchzen eines Tieres“ entstanden zu sein, davon ihn doch nur Vatermord befreien kann, so sind das abgrundtiefe psychologische Vorgänge, die wir bei Hermann Kurz vergeblich suchen werden. Aber man darf nicht ungerecht sein: beidemal hatte unser Dichter eine andre Aufgabe zu lösen; das Problem aber, das er streifte, war ihm niemals Selbstzweck.

In den „Heimatjahren“ galt es durch die Zigeunerscenen ein großes Zeitmilieu zu bereichern, und darin berührt er sich am engsten mit Brachvogel, der mit ihnen ebenfalls nur ein episodisches Element in seinen „Friedemann Bach“ hineintrug. Wie verschieden ist jedoch hier und dort die Pinselführung! Auch Brachvogel gab seinen Zigeunern fremdklingende Namen und ließ sie in ihrer Zunge reden (was eigens verdolmetscht werden muß); wie aufdringlich aber ist die Theaterromantik, die sie umkleidet, wie schlicht dagegen der ruhige Erzählungston bei Kurz, der sich des Cervantes kristallklare „Gitanilla“ zum Vorbild genommen zu haben scheint. Seine Darstellung fließt leidenschaftslos dahin und ist doch anschaulich wie die des Spaniers, ob sich gleich die Dichter in den fertigen Bildern sonst nicht ähneln. Kurz ist frei von Sentimentalität, aber er entzündet auch keinen Feuerbrand von Leidenschaften: eine Esmeralda-Natur ist seine Ursula so wenig wie einer der Räuber von Börtlingen verwandte Züge eines Jean Valjean trägt.

Vom künstlerischen Standpunkt sind die entsprechenden Partien des „Sonnenwirts“ denen der „Heimatjahre“ weit vorzuziehen, dem unbefangenen Leser dagegen werden diese einen mächtigeren und zugleich liebenswürdigeren Eindruck hinterlassen. Ist es doch, als blicke der Dichter mit den ereignisfrohen Augen der Menge auf die

Begebenheiten nieder und freue sich mit seinen Zigeunern ihrer ungebundenen Lebensführung. Das gibt, wie Isolde Kurz fein bemerkt hat [1]), tatsächlich der Schilderung einen leisen humoristischen Anstrich; sie paßt vortrefflich zu den übrigen Irrfahrten Rollers, die doch ganz den Abenteuern mittelalterlicher Helden gleichen.

Anders im „Sonnenwirt“, wo alles von vornherein Feindseligkeit, Haß und Untergang atmet. Da schwebt auch das Leben der Gauner nicht ohne Schwere, denn es ist ein Stück des Passionsweges, den sein verkannter Held zurückzulegen hat. Selten glücklich ist die Mischung von Primitivität und Größe darin. Nicht wird jetzt mehr eine sinnverwirrende Masse aufgeboten, um in tollem Freudentaumel die Aufhebung jeden menschlichen Gesetzes zu verkünden, überall ist die strengste Auswahl geübt, aber mit so inhaltsvoller Knappheit die größere Reife bekundet.

Bei der Begrüßung des Sonnenwirts finden jetzt keine dichterischen Redekämpfe mehr statt wie in der Hannikelscene; nach dem Überraschungsschrei der Weiber wirft Schwamenjackel nur sein „Wollen gut Freund sein“ hin. An der Stelle schwül-sinnlichen Liebesgetändels, das nur durch die nächtlichen Hilfeschreie zu Rollers Heil beendet ward, sehen wir nun die unverhaltene Glut zweier Menschen wild auflodern und sich in einem fast brutalen Messen der Körperkräfte ausbrennen, siegessichere Pläne werden verdrängt durch nüchtern reale Berechnungen, und so geht das fort. Da ist nichts, was nicht zu dem träger sich dahin wälzenden Strom der Sonnenwirt-Handlung stimmte, nicht zu vergessen des Gauneridioms, das mit Ausnahme des langatmigen Paradigmas gut in die Gespräche eingeflochten ist [2]).

1) S. 190.

2) Man vergleiche, wie wenig kunstvoll James dagegen verfährt. Nachdem er die Zigeunersprache, der er fälschlich auch Bestandteile des slang zugesprochen, näher zu bestimmen gesucht, auch zwei Proben: raye (gentleman) und gazo (peasant) daraus mitgeteilt hat, heißt

So sind die Kurzischen Zigeuner in beiden Dichtungen völlig von einander verschieden, ohne daß man deswegen ihre Wesens- oder Stammeszugehörigkeit verkennen könnte; man merkt eben sofort, daß sie Zigeuner sind, nur hat der Dichter sie aus einer anderen Perspektive geschaut, sie in einem anderen Stadium ihres fluchbelasteten Erdenwegs festgehalten.

Arnim hat in der „Isabella von Ägypten" mehr orientierend erwähnt, wie sich die Zurückführung der Zigeuner nach Ägypten bei Verfolgung und Geldmangel unendlich hinzog, schließlich sich vollends zerschlug, und er hat die innere Unmöglichkeit schön veranschaulicht durch den allmählichen Übergang, den ihre „starken Mannskünste" von der Nationalbelustigung zum Broterwerb durchmachen.

Diese beiden Hauptscenen, kann man sagen, hat Kurz gestaltet. Die „Heimatjahre" zeigen die Zigeuner in froher, auch übermütiger Siegesstimmung. Sie dünken sich gewissermaßen ihres Gelübdes, soweit zu ziehen als sie noch Christen fänden, ledig und kennen die Schwierigkeiten der Heimfahrt nicht. Noch hat man ihnen kein ernstliches Hindernis entgegengestellt, weshalb sie auch noch allzu tugendhaft sind. In ihren Festen kosten sie die ganze Freude ihrer Befreiung vom Fluche aus, und so sind die Proben ihrer Geschicklichkeit und Stärke wirklich nur „Nationalbelustigung". Nur flüchtig und selbst durch die Bluttat nicht tragisch wird gegen den Schluß hin angedeutet, daß ihre Aufgabe noch nicht gelöst ist, der eigentliche Übergang aber vom Spiel zum Ernst, von lauter Freude zu dumpfer Trauer ist erst im „Sonnenwirt" vollzogen. Die ganze Schwere des Schicksals

es S. 19: „But as the gipsy tongue may, probably, not be very edifying to the reader, the conversation of our characters shall continue to be carried on in a language which is more generally intelligible." S. 405 Anmkg. vergißt er nicht den Nachweis von Sir William Jones zu wiederholen, daß einige ihrer Worte rein Sanskrit seien! Aber auch bei Alscher fehlen Anmerkungen und ein kleines Vokabular nicht.

ist über Frieder und seine Gesellen ausgegossen, und man fühlt es aus jeder Bewegung heraus, daß es da kein Entrinnen mehr gibt.

Dabei ist innerhalb der einzelnen Romane die Scenerie nicht unbeweglich: dort zieht am klarblauen Himmel in kürzester Zeit ein Unwetter herauf, hier bricht sich durch graues, schier undurchdringliches Gewölk wenn auch auf Augenblicke die Sonne durch. Das verleiht diesen der Poesie neugewonnenen Provinzen ihren besonderen Charakter, den wir als des Dichters Verdienst rühmen dürfen. Wir verkennen darum nicht, daß manches weicher oder kräftiger, zarter oder bizarrer gegeben werden konnte, aber wir wollen nicht vergessen, daß es viel Neuland war, das Kurz erst entdeckt hat.

Und nicht aus seiner Zeit hat er geschöpft; drei Menschenalter lagen die Ereignisse vor ihm, die der belebende Hauch seines Mundes zu neuem Sein befähigt hat. Das ist ihm insgesamt in beiden Dichtungen gelungen, aber auch in diesen, wahrlich nicht leichtesten Partien hat seine Kunst nicht versagt. Und das soll ihm unvergessen bleiben, selbst wenn ein totes Material ihm Anregung und fruchtbare Gedanken zugetragen hat.

V.

Literarische Vorbilder, Technik und Kritik des Romans.

Mit der Durchforschung der Quellen ist der Grundstein für eine Beurteilung des „Sonnenwirts" gelegt, die im Folgenden als eigentliches Ziel der Arbeit versucht werden soll. Naturgemäß werden auch dabei Nebenwege einzuschlagen sein, die erst allmählich auf die Hauptstraße, zu einem einfachen, deutlichen Schiedsspruch über Wert oder Unwert, führen. So bedeutet die Durchprüfung des Romans auf literarische Einflüsse einen solchen Umweg, der mir aber in diesem Falle geradezu unerläßlich scheint. Wir wissen aus seinen Arbeiten und brieflichen Äußerungen, daß Kurz eine recht ausgedehnte Kenntnis der Literatur besaß, sodaß ihm auch aus entlegenerer Gegend manche Anregung zugetragen sein könnte. Natürlich brauchen wir nicht alle kleinsten Details, die sich von den erörterten Hauptquellen entfernen, noch einmal Revue passieren zu lassen, ehe wir sie dem Dichter zusprechen: das sind, wie zum Beispiel der Tod des Hirschbauern, meist Rundungen und Abschleifungen einer zu rauhen, zu eckigen Wirklichkeit, die sich dergestalt dem Romangefüge nicht anpassen ließ. Beim Vergleich mit der Quelle ist darauf bereits hingewiesen worden.

In einem weiteren Fall ist Kurz wohl sein eigener Gast gewesen: ich meine in den Schicksalen der Söhne

des Hirschbauern. Aus erhaltenen Briefen wußte er nur, daß Hansjerg Müller später Grenadier war; er lebt fort in dem Hans des Romans, der als ein „braver“ Soldat seinen Schwager der Behörde in die Hände spielt. Ein ganz andres Geschick hat Jerg, der nicht freiwillig in den Militärdienst getreten war. Weil er einem andren zur Flucht verholfen, wird er von Rieger in des Herzogs Truppe gesteckt und, als an dem Geislinger Aufruhr beteiligt, standrechtlich erschossen. Es liegt nahe, hierin eine leichte Variation der bittren Erfahrungen des Illinger Schmieds und seiner beiden Söhne zu erblicken, wodurch Kurz mit wenigen Strichen an das Verfahren Riegers und die militärischen Zustände der Zeit erinnern wollte.

Indessen begegnen andre Züge, die nicht so sehr durch Veränderung als durch Neuerfindung geschaffen sind. Vor allem darf hier das Romanthema selbst nicht übersehn werden. Entkleidet man diesen Vorwurf seiner besonderen Farbe, die in dem zähen Festhalten der Liebenden aneinander einerseits, dem nicht minder energischen Widerstreben der Eltern und Behörden sowie dem dadurch heraufbeschworenen tragischen Ausgang andrerseits gesehn werden kann, so bleibt der in der Literatur durchaus nicht seltene Standeskonflikt übrig. Wir finden ihn von den ältesten Zeiten an und in fast allen Gesellschaftsklassen kultiviert. Der bürgerliche Liebhaber, den die mangelnde Ritterwürde von der Dame seines Herzens trennt, ist in Novelle und Erzählung genau so beliebt wie der Fürstensohn, der einer Handwerkerstochter zuliebe Thron und Heimat preisgibt. Aber schon viel kleinere Unterschiede vermögen Haß und Feindschaft unter den Bauern zu säen, und man sieht leicht ein, daß bei der fast sprichwörtlichen Starrheit des Bauern der tragischen Verwicklung nichts an Boden genommen ist.

Eine Musterung stoffverwandter Dichtungen auf literarische Einflüsse ist umso entbehrlicher, da wir ja wissen, daß Dilemma und Lösung des Problems der Vergangenheit Württembergs entnommen und darin um nichts verändert

sind. Darum ist es müßig, die zwischen dem „Sonnenwirt“ und Melchior Meyrs „Ludwig und Annemarie“ bestehende Ähnlichkeit auch nur anzuführen, selbst wenn zugegeben wird, daß Kurz weit eher mit seinem Werk beschäftigt war. Aus dem gleichen Grunde fällt auch Auerbachs „Lehnhold“ für die Betrachtung aus [1]). Umsomehr ist dafür bei einem anderen Motiv an Auerbach und nur an diesen zu denken. Ich meine die Bemühungen Frieders, einem entlassenen Sträfling Lohn und Brot und somit die Achtung der Mitbürger wiederzugewinnen. Wie die dem Zigeuner Christianus zuerteilte Rolle erfunden ist, so ist auch dieser sympathisch anmutende Zug nicht historisch, vielmehr dankt ihn Kurz den Auerbachschen „Sträflingen“, deren ganz gleichartige Tendenz ihm einst an der Novelle gefallen hatte [1]).

Noch ist eine kleine Episode zu erwähnen, von der die Akten nichts wissen. Es handelt sich um die Erzählung von dem falschen Gulden, den Leutnant Löw einer armen Frau schenkt, ihr Kind damit taufen zu lassen. Merkwürdigerweise hat die Anekdote eine Parallele in Auerbachs „Barfüßele“, wo der Landfriedbauer für einen Trunk Wassers der Amrei einen Groschen schenkt, den erst nachträglich die Marann als falsch erkennt. Von

1) Eher könnte man sich fragen, wie weit der „Lehnhold“ von „Ludwig und Annemarie“ abhängig sei. Diese Geschichte war 1852 im „Morgenblatt“ veröffentlicht worden, den „Lehnhold“ aber hatte Auerbach erst am 10. Januar 1856 (vgl. Bettelheim, Berthold Auerbach, Stuttgart 1907, S. 246), begonnen. Außer dem Motiv des Standesunterschiedes, das bei Auerbach freilich verdoppelt ist, haben wir beidemal den trotzigen Sohn, der bei einem andern Bauern Dienste nimmt und darauf besteht, daß der Vater Abbitte tue und ihn zurück hole.

2) Brief an Kausler vom 30. Dezember 1845. — In Auerbachs Erzählung setzt sich ein Armenadvokat gegen Widerspruch und Intrigen seines Freundes, eines Regierungsrats, für die Beschäftigung Strafentlassener energisch ein und erfährt an dem Schicksal Konrads und Magdalenens, eines vorbestraften Kutschers und einer vermeintlichen Diebin, die schönste Belohnung für seine Tätigkeit.

irgendwelcher Beeinflussung kann natürlich nicht die Rede sein, da die Geschichte Auerbachs erst 1854 entstand. Damit aber können wir die Frage nach fremden Motiven endgültig verabschieden: daß des Dichters Jugendlektüre, die vorwiegend Ritter- und Räuberromane umfaßte[1]), nicht mehr auf den „Sonnenwirt“ nachgewirkt hat, braucht ernstlich nicht versichert zu werden, und die beiden noch nicht erwähnten Stellen, die nicht historisch sind, wird man dem Dichter unbeanstandet zuweisen dürfen; ich meine: die Fahrt des Herzogs zur Jagd, gewiß in der Erinnerung an ähnliche Szenen im „Roller“ niedergeschrieben, sodann den Ringkampf zwischen Schwan und der Schettingerin, der nur eine symbolische Ausmalung ihres Charakters bedeutet.

Anders hingegen könnte es sowohl in technischer Hinsicht wie mit der Gesamtanschauung bei Kurz bestellt sein. Hatte er sich doch ein Dezennium zuvor über sein großes Vorbild, den „Homer von Schottland“, des längeren ausgesprochen und dabei der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Zeit der historischen Romane für Deutschland erst kommen werde.

In „Schillers Heimatjahren“ bemerken wir denn Kurz im allernächsten Gefolge des Schotten. Sein Roman ist eine oft recht genaue Übertragung der Verhältnisse auf deutsche Zustände, Sitten und Ereignisse. Wer näher hinsieht, kann im englischen Roman für merkwürdig viele Züge das Vorbild entdecken. Beim Titel fängt die Übereinstimmung bereits an. Die „Waverley novels“ haben die Unterbezeichnung „or sixty years before“, und „Heinrich Roller oder vor sechzig Jahren“ nannte Kurz seinen ersten Roman ursprünglich; üble buchhändlerische Spekulation erst hat ihm den Namen „Schillers Heimatjahre“ gegeben. Desgleichen springt als rein äußerliches Merkmal das Motto über jedem Kapitel in die Augen, eine

---

1) Vgl. Werke X S. 30—36.

Gewohnheit Scotts, die vor Kurz schon Hauff im „Lichtenstein“ nachgeahmt hatte.

Dazu die innere Gleichheit. So ist die Fabel nach dem Schema Scotts zugeschnitten, der seinen Waverley als einen mit der Welt gänzlich unbekannten Jüngling ausgesandt hatte, um ihn allen möglichen Widerwärtigkeiten, Hindernissen und Gefahren entgegenzuführen. Und wenn wir uns eines andern Romans, des „Quentin Durward“ erinnern, so finden wir in ihm denjenigen Helden, dessen Lebensweg ein Größerer, ihm vorerst Unbekannter kreuzt: Ludwig XI., der ihn nun an seine Person zu knüpfen weiß und dadurch die ursprünglichen Absichten des Jüngeren von Grund aus umstößt. Daß sich der Kurzische Jugendroman demnach als eine deutliche Vereinigung dieser beiden Formen erweist, brauche ich nicht nachdrücklicher auszusprechen. Dennoch, die Übereinstimmungen erstrecken sich noch weiter: den schottischen Hochlandsräubern entsprechend, bevölkert Kurz seinen Roman mit Zigeunern, und Lottchen sieht im Theater zu Stuttgart, das sie mit dem Baron besucht, Lessings „Emilia Galotti“, nachher muß sie dann fast dasselbe Schicksal erfahren; es ist das offenbar ein Seitenstück zu der Erwähnung Scotts von „Romeo und Julia“, um den Gesprächen Waverleys einen symbolischen Hintergrund zu geben. Das sind der Beweise für die Abhängigkeit seines Jugendwerks fast zu viel, und doch sind nur die gröbsten Parallelen nachgezogen worden, ohne bisher nach Ähnlichkeit in Aufbau, Stil oder Charakteren zu fragen.

Der „Sonnenwirt“ macht uns das Urteil nicht so leicht. Von irgend welchen auffälligen Verwandtschaftszeichen ist nichts zu bemerken, und wenn wir dem Werk als historischem Roman beikommen wollten, der als solcher vielleicht den Stempel Scotts aufgeprägt trüge, so müßten wir auch hier unverrichteter Dinge abziehn; denn das für Scott typische Verhältnis, die Leistungen und Besonderheiten einer Zeit an der Person eines unbedeutenden Menschen darzustellen, der erst durch seine Beziehungen

zu der eigentlich führenden Persönlichkeit der Held des Romans wird, ist hier geradezu umgekehrt. Im „Quentin Durward“ bildet das Zeitalter Ludwigs XI., im „Ivanhoe“ das des Richard Löwenherz den Angelpunkt für die ganze Schilderung, und ähnlich verhält es sich mit den „Heimatjahren“, wo nicht Roller die Hauptperson ist, sondern alles auf eine vielseitige Darstellung Württembergs unter Karl Eugen abzielt. Im „Sonnenwirt“ dagegen lenkte der Dichter seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Person Schwans und nahm auf seine Zeit nur da Bedacht, wo es zum Verständnis der Vorgänge nötig ward. Fügt man dieser Überlegung hinzu, daß Kurz den Stoff sich nicht erst wie in den „Heimatjahren“ — weshalb er ihm dort bequem das englische Muster unterlegen konnte — weben mußte, sondern bereits fertig vorfand, so erhöht das um einen weiteren Grad die Wahrscheinlichkeit, daß er seine Geschichte auch in seiner Weise erzählt habe.

Sehen wir denn zu, wie Kurz seinen Roman komponiert hat.

Eine einfache, selbstverständliche Gliederung des Ganzen tritt uns da entgegen. Von der ersten Gefängnisstrafe bis zur Hinrichtung werden die Vorgänge schlicht und klar der Reihe nach erzählt; nichts von ablenkender Nebenhandlung In immer gleichem Tempo wickelt sich der Lebensfaden Schwans ab, ohne daß des Dichters Hand hemmend oder beschleunigend eingriffe[1]). Hier ist nichts mehr von der sensationsgeschwängerten Atmosphäre der „Heimatjahre“ zu spüren, in welchen die Szene fortwährend wechselte, und die wie dem Helden so dem Leser mit neuen Aufgaben und Zielen neues Interesse einzuflößen trachteten; desgleichen kommen keine absonderlichen Zufälle und Überraschungen mehr vor, die dort zu mehreren Malen einen gänzlich unerwarteten Umschwung

1) Die jetzige Einteilung in drei Teile stammt erst aus der zweiten Auflage von 1862, die in drei Büchern erschien.

der Dinge herbeiführten; sie hätten Wirkung und Wert des Sonnenwirts nur beeinträchtigen können, denn mit dem Problem dieses Romans vertrug sich nur ein ruhiges, eher sachlich kühles Entrollen der Vorgänge.

Beobachten wir hier also ein unverkennbares Zurückweichen von der Scottschen Technik des „Waverley“ oder „Quentin Durward“ zu einfacherer Linienführung, so kann uns die Art der Kapiteleinsätze diese Wahrnehmung kaum bestätigen. Darin trat nämlich schon der junge Kurz dem englischen Vorbild ziemlich selbständig gegenüber. Die Bequemlichkeit des fortschreitenden Einsatzes, den Scott und mit ihm Hauff einseitig bevorzugte, machte er sich sehr selten zunutze[1]) und noch weniger wendete er ihn im „Sonnenwirt“ an[2]); in beiden Romanen steht der chronographische Einsatz weithin an der Spitze und der personelle schließt sich ihm an[3]). Nur negativ ist gegen die „Heimatjahre“ ein Fortschritt in dem gänzlichen Fehlen der parabatischen Kapitelanfänge zu erkennen, die sich darin wie durch die häufige Bezeichnung des Helden als „unser Freund“ und dergleichen ganz im Banne Scotts zeigten[4]).

Mit dem Beginn neuer Kapitel nicht selten in gewissem Zusammenhang steht die Einführung der Personen in die Dichtung. Dramatisch setzen die beiden ersten Kapitel des „Sonnenwirts“ ein, dramatisch betreten darin auch die Hauptpersonen die Bühne: auf diese Weise machen wir mit dem Sonnenwirtle, dem Waisenpfarrer, dem scheelen Christianus, der Sonnenwirtin und dem

---

1) Waverley 66 %, Quentin Durward gar 70 % (vgl. Max Drescher. Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein. Leipziger Dissertation 1905), Heimatjahre 14 % (z. B. Kap. 2, 5, 6 usw.).

2) $10\frac{1}{2}$ %.

3) Chronographisch Heimatjahre (z. B. gleich Kap. 1) 38 %, Sonnenwirt: 37 %; personell: Heimatjahre (zuerst Kap. 4) 28 %, Sonnenwirt 32 %.

4) Waverley 9, Ivanhoe 5, Quentin Durward 2 mal. (Drescher). Heimatjahre 3 mal (I 4, 15, II 17), also 6 %.

Fischerhanne, den beiden Müllern und ihrem Knecht Bekanntschaft, später gesellt der Dichter so Christine, den Pfarrer und die Bäckersleute seinen Romanfiguren bei. Doch kann man nicht sagen, daß diese Art die häufigste oder vielleicht nur den Hauptpersonen vorbehalten sei. Zumindest ebenso oft werden wir aus den Gesprächen der Gäste mit andern Personen bekannt, die dabei durchaus keine Nebenrolle spielen. Der alte Sonnenwirt samt Töchtern und Schwiegersöhnen wird so eingeführt, desgleichen die ganze Hirschbauer-Familie, der Amtmann mit Frau, Friedrichs Frankfurter Onkel, den wir sonst nur aus seinen Briefen kennen, die Kinder des Sonnenwirtles und die Zigeunergesellschaft. Dagegen bedient sich der Dichter der Einführung durch die Gruppe offenbar nur bei Nebenfiguren: der Schütz und der Invalide, der Kübler und andre namenlose Leute dieses Kreises werden so an der Handlung beteiligt.

Ein Seitenblick auf „Schillers Heimatjahre“ belehrt uns, daß dort die dramatische Einführung überwiegt: Heinrich Roller, Lottchen, Laura, auch Aurora, sodann der Pfarrer, Abel, Schiller, die meisten Zigeuner: Tony-Suselo, der Hatschier Tony und seine Mantua treten so in den Kreis der Dichtung, während historische oder allgemein bekannte Personen gern vorher in Gesprächen erwähnt werden; so der Herzog, so Schubart und Hannikel. Die Einführung durch die Gruppe ist wiederum nur für Wirtshausscenen verwendet: der Reutlinger Bürgermeister tritt uns auf diese Weise näher und im Heckengäu werden so mehrere Zigeuner aus der Masse hervorgezogen.

Schärfer wird wieder der Unterschied und verdeutlicht zugleich die größere Reife des späteren Werks, wenn wir beide Romane auf Einlagen und Unterbrechungen hin betrachten. Für die eingestreute Lyrik der Heimatjahre konnte nicht sowohl Scott als besonders Goethe vorbildlich wirken: seiner mignonverwandten Laura hat Kurz auch Gedichte durch Roller zugehen

lassen, später davon freilich zwei gestrichen [1]); seinen Christinen aber wohlweislich derartige Stimmungspoesie nicht in den Mund gelegt — sie hätte einen schrillen Mißklang in den herb realistischen Ton des Ganzen gebracht.

Beiden Dichtungen dagegen gemein sind eingestreute Briefe, die aber sowohl in ihrer technischen Verwendung wie der künstlerischen Anordnung sich wesentlich unterscheiden; auch sind sie in den „Heimatjahren" weniger zahlreich. Dort gibt der von der plötzlichen Begegnung noch völlig verwirrte Roller dem Herzog statt seines Schreibens an das Konsistorium den Brief Lottchens, was der Erhöhung der komischeu Situation dient. Ein späterer Briefwechsel zwischen Roller und dem Pfarrer von Illingen wie mit seiner Tochter hebt die Verlobung auf; allein nur von dem Tatbestand gibt der Dichter Kenntnis. Erst gegen den Schluß hin wird uns ein wirklicher Brief Lottchens mitgeteilt, zusammen mit einem Schreiben, das Amalie an den gefangenen Roller gerichtet hatte. Selbst aus diesem sparsamen Gebrauch läßt sich doch ersehn, daß Kurz sich ihrer bediente, um Personen, die auf längere Zeit ausgeschaltet waren, wieder an der Handlung zu beteiligen.

Diese Absicht aber leitete ihn im „Sonnenwirt" nicht. Hier verfolgen die Briefe fast ausschließlich den auch in andren Dichtungen häufigsten Zweck, die Handlung zu gleicher Zeit auf zwei Schauplätzen weiterzuführen, in diesem Fall also über Frankfurter Verhältnisse zu unterrichten. Indessen läßt sich diese Verwendung nicht auf das Conto des Dichters schreiben: er fand die Briefe sämtlich so vor und hat sie kurzer Hand in den Roman übernommen. Daß sie in solcher Häufung einen glücklichen Griff bedeuten, läßt sich schwerlich behaupten, eine passende Überarbeitung der Documente wäre wirksamer gewesen. Dann hätten die Zeugnisse mehr für sich reden und der

---

1) Erste Auflage: II, 7 und 18.

Dichter sich nicht zu einer so schulmäßig-kritischen Behandlung, wie er sie beispielsweise dem Liebesbrief Christinens zu teil werden läßt, hergeben können. Noch am besten sind die Briefe Schwans genutzt, welche seine Heimkehr anmelden und um Aufnahme betteln, und ihre prognostische Commentierung durch den Chirurgus gelungen.

Überhaupt hat sich Kurz in der Verwertung der übrigen historischen Einlagen glücklicher gezeigt; zum Beweise dessen genügt es allein an das 29. Kapitel zu erinnern, das durch die mitgeteilten Proben aus Schriftstücken des Vogts, Amtmanns und Kreuzwirts die verschiedenen Kreise in Furcht und Hassen trefflich characterisiert. Darin liegt die starke Seite unsres Dichters und hiermit nichtzuletzt hat er bewiesen, daß der Roman trotz der historischen und literarischen Erbschaft, sein ausschließliches Eigentum sei.

Jene Kerngestalten in ihrer plastischen Deutlichkeit konnte er in keiner Vorlage finden, sie verstand nur ein Dichter so meisterlich zu formen. Im ganzen Roman gibt es kaum einen, den wir nicht leibhaftig vor Augen sähen und hinwiederum, wenn wir um eine genaue Personenskizze angegangen würden, wir könnten höchstwahrscheinlich schwerlich die gewünschte Auskunft erteilen, weil wir wohl das Wesen, nicht aber das Äußere uns gemerkt haben. Darauf legte indessen auch der Dichter nur geringen Wert. Ihm kam es darauf an, das Innere eines Menschen zu erschließen, und er wußte, daß es da nicht mit dem ausführlichsten Steckbrief, getan sein könne. Personenbeschreibungen sind daher fast durchgehends vermieden, was als ein nichtunerheblicher Fortschritt gegen die Jugendschöpfung gelten darf.

Indirekt, dafür allerdings ganz ausgezeichnet characterisiert ist dort nur Schiller, den Roller als Darsteller des Clavigo sieht, und dessen Leistungen er mit seinem Nachbarn bespricht. Die übrigen und zwar gerade die bedeutenden Personen wie Herzog Karl, Schu-

bart und Hannikel werden vom Dichter nach altem Herkommen beschrieben. Im „Sonnenwirt" tut er das nicht mehr.

Ansätze eines Charaktergemäldes finden sich nur beim Auftreten des alten Sonnenwirts, später[1]) fallen auch ergänzende Worte über den Sohn, und schließlich wird Christinens verändertes Aussehn nach ihrer Wiedervereinigung mit Schwan vom Dichter besprochen.

Den großen Fortschritt, den das Werk in der Hinsicht gemacht hat, verdankt es unverkennbar der descriptiven Charakteristik durch den Dialog. Die Vorzüge dieser Methode liegen am Tage. Dadurch, daß verschiedene Personen ihre Gedanken über ein ihnen gemeinsam bekanntes, aber in verschiedener Weise interessierendes Thema austauschen, Licht und Schatten, Liebe und Haß über denselben Gegenstand ausschütten, kommt ein so vielseitiges, anschauliches Bild zustande, wie es der Autor allein garnicht entwerfen konnte, wofern er nicht wider die gröbsten Wahrscheinlichkeitsregeln verstoßen wollte. Kurz hat auf diese Weise in Verbindung mit der direkten, in den Handlungen der Personen steckenden Characteristik eine ungefähr lückenlose Vollständigkeit erreicht. Wie reich ist die Zeichnung des Helden coloriert, zu der nicht allein die beiden Müller in ihrem Disput mit dem Fischerhanne oder nur die liebeleeren Anfeindungen der Stiefmutter, sondern auch die Amtmännin in ihrer versteckten Bewunderung und die zur Metzelsuppe versammelten Bauern beisteuern. Und ähnlich werden die übrigen Mitglieder der Sonne besprochen; Fehler und Einseitigkeiten der Behörden deckt für ihren Teil die dörfliche Neujahrsrunde auf, und der blonden Christine, deren Unzulänglichkeiten der Bräutigam nicht sah, der Dichter nicht sehen durfte, wird ihre Rivalin als Richterin bestellt.

Dazu kommt nun die objektiv wertvollere Eigen-

1) I, Kapitel 4.

charakteristik, welche die Personen uns durch ihre Worte und Taten an die Hand geben. Von ihren Handlungen kann in dieser Betrachtung abgesehen werden; umso größeres Interesse werden dafür ihre Äußerungen haben. Dem aufmerksamen, gar norddeutschen Leser muß da gleich eingangs ein fast untrennbares Nebeneinander von Rede und Reflexion als unwahrscheinlich auffallen. Friedrich Schwan erwidert dem Waisenpfarrer nicht etwa knapp und bescheiden, sondern bei aller Hochachtung und Zurückhaltung unterdrückt er kein einziges Mal ihm aufsteigende Bedenken, die er in seiner Philosophie breit ausspinnt. Und jener geht völlig unbedenklich, als spräche er mit seinesgleichen, darauf ein. Nur wer den süddeutschen Verhältnissen da gänzlich fremd gegenübersteht, kann das als Mangel an Wahrscheinlichkeit ansprechen. Aber er mag sich von Vischer, der in seinem berühmten Aufsatz „Dr. Strauß und die Wirtemberger" eine Fülle glänzender Beobachtungen über seine Landsleute niedergelegt hat, belehren lassen[1]): „Der Schwabe verhält sich in Rede, Gebärde, Ton offen und zutraulich, er geht sozusagen mit seiner ganzen Seele im Gespräch auf, es werden ihm immer zehn Naivitäten entschlüpfen, bis einem andern Deutschen eine .... bei dem Schwaben ist diese Ursache keineswegs geradezu in einer naturfrischen, kindlich bewußtlosen Unmittelbarkeit zu suchen, vielmehr in einer Neigung zur Innerlichkeit und Kontemplation, welche das Thema des Gesprächs tief in sich hereinnimmt und, während die Unterhaltung beweglich den Faden fallen läßt und an andern Gegenständen hinläuft, noch innerlich damit beschäftigt ist: nun platzt er auf einmal mit dem Resultate seiner Kontemplation hervor und gibt ein Pathos, eine Innigkeit des Interesses preis, welche die auf der Oberfläche spielenden Andern lächeln macht und allerdings nicht geradehin zu billigen ist". Der „Sonnen-

1) Kritische Gänge I, S. 19. 20.

wirt“ bezeugt aufs weitgehendste die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen. Ein gewisser Hang zum Metaphysischen ist in jedem Schwaben verborgen und äußert sich, wenn nicht besser, versteckt in der Rede des gemeinen Mannes als reflektierende Billigung oder Ablehnung einer vielleicht ganz alltäglichen Ansicht, wobei derlei Ausführungen gern an ein Sprichwort als kristallisierte Volksweisheit angeknüpft werden. Aber auch nach einer ganz andren Richtung hin ist aus den Gesprächen der Personen viel für ihre Gesinnung herauszulesen; hatte doch der Dichter noch die besondere Aufgabe, in ihren Reden Herkunft und Heimat zum Ausdruck zu bringen.

Um zuerst von dem gedanklichen Inhalt dieser ihrer Äußerungen zu sprechen, so umgibt die meisten Beteiligten in ihrem Denken und Wollen ein sie beengender unsichtbarer Kreis, der aber je länger je merklicher spürbar wird. Man fühlt sehr bald, wie da ein jeder nur sein Ziel vor Augen hat und ihm auf jegliche Weise nachjagt.

Der Sonnenwirt wünscht sich eine Posthalterei, zu der ihm die Heirat seines Sohnes mit einem angesehenen Mädchen verhelfen soll, die Frau sieht, wie sie die Wirtschaft am ehesten in ihren alleinigen Besitz bringt und den Fischer leiten bei all seinem Tun Haß und Gewinnsucht; Frieder strebt nur eine eheliche Vereinigung an, was Christine nicht minder sehnlich erwartet, bis dies Verlangen der wichtigere Kampf um den Besitz des Geliebten ablöst. Diese verschiedenen Triebkräfte klingen wie Leitmotive selbst in den neutralsten Reden durch und werden an entscheidenden Stellen in abstoßender Nacktheit kundgetan.

Zweitens aber hört man aus diesen Unterhaltungen und Auseinandersetzungen den Sprecher und seine heimische Art bis zu einem gewissen Grade heraus. Kurz zeichnet Schwaben und zwar, was wesentlich ist, schwäbische Bauern, deren Leben um hundert Jahre hinter ihm liegt. Vorweggenommen sei, daß er die Datierung

seiner Geschichte nicht an die Sprache im allgemeinen, nur etwa an die Sprechweise geknüpft hat: seine Leute reden, wie man sich auszudrücken pflegte als der Großvater die Großmutter nahm, daß sie aber gerade ein Jahrhundert früher lebten, mag man eher aus Taten und Gesinnungen herauslesen. Es ist nur Gewinn für die Dichtung, daß Kurz nicht auch die Sprache von 1750 zu einem Scheinleben erweckte, wie es ähnlich für zwei Jahrhunderte früher Hauptmann im „Florian Geyer" mit allzu minutiöser Genauigkeit getan. Eine grob dialektische Form wie 'zahmen' statt zusammen findet sich höchstens aus der Vorlage beibehalten und sieht dann das hochdeutsche Wort in der Klammer neben sich[1]). Öfter dagegen verrät sich das Schwäbische durch seinen Wortschatz, so wenn Frieder statt zwischendurch 'unterzwisperts' sagt[2]) oder der Alte dem Sohn ein nicht mehr mißverständliches „laß dir im Hirn verganten" an den Kopf wirft und durch ein „reis dich" die schnelle Aufforderung, sich aus seinen Augen zu heben, folgen läßt[3]).

Es war noch verhältnismäßig einfach, durch dialektische Färbung die Scene anschaulich zu dekorieren, bewundernswert aber bleibt, mit welchem erstaunlichen Geschick zur Darstellung gebracht ist, daß wir uns im Volke, unter Bauern aufhalten, die da in erbitterter Fehde wider einander rennen oder als gute Freunde sich Trost zusprechen. Kurz weiß genau, daß die Bildlichkeit der Sprache, die unter dem Einfluß der Kultur mehr und mehr verblaßt ist, beim Volke sein Heimatsrecht noch nicht eingebüßt hat, und er kennt dessen Gewohnheit, ihren Gedanken durch Sprichwörter und Redensarten oder auch euphemistische Verhüllungen Nachdruck, Tiefe oder spöttischen Witz zu verleihen.

Diese Eigentümlichkeit nun hielt er wie keiner

1) I, S. 161.
2) I, S. 75.
3) I, S. 137.

kraft seiner erstaunlichen Kenntnis in den Gesprächen seiner Figuren fest. Da unterläuft nicht etwa nur dann und wann ein volkstümlicher Ausdruck, sondern die Sprichwörter überstürzen sich geradezu, zwei, drei hintereinander werden eingeflochten und mit Vorliebe an den Schluß gesetzt, als sollte das Gesagte dadurch einen Anstrich von Authentie erhalten, und um entsprechende Antwort ist man nicht verlegen. Ein paar Belege mögen das veranschaulichen. Auf die Klagen seiner Frau über die Liebschaft Frieders antwortet der alte Sonnenwirt, der zur Zeit seiner Frau nicht recht geben möchte, trocken [1]): „Das ist seine Sache, Jugend will vertoben, man kann nicht nach allen Mücken schlagen, die Kuh muß auch dran denken, daß sie selbst ein Kalb gewesen ist“ und weiter „Wenn's einmal Frühling ist, so kann man nicht alle Kräutlein hüten, aber man muß davor sein, daß nicht der ganze Salat schießt; auch würd' ich mich dafür bedanken, nachher einen Schaden zu haben und noch einen Spott dazu“. Wenn die Sonnenwirtin das hier ruhig hinnimmt, so verschmäht sie an andrer Stelle durchaus nicht die Weisheit der Gasse, um ihre Meinung nur nachhaltiger auszusprechen, und darin stehn auch die Töchter nicht viel hinter ihr zurück. Der Familienrat am Neujahrstage, der sehr zum Verdruß des Alten just vor dem Essen das unausbleibliche Thema anschneidet, wetteifert geradezu mit sprichwörtlichen Wendungen [2]): „Ich möcht' nur wissen, mit was sie ihm's angetan hat!“ seufzte die Chirurgin, die bisher seine Lieblingsschwester gewesen war. „Pah!“ lachte der Krämer, „sie handelt mit kurzer War', und da beißt so ein Unverstand gleich an“. „Ja“, sagte seine

1) I, S. 80. Ähnlich der gleich erwähnte Wirri in Zschokkes Novelle am Schluß seiner Reden, z. B.: „Es gehen viele Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passiert niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren“.

2) I, S. 138.

Frau, „Schwarz ist auch eine Farb'". „Für den Liebhaber!" fiel die Sonnenwirtin ein, die eben wieder in die Stube getreten war. „Der Geschmack verbirgt sich nicht. Es heißt nicht umsonst: Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist. Diese Liebschaft bringt's einmal recht an den Tag. Da kann man wohl auch sagen: Hudel find't Lumpen, Hutsch find't sein Hätsch". Das ist jedoch auch kein unterschiedliches Charakteristikum für die Familie, sondern so reden sie sämtlich, vom alten Sonnenwirt angefangen bis herunter zu dem niedrigsten Gast beim „Beck" und der nicht mehr benannten Gesellschaft, wenngleich sich allen voran darin der Sonnenwirtle hervortut und mit seinem schier unerschöpflichen Vorrat allein schon alle Register zieht und damit selbst den um bildhafte Vergleiche nie verlegenen Meistersänger Wirri aus Zschokkes „Addrich im Moos" schlägt.

Eine weitere, ebenfalls den Bauern eigene Sonderheit ist die häufige Berufung auf die Bibel, die ihnen nicht nur als religiöses Buch am Herzen liegt, sondern auch ihre hauptsächlichste Lectüre ausmachtn. Auch diesen Zug hat sich Kurz nicht entgehn lassen, und wiederum ist seine Verwendung auf die verschiedensten Figuren verteilt [1]).

---

1) Den Hirschbauern, der an einer Ehe Friedrichs mit seiner Tochter zweifelt, erinnert die Frau daran, daß Boas die Ruth geheiratet habe, und ihrer Christine rät sie, wie die kluge Jungfrau dem Bräutigam entgegenzugehn. Magdalene gedenkt einer Stelle bei Jesus Sirach, um nachher den Vergleich doch wieder abzulehnen; der Fischer wird in seiner Erzählung vom Sonnenwirtle auf Esau geführt, die meisten Parallelen aber weiß Frieder, den gleich eingangs der Waisenpfarrer für recht bibelfest erklärt. Er wendet sie im Vergleich an, wenn er etwa die Freude des Pastors als etwas Unrechtes kennzeich nenwill, da er sich an dem Protocoll, „gewärmt" habe „wie König David an der jungen Dirne", oder zur Erklärung, wenn er seinem Weibe die Lebensnot fahrender Leute dadurch verständlich macht, daß er jene den Männern gleich setzt, die mit David vor Saul in die Höhle Adullam flohen.

Endlich haben wir der Naturschilderungen zu gedenken, die der Dichter um des wuchtigeren Eindrucks willen eingelegt hat. Seine selbstlose Freude an ihr spricht viel beredter und öfter aus den Zeichnungen von Schwarzwald und Alb, die in den „Heimatjahren“ stehn. Im „Sonnenwirt“ aber, wo vom ersten Wort an, das der Ludwigsburger Stockknecht spricht, alles Feindschaft atmet, scheint keine Zeit übrig, in Naturbetrachtung zu verweilen; Ebersbach, das uns fast für die ganze Zeit aufnimmt, wird in einem Satze abgetan: „Der Tag begann sich eben zu neigen, da breitete sich das Ziel ihrer Reise, ein beträchtlicher Flecken, in angenehmer Talweite zwischen den Anhöhen wohlgelegen, freundlich und heimatlich vor ihren Augen aus“ [1]).

Die übrigen wenigen Male aber, da der Dichter die Natur in den Kreis der Darstellung einbezogen, ist sie als Antagonist zu verschiedenen Zwecken herbeigerufen [2]). Ihren sommerlichen Reichtum schildert er, um von sattem Hintergrund die Armut der Liebenden greller abzuheben, die Nahct wird als Ruhespenderin gepriesen, um danach umso ausdrucksvoller die Nöte Frieders zu veranschaulichen, und ein abgrundtiefer Contrast tut sich vor unsern Augen auf, wenn Kurz die trauliche Ruhe eines Herbstabends auf dem Dorfe in geradezu homerischer Breite und mit demselben Behagen malt und gleichdarauf in diese scheinbar so friedfertige Welt zwei verlassene, flüchtige Menschen führt. Nicht minder großartig wirkt die Gegenüberstellung ein und derselben Gegend, die Kurz jetzt im überirdischen Glanz zweier Sonnen sieht, deren Abendschatten er hernach zerteilt, sodaß sein Held mit der veränderten Stunde den gewaltigen Unterschied zwischen seinen Begleiterinnen erkennen muß. So wird aus innigster Vertrautheit mit ihr die Natur seinen Menschen zum Symbol, das ihnen wie ein

---

1) I, 1, S. 21.

2) II, 27, S. 122. III, 32, S. 29; 34, S. 84 und 91: 37, S. 98 ff.

Leitstern vorausschwebt, und die mit den Unglücklichen trauert [1]. Die Characteristik seiner Personen aber ist damit zu einem festen Kreise geschlossen, dessen ebenmäßige Rundung ausdrückliche Bewunderung verdient.

Indessen würde es für geringe Einsicht zeugen, darum Mängel und Fehler des Werks verkennen zu wollen. Gerade auch die Gespräche, die nach den verschiedensten Richtungen hin lobend hervorzuheben waren, sind nicht gleichmäßig lebenswahr. Nicht glaublich dünkt uns, daß die Zigeunerin Christine um die Erneuerung des Menschen an Haut und Haaren weiß, die sich alle sieben Jahre vollendet [2], und gar zu sichtbar steht der gelehrte Dichter hinter seinen Figuren, wenn Schwan ein altes Rescript, dessen Jahreszahl er nur eben vergessen habe, kennt und ihm nach gleicher Motivierungstechnik ein Zigeuner, der „ein halber Gelehrter“ war, die gegen sie erlassenen Gesetze mitteilt [3].

Immerhin ist in diesen Fällen doch der Versuch, die historischen Tatsachen der Dichtung zu assimilieren, unternommen worden; viel unkünstlerischer mutet es an, wenn das Material um der Vollständigkeit willen beinahe zusammenhanglos aneinandergereiht ist. Kurz neigt dazu sehr. Er vergißt dann leicht, daß er an einer Dichtung schreibt und macht auf Strecken hin den Roman zum Vehikel seiner Überzeugung oder belädt ihn mit kulturhistorischer Fracht. Freilich ist den „Heimatjahren“ gegenüber im „Sonnenwirt“ auch hierin ein Abflauen wahrzunehmen. Dort lasen wir inmitten der Dichtung die fast historischen Abhandlungen über Herzog Karl, die Vaganten und den Roman Walter Scotts, die Kurz erst in der zweiten Auflage aus dem Zusammenhang gelöst und in den Anhang verwiesen hat. Derartige Einschübe also fehlen in dem zweiten Werk.

---

1) II, 28, S. 147.
2) III, S. 79.
3) II, 24, S. 69 und 27, S. 139.

Aber er hat es sich doch nicht untersagt über die Briefe Friedrich Schwans und seiner Christine rein kritische Bemerkungen hinzuzufügen, den wiederkehrenden Irrtum Frieders in der Datierung als etwas Historisches mitzuteilen und im gleichen Stil über die Bewohner des Ludwigsburger Zuchthauses zu referieren. Desgleichen hat sich Kurz nicht die Mühe genommen, die vom Sonnenwirtle erzählten Anekdoten in Dichtung umzuprägen.

Das sind vereinzelte Fälle, die dennoch hinreichen, um die Illusion zu zerreißen und das Verdienst des Dichters in den Augen des Lesers zu schmälern. „Allzugroßer Respect vor der historischen Wirklichkeit", wie Heyse das nannte [1]), ist dem Kunstwerk stets schädlich und wird überdies leicht als eine „mangelnde Verdichtung des Stoffes durch schöpferische Phantasie" empfunden, die Scherr schon in den „Heimatjahren" herausfühlte [2]). Wollte sich aber der Autor nur eines bekannten Kunstgriffs zur Erhöhung des realen Scheins bedienen, so muß man diesen Versuch als gescheitert ansehen, denn seine Geschichte mit ihren vielen gleichlautenden Untersuchungen und Verhandlungen verlangte eher eine breitere dichterische Umrahmung. Daß gar das 38. Kapitel vor der Kritik nicht bestehn kann, haben wir verschiedentlich ausgesprochen; Kurz selbst war sich nicht im Zweifel darüber, daß er nur eine ganz ungleichwertige, provisorische Zusammenstellung eingeschaltet habe. Wenn dann dieser Abschnitt nicht mehr ausgemerzt wurde, so lag das an den üblen Verhältnissen, nicht daran daß der Dichter seine Meinung geändert hatte. Nur Localpatriotismus kann selbst hier noch Vorzüge entdecken, und meinen, daß die „nüchternen Berichte" geradezu unerläßlich waren, weil „die blumenreichsten Worte" des Autors nicht ausgereicht

1) Vorwort S. XLIV seiner Ausgabe der Werke.

2) Poeten der Jetztzeit (Stuttgart 1844) S. 97.

hätten[1]); ästhetisch wird sich ein solches Urteil nicht aufrecht erhalten lassen.

Endlich noch wenige Bemerkungen allgemeinerer Natur über den Stil des Dichters im „Sonnenwirt". Vischer hat dem Schwaben nachgesagt, er besäße nur sehr wenig Beredsamkeit; „seine Rede ist kurz, arm an Wendungen und Phrasen, aber concret, anschaulich und trifft mit einem saftigen Bilde den Nagel auf den Kopf; darin liegt freilich das Talent zur höheren Beredsamkeit, dies ist aber keineswegs ausgebildet, der Schwabe muß schon warm und poetisch gestimmt sein, wenn es ihm fließen soll"[2]). Im ganzen und großen wird man das bei Kurz treulich bestätigt finden. Von schwungvoller Diction oder Eleganz der Rede ist so wenig zu spüren, daß vielmehr gerade die Schmucklosigkeit ihr Schmuck zu sein scheint. Kurz strebt bewußt nach schlichter Einfachheit in der Erzählung. Ob in Partien der Wehmut und dumpfer Trauer oder bei Schilderungen leuchtenden Frohsinns und behaglicher Zufriedenheit, nie wird es diesem kernechten Schwaben einfallen mit glatten Worten um den Beifall des Lesers zu buhlen; stets ist die Zunge nur dem Herzen untertan. Daher seine Vorliebe, Personen schon durch die Stimme zu charakterisieren oder doch ihre Stimmung durch den Ton im voraus anzudeuten. Die Figuren seiner Werke sind eben alle Kinder ihres Dichters, dessen Gefühl sich von gesellschaftlichem Zwange nie beengen ließ, sondern sogleich den Klang seiner Worte hell oder dunkel färbte. Und wie viel ließ sich nicht durch ein solches Kunstmittel der Charakteristik ausdrücken! Wie vorzüglich stimmt der näselnde Ton oder das respektfördernde Räuspern zu dem aufgeblasenen Wesen des Chirurgus, die gellende Stimme zu den unnachgiebig gehässigen Anordnungen der Stiefmutter, und verkündet nicht am besten das oft undefinierbare

1) Schön S. 70.

2) Kritische Gänge. S. 22.

Brummen des alten Sonnenwirts seine dauernde Unentschlossenheit, ob er auf Frau oder Sohn hören solle? In ähnlicher Weise wird fast jedesmal die Art, wie etwas gesprochen wird, herausgehoben und zwar geschieht das im Verlauf der Handlung so häufig, daß ein „sagte er munter“ und dgl. fast stehend wird. Christine fällt dem Sonnenwirtle bei der Bäckerin, wo er sie erst kennen lernt, durch ihr feines Stimmchen auf, und wenn Frieder seine Schwester auf ihre Zuverlässigkeit prüft, versichert er sich ihrer nicht durch seine Autorität, die sich in gewichtigem Aussehen verrät, sondern seine Worte sind von besondrer Stärke getragen und etwas Geheimnisvolles schwingt in ihnen mit. Ihm aber verrät folgenden Tags schon Magdalenens Stimme ihre ohnmächtige Einsprache gegen das Schicksal. Demnach ist es geradezu als Ausnahme zu bezeichnen, daß nirgends auf den Tonfall der Schettingerin Bedacht genommen ist; nicht mit einem lieblichen Organ umschmeichelt sie die Sinne des Sonnenwirtles, sondern ausholende, brennende oder wütende Blicke halten sein Blut in Wallung. Ähnliche Neigungen lassen sich in der geschlossenen Darstellung der Begebenheiten nicht wahrnehmen. In solchen Abschnitten scheint alles darauf gestimmt, in wenigen Worten möglichst viel anschaulich vorzustellen, weshalb ein oftmals kompliziertes Satzgefüge, das in der Hinwendung zur Subordination zuweilen an die Kleistsche Erzählungsweise gemahnt, nicht verwundern darf. Dabei stehen kurze Sätze durchaus nicht sporadisch. Sie sollen dann einen Bericht packender, dramatischer wiedergeben oder etwa die Aufregung anzeigen, was dem Dichter vollauf geglückt ist[1]). Indessen ist ihm diese Art der Dar-

1) Es sei nur an die alle Phasen der Situation aufnehmende Schilderung des seinem Mädchen nachschleichenden Frieders erinnert. „Er ging mit eiligen Schritten ans Ende des Fleckens, wo etwas abgesondert das Häuschen ihres Vaters lag. Seine Tritte hallten durch die Nacht. Er umging das Haus, aber kein Licht war zu sehen“ usw. W. V, 71.

stellung nicht eigentlich eigentümlich. Unter der Knappheit soll doch nie die Anschaulichkeit leiden, weshalb sich Kurz nie mit Andeutungen im Satze begnügt, welche die Phantasie des Lesers womöglich in anderer Richtung als vom Dichter gewollt weiterführen könnten. So heißt es also von den Bäffchen des Amtmanns und Pfarrers nicht bloß, daß sie ihre Unterredung begleiteten, sondern der Satz wird mit genauer Erklärung beschlossen: „indem sie, beim Sprechen von den Halsmuskeln in Bewegung gesetzt, taktmäßig über der Brust auf und nieder klappten"[1]). Ähnlich steht es, wenn Kurz statt charakterisierender Adjektiva, an denen es natürlich nicht fehlt, denen man aber keine besondere Eigentümlichkeit zusprechen kann, hie und da Relativsätze wählt, deren er sich überhaupt gern zur bestimmteren Begründung oder Differenzierung bedient[2]). Es entspricht das nur seiner gründlichen, peinlichen Genauigkeit, daher häufig die logische Begründung durch einen Satz mit „denn"[3]). So kann man seinen Stil eher nüchtern als überschwenglich nennen, und in der Tat ist er, im Gegensatz zur Redeweise seiner Figuren, auffällig arm an Metaphern und Vergleichen. Und wiederum mangelt ihm im rechten Augenblick nicht das wirkungskräftige Bild, das dem Leser die ganze dichterische Vorstellung greifbar vor Augen rückt[4]). Mit seinem Wortschatz ergeht es ihm nicht viel anders als den Figuren seiner Dichtung: wie jene sprechen, so schreibt er hochdeutsch, aber zuweilen entschlüpft ihm ein lediglich auf Schwaben

1) W. V, 59.

2) Wenn z. B. von Frieder, dessen Lage man genau kennt, gesagt wird, daß er klingende Beweise der Schwesterliebe nicht verschmähte, so folgt abermals in Relativparenthese „den der Vater sehr kurz zu halten für gut befand". (W. V, 63.)

3) Besonders am Eingang des 5. Kapitels.

4) So, wenn er von dem „versengenden Frost des Lebens" spricht (W. VII, 58) oder es heißt: Die Alte schoß aus dem Gärtchen in das Haus zurück, wie ein unheimlicher Nachtvogel". (W. V, 48.)

begrenzter Ausdruck, ohne daß er sich dessen als eines Idiotismus bewußt wäre [1]).

Am Ausgang dieser Einzelbeobachtungen mag noch ein Wort über die Gattungszugehörigkeit des Romans im Sinne einer allgemeinen Würdigung der Dichtung und ihres Dichters Platz haben.

Es wäre an sich nichts dagegen einzuwenden, wenn man das Werk als eine Dorfgeschichte größten Stils bezeichnen wollte, und man hat es in der Tat mehr als einmal bei der Arbeit des Katalogisierens in dieses geräumige Fach gesteckt [2]). Das aber ist natürlich nicht angängig, sofern wir mit dem Begriff „Dorfgeschichte" einen besonderen Sinn zu verbinden gewohnt sind; denn nicht jede Erzählung schlechthin, die sich auf dem Lande abspielt, pflegen wir so zu bezeichnen. Noch Scherr [3]) hatte den „Michael Kohlhaas" und die in Reutlingen lokalisierten Erzählungen von Hermann Kurz so aufgefaßt, was heute befremdet, da seit Auerbach und Gotthelf für uns die absichtliche Hervorhebung dieser Umgebung und des Neuen, Eigenartigen, das darin liegt, unbedingt dazu gehört [4]).

Diese Forderung ist durch die historische Entwicklung bedingt. Als Berthold Auerbach mit seinen ersten Schwarzwälder Geschichten hervortrat, ward er deswegen so stürmisch gefeiert, weil man des conventionellen Zwangs müde geworden war und die gesellschaftliche Blasiertheit selbst in der Literatur haßte. Nun

---

5) Kurz schreibt z. B. Öhrn für Flur, Gelte statt Eimer und braucht die oberdeutsche Form „Schupf", wo doch nur das niederdeutsche „Schuppen" Eingang in die Schriftsprache gefunden hat. Wo er sich der Suevismen bewußt wird, wie bei „Dote" und „rösch" setzt er die schriftdeutsche Bezeichnung in Klammern daneben.

2) So natürlich Lässer S. 73, der in seiner fast rein bibliographischen Darstellung das Werk nur als „Meisterstück der Characterzeichnung" zu rühmen weiß.

3) Reicher Bursch und armes Mädchen. (Ulm 1846).

4) Vgl. auch H. Fischer. Rückblick S. 131.

sah man sich mit einem Schlage zur Natürlichkeit zurückgeführt. Aber wie es bei Contrasten zu gehn pflegt, wurde die Natur zur Urwüchsigkeit, das gesunde, einfache Leben zur gesuchten Primitivität, und mit der bewußten Unterstreichung derartiger Tendenzen schlichen sich Fehler in Fülle ein. So besonders eine nebensächliche Auffassung der Handlung und des Conflicts sowie der Menschen, wie wir das ähnlich bereits in der Romantik erlebt hatten, freilich aus völlig entgegengesetztem Grunde: es war das erhabene Gefühl, der Unendlichkeit mit allen Teilen des eigenen Seins anzugehören, an keine Grenzen mehr gebunden zu sein. Da konnte den Romantikern die Darstellung eines in die erbärmliche Endlichkeit eingeschnürten Lebens mit seinem Kämpfen und Unterliegen nicht mehr genügen, auch hierin suchten sie die Verbindung zum All herzustellen und kraft der ironischen Verspottung liefen sie Sturm gegen die engen Schranken. So wurden die Schleusen der starren Form aufgezogen, und die Fluten ihres Witzes verschlangen das tragische Gebilde; der Lust am Spiel als dem Zwecklosen, Freien, gänzlich Ungebundenen ward nicht bloß ein größerer Raum zugestanden, sondern sie nahm vielfach überhand und das menschliche Streben erhielt einen Stich von Geringschätzigkeit. Man empfand es als etwas Überflüssiges, Philisterhaftes, und darauf stellte man die Schilderung ein: das spricht aus den grotesken Späßen Godwis zu Maria oder den Kämpfen, die Arnim und Hoffmann ihre Helden gegen Wurzelmänner und Wechselbälge ausfechten lassen.

Gerade das Gegenteil führte in der Dorferzählung zur Vernachlässigung ihrer Personen und zur pedantisch-peinlichen Beachtung des Zuständlichen, das zum Ideal erhoben wurde und mit dem Anspruch auf genaueste Wiedergabe der eigentlichen Handlung den Platz raubte.

Zugleich bedeutete hier der Wunsch nach harmonischer Übereinstimmung, nach Parallelität zwischen der allgemeinen Verfassung und dem einzelnen Fall

für die Novelle meist ein „glückliches Ende“. Ein vielleicht ungewollter Hang, die bäurischen Verhältnisse besser und reiner als die der Stadt zu gestalten, drückt auf die Wendung der Fabel; die poetische Gerechtigkeit scheint eine Belohnung der braven Leute zu erheischen, sodaß sich die Hauptpersonen in einer sonst garnicht verständlichen Weise demütigen, als spürten sie die Härte der ihnen zugemuteten Bedingungen überhaupt nicht. Diese Schiefheiten kann man an Ranks „Hooferkätchen“, Auerbachs „Barfüßele“, besonders gut aber an Meyrs Rieser Erzählungen studieren, der fast alle seine Dorfschönen, die Annemarie und Regine, Christine Glauning, die Lehrersbraut, und natürlich auch die Gret („Ende gut, alles gut“) an den gewünschten Mann bringt, in einer Erzählung aber wie dem „schwarzen Hans“, die dem tragischen Ende nicht aus dem Wege gehn kann, offensichtlich mit zagen Händen zugreift.

Für die Vernachlässigung der inneren Charakterisierung zugunsten äußerer Beschreibung bietet Scherr ein drastisches Beispiel in seiner oberschwäbischen Bauerngeschichte „Reicher Bursch und armes Mädchen“[1]. Von vornherein sind da die Gegensätze stark herausgearbeitet: der Erzähler strebt von Paris kommend einem abgeschiedenen schwäbischen Dorfe zu. Kurz vor seinem Ziel hält er noch einmal Rast, und da begegnet er nun den Bauern, deren Geschichte er im Folgenden berichtet, die er aber zuerst nach ihrer Kleidung aufs genauste beschreibt.

Alle diese Verkehrtheiten zeitigte die falsche Auffassung, daß der Absicht poetischer Wirkung noch andre Zwecke, wie zur Kenntnis des Volkes, seiner Denkweise

---

1) Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die fünf Jahre später erschienene Novelle Otto Müllers: „Der Tannenschütz“ nach Art der Anlage sowohl wie inhaltlich der Erzählung Scherrs bedenklich nahe steht.

und Sitten beizutragen, angeschlossen werden könnten[1]). Mag man durch die Schilderung des Bauerntums auch auf die Frage der Volkserziehung Lichter werfen, mag man geistige Scheidewände, die unleugbar zwischen den gebildeten Klassen und den Landleuten bestanden haben und zum Teil noch bestehen, niederzureißen, einseitige Begriffe aus der Welt zu schaffen suchen, so darf es doch immer nur indirekt geschehen, nie mit der plumpen Absichtlichkeit, die das Kunstwerk zu einem Organ der Propaganda herabwürdigt.

Zu all diesen Fragen nimmt Hermann Kurz keine Stellung. Weit davon entfernt, das Heil der Menschheit bei den Bauern zu suchen, empfindet er allzu stark die drückende Luft in ihren Hütten, die kein Gedeihen, kein Ausreifen des Menschen zuläßt, und hat dashalb umso eher ein absichtliches, leicht aufdringlich wirkendes Detail glücklich vermieden, obgleich es an präzisester Wiedergabe der kleinsten Einzelheiten nicht fehlt. Die Art indessen, wie er die Dinge schaut und handhabt, ist eine andere. Kurz geht ursprünglich von der Darstellung eines Menschenschicksals aus; aber da er einen Konflikt gewählt hat, dessen völlige Entladung nur durch den Unverstand der Umgebung seines Helden möglich wird, muß er auch diese Zustände berücksichtigen und schildert sie in aller Breite und Ausführlichkeit.

Und doch ruht ein anderer Glanz über dem Ganzen als über ähnlichen Partien der Dorfgeschichten. Das kommt daher, daß Kurz mit diesen Verhältnissen von Jugend auf vertraut, ja verwachsen ist, sie, nicht die städtischen sind ihm das Gegebene, daher denn das Gegensätzliche nicht mit aller Schärfe ausgedrückt ist. Bei Auerbach und Meyr klingt oft die Stimme des Interpreten, zuweilen sogar des Impresarios durch, der jedes Teilchen mit seiner Erklärung begleitet und anpreist;

---

1) Meyr, Erzählungen aus dem Ries. Vorwort S. VIII. (Ausgabe von 1856).

Kurz dagegen erzählt vor Eingeweihten, denen er nur von diesen Dingen spricht, weil sie zur Begründung der berichteten Vorfälle gehören, überall aber spürt man die gänzliche Hingabe des Dichters, die Konzeption auch während der Produktion durch, wo bei jenen nur verstandesmäßige Helle über ihren Ausführungen liegt. Dadurch kommt wirklich eine unlösbare Verknüpfung seiner Personen mit dem ländlichen Milieu zustande und, was nicht der schlechteste Gewinn ist, man wird durch die Tatsachen zu der Überzeugung gebracht, daß hier die tragische Fallhöhe nicht geringer sei als in Dichtungen anderer Problem- und Stoffkreise.

Denn es ist nicht wahr, daß, wie Prutz meint[1]), die Dorfgeschichte nur eine untergeordnete Gattung bilden könne und ihrer Natur nach auf die Anekdote, das engumrahmte Genrebild angewiesen sei. Auerbach hatte zweifellos mit vielen seiner Novellen zu so irriger Ansicht beigetragen, wiederum ihn allein mit seinem „Diethelm von Buchenberg“ widerlegt; nun tat es auch der von Prutz mit keinem Wort erwähnte Kurz mit seinem „Sonnenwirt“.

Es ist für die Beurteilung der Dichtung nicht müssig, bei diesen beiden Meisterwerken ihrer Art einen Augenblick vergleichend zu verweilen.

Beidemal ist die Entstehung des Verbrechens in seinem allmählichen Reifen dargestellt worden[2]), und darin liegt eine gewisse Ähnlichkeit. Die große Verschiedenheit aber, die durch die Charaktere bedingt ist, darf man darüber nicht vergessen, Diethelm und Friedrich Schwan haben in ihrem Wesen nichts mit einander gemein.

Einmal emporgekommen, ist Diethelm in seinem Charakter unverändert: er ist herrisch und stolz bis

---

1) Die deutsche Literatur der Gegenwart. (Leipzig 1859.) Bd. II S. 242.

2) Vgl. Kurz' Werke I S. XXIII.

zum Äußersten, und aus diesen zwei Eigenschaften begreift sich seine ganze Handlungsweise. Wenn er seine Verwandten unterstützt, seiner Nichte die Aussteuer verspricht und kleinen Händlern ihre Ware abnehmen will, so spiegelt sich darin weniger Herzensgüte als das lockende Wohlgefühl, bewundert und verehrt zu sein. Darin zu schwelgen gehört zu seinen Lebensbedingungen, ist ihm zur zweiten Natur geworden, und deswegen würde er am liebsten Wagen und Pferde mit in die Gaststube nehmen, um den Leuten stets gegenwärtig zu halten, wer er sei. Der bloße Gedanke, am Ende seiner Tage in Not zu kommen und wieder laufen zu müssen, ist ihm entsetzlich. „Guck, ich mein', ich geh knietief im Boden, so schwer wird mir's. Wenn ich soweit runterkäme — nein, es darf nicht sein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf stürzt mit mir", sagt er zu seiner Fränz [1]). „Wenn ich niemand mehr was schenken könnt' — lieber möcht ich gestorben sein".

Von hier aus versteht man, wie ihn die leichteste Wendung seiner Verhältnisse wenigstens gedanklich auf unrechte Wege bringen muß. Ein jeder ist von der Unfehlbarkeit seines Tuns überzeugt, weiß, daß dem Buchenberger nichts passieren kann, und anderen Gerüchten ließe sich durch leise Andeutung der Wahrheit, an die keiner glauben würde, sofort der Boden entziehen. Das alles rechnet sich Diethelm haarscharf aus und darauf baut er schon bei der ersten ungünstigen Spekulation, zu der er sich hat verleiten lassen, seinen Plan. Ungern nur, aber darum nicht minder bestimmt, macht er sich klar, daß ihn nie ein Unglück zu treffen wisse, davor würde ihn immer die hüllende Maske seines Renommees bewahren. Dieser Gedanke huscht zum ersten Mal über seine Seele, als er von dem Versicherungsagenten Gäbler hört und zagend nur spinnt er ihn weiter, dennoch ist

1) Schwarzwälder Dorfgeschichten, IV S. 39. (Schriften Bd. 9 ff. Stuttgart, Cotta.).

die Entschlußfähigkeit von Anfang an da, wie etwa auch Fritz Nettenmair in Ludwigs Meisternovelle „Zwischen Himmel und Erde“ in seinem immer heller auflodernden Haß nur die notwendigen Abschnitte seiner ersten verächtlichen Tat durcheilt. Dort die alles verdrängende Herrschsucht, hier die blinde, neidische Leidenschaft, die es unmöglich macht, die volle Tragweite zu übersehen, wenngleich mit dem Plan selbst auch der schlimmste Ausgang bedacht sein muß.

Auerbach hat es ausgezeichnet verstanden, dieses gleichzeitige Aufgreifen und Abwehren der teuflischen Idee zu veranschaulichen, er ließ der Ironie ihr Spiel, die den stolzen Bauer von allen Seiten packt: Gäbler hofft, daß Diethelms Beitritt zur Versicherung ihm neue Kunden im Oberland verschaffe; die eigene Frau zögert mit dem Feueranzünden in der Erwartung, daß er es tun werde, und schließlich zeigt dem Angstgepeinigten der Wirt der „kalten Herberge“, welche Vorteile ihm aus dem Brande erwachsen seien. Diese Episoden sollen sein Innerstes erschließen und tragen wirklich zu jener Verruchtheit bei, die Hebbel, der die Geschichte „mit Ekel“ gelesen hatte, daran verdammte [1]).

Sehen wir uns danach den Sonnenwirtle ebenso genau an, so muß man einen ganz anderen Eindruck von ihm erhalten. Auch er ist nicht frei von herrschsüchtigen Gelüsten, aber sie füllen seine Seele nicht aus: Gutmütigkeit und eine angeborene Offenheit teilen sich mit darein. Aller möglichen Dinge macht er sich schuldig und sucht sie kaum zu verdecken, denn er ist noch das richtige Kind, das nichts mit Bedacht tut und auch die Strafe seiner Streiche nicht scheut. Ebenso liegt seinen Übergriffen der finstere Rachegedanke fern: nur Vergeltung sollen sie sein für ihm zugefügtes Unrecht, und damit ist für ihn alles wieder im Lot; erst als ihm der Fischer ernstlich nach dem Leben trachtet, glaubt er seine Wut nur noch im Blute jenes Feindes kühlen zu können.

1) Bettelheim S. 245.

Es kann keinem Bedenken unterliegen, daß Kurz diesen Eindruck von Schwan erst aus den Akten gewonnen hat. Auch in dem Vaihinger Protokoll stand Schwan zerknirscht und hüllenlos vor seinen irdischen Richtern, weil er sich dadurch am besten auf den himmlischen vorzubereiten meinte. Daß Kurz daraus eine zweifellos zu günstige Meinung von Schwan heimgetragen hat, tut nichts zur Sache, uns interessiert nur das Resultat, das von dem Auerbachs sich grundlegend unterscheidet. Der ist in der Geschichte Diethelms von Buchenberg ein objektiver Beobachter, der in strenger Sachlichkeit jede Regung und Äußerung dieser schwarzen Seele vermerkt. Kurz entwickelt sich im Laufe seines Werks immer mehr zum Verteidiger des Sonnenwirts, der auch auf dessen Fehler aufmerksam macht, nur um sie zu entkräften oder aufzuheben.

Ursprünglich hatte das nicht in der Absicht des Dichters gelegen; zunächst reizte ihn lediglich die Absonderlichkeit der Fabel, die seinem Können nach mehreren Seiten hin lockende Aufgaben stellte. Nicht allein der Charakter Schwans bot ihm mannigfache Angriffspunkte, ihn interessierte auch das Zentrifugale, wie er es nannte, das in dem Verhältnis der beiden Christinen zu einander und zu Schwan lag, vor allem aber die verführerische Aussicht, einer anders gearteten, teilweise trüberen, aber in gerade diesem Hell-Dunkel problem- und spannungsreicheren Epoche aus der Vergangenheit Schwabens durch seinen belebenden Odem eine neue Gegenwart zu schenken.

Da eröffneten ihm die Akten andere Perspektiven. Er empfand das Unrecht, das Schwan erduldet hatte, zu stark nach, als daß er um der größeren, mehr kulturhistorischen Aufgabe willen daran vorübergehn konnte, und mit raschem Entschluß überwand er ein neues Dilemma: dem Menschen Schwan sollte seine Dichtung geweiht sein.

Nochmals schauen wir von hier auf den „Diethelm“

zurück und erkennen erst jetzt den einschneidenden Unterschied zwischen beiden Werken: Auerbach löste ein psychologisch reizvolles Problem in kunstvoller, großartiger Weise, aber durchaus im Rahmen der Literatur; gerade die von Hebbel zu Unrecht als ausgeklügelt gerügten Spitzfindigkeiten Diethelms beweisen uns, daß jene Figur nicht in der Freiheit des Lebens, sondern in der Gefangenschaft der Literatur geboren sei. Kurz dagegen behandelte eine rein menschliche Angelegenheit, die er um des größeren Eindrucks willen in lautere Poesie wandelte.

Daher denn auch die scheinbar zu milde Grundauffassung. Wie man bei einer Plastik, die auf hohem Postament ruht, die einzelnen Maße vergrößert und besonders hervorstechende Teile vergröbert, um sie von der Erde aus in richtigem Verhältnis zu schauen, so wähnte Kurz — nicht immer richtig — in seinem Roman verfahren zu müssen, wenn er in der Vorstellung des Lesers das rechte Bild von Schwan erstehen lassen wollte. Darum ergriff er selbst einige Male das Wort zur Erklärung seines Charakters, wobei seine Ausführungen mehr als einmal den Ton des Plaidoyers hart streiften.

Weit häufiger noch hat Kurz, für den Leser unmerklich, an den Tatsachen gereckt und gedehnt, ausgelassen und hinzugesetzt, um der Fabel die Härte der historischen Wirklichkeit zu nehmen. Da ist sein erster Diebstahl mit dem Entschluß in die Fremde zu gehn motiviert, Frieder gerät über seine Ohnmacht, dem Zigeuner zu helfen, in einen Wutanfall und bezeichnet in ähnlicher Großmut die Rettung des Herzogs als bloße Christenpflicht. Auch sein Verhältnis zu der ersten Geliebten ist idealer wiedergegeben, wenn Frieder froh ist, endlich dem Konvent seine Liebschaft mit Christine Müllerin bekennen zu können, und die abstoßende Wahrheit, daß er ihr völlig entfremdet war, verbirgt sich hinter hochfliegenden Plänen, die er mit seinem Weibe kurz vor ihrer Gefangennahme schmiedet.

Jede Gelegenheit nimmt Kurz so zur Verteidigung und Entlastung seines Klienten wahr; die unscheinbarsten Reden dienen da seinem Vorhaben, und je neutraler sie klingen, desto mehr wirkt er durch sie. Ich denke an die ergreifende Bemerkung Frieders in der Wirtshausdebatte am Silvesterabend; es könne unmöglich Geister geben, sagt er, weil ihm sonst seine selige Mutter erschienen sein müsse. Kurz wies dadurch fein auf den für Schwan besonders empfindlichen, ja wirklich unersetzlichen Verlust hin. Und zum Schluß kleidet er diese ganze Tragödie einer verkehrten Erziehung, die damit freilich zu einfach formuliert ist, in das schöne, wie dem gebrochenen Vater so uns unvergeßliche Bild von dem jungen Schößling, den der Gärtner vernachlässigt habe: weder sei ihm die notwendige Stütze zu teil geworden, noch habe man seine Äste zur rechten Zeit verschnitten.

Auf diese Weise strömt aus den verschiedenartigsten Ventilen pulsendes Leben in die Dichtung, ohne daß die Darstellung darum zur poetischen Biographie herabsinkt, im Gegenteil erhält diese Mannigfaltigkeit nicht allein die Teilnahme am Helden rege, sie erweitert auch die Geschichte dieses Räubers zur „inneren Welt eines Menschen aus dem Volke“.

Daher hatte Isolde Kurz recht, wenn sie den Heyseschen Vergleich der Dichtung mit dem Kleistischen „Kohlhaas“ ablehnte. Das Problem, das diese Erzählung behandelt, ist ein ganz anderes, viel spezielleres als das des Romans. Dort hatte Kleist den fast logischen Beweis geführt, daß ein Mann vom Schlage des Roßkamms, dessen Rechtsgefühl „einer Goldwage glich“, unter den gegebenen Umständen zum Räuber und Mörder werden mußte. Kolhaas ist in allen seinen Untersuchungen so makellos, seine Handlungsweise bis zu seinem Brief an Nagelschmidt so einwandfrei, daß selbst sein Dichter in jener blutigen Selbsthilfe noch keine tragische Verschuldung zu erblicken vermochte und ihn zur Rechtfertigung seines Todes vor dem Tribunal der Poesie mit

Überhebung und Größenwahn schlug [1]). Der historische Hans Kohlhase war kein so rechtschaffener, fehlerfreier Mensch wie der Kleistische Michael Kohlhaas, während umgekehrt Friedrich Schwan in seiner Leichtfertigkeit und bis zum Sadismus gehenden Roheit sich dem Typus des geborenen Verbrechers bedenklich näherte, Kurz hingegen sein Leben für die Dichtung so formte, daß es mit seinen Lichtern und Schatten, seinen Ehrenzeichen und Schandmalen ein Gleichnis sei, in welchem jeder sich als gut und böse erkennen sollte [2]).

Das bestimmt die Stellung des Romans zur Erzählung Kleists, weist ihm überhaupt seinen Platz in der Literatur an. Was die geradezu vorbildliche Durchführung des Konflikts und die künstlerische Geschlossenheit betrifft, so wird sich der „Sonnenwirt“ mit dem „Kohlhaas“ nicht messen können; wenn wir aber den Schwerpunkt auf den Gehalt der Dichtung verlegen und den „Sonnenwirt“ lediglich der Gattung der Dorfgeschichte in ihrer Gesamtheit gegenüberstellen, wird ihm sicherlich der Preis zufallen, weil er ihre Vorzüge mit der ganzen Richtung, daneben aber sich über die angestammten Grenzen mächtig ausdehnt.

So ist das Resultat ein doppeltes: Kurz gab im „Sonnenwirt“ einmal die erste vollständige und wirkungstiefe Nacherzählung der Geschichte vom Verbrecher aus verlorener Ehre, welcher Schiller ihr literarisches Bürgerrecht verbrieft hatte. Seit Kurz wissen wir, daß dieser Ehrenbrief zu Recht ausgestellt ist. Denn ob wir gleich die traurigen, aber zu alltäglichen Ereignisse aus dem Leben Schwans im Umriß und in manchen Einzelheiten längst kannten, schließlich galt doch auch von ihnen, was der Kurzische Schiller im Gespräch über den „Wallenstein“ äußert [3]): „Ein Historiker schreibt guts muts dem andern nach, aber an den lebendigen Quellen fehlt es

1) Pniower, Dichtungen und Dichter., (Berlin 1912), S. 208.
2) Kurz, Sonnenwirt III S. 133.
3) Schillers Heimatjahre, 1. Auflage, S. 545.

ganz, und was nützen uns die Tatsachen, die wir kennen, so lang die Zeugen ihrer Beweggründe in den Archiven liegen?" Sie hat er aus den Archiven sowohl wie aus seinem überquellenden Empfindungsreichtum herbeigerufen und uns daraus den prächtigen armen Burschen modelliert, der uns trotz seiner Untaten bemitleidenswert bleibt. Daß dieser kernechte Schwabe, der, wie der Dichter einst seine Landsleute charakterisiert hatte[1]), gleichfalls „zart und schroff, zutraulich und stutzig, bequem und unmäßig, erfinderisch und ungeschickt" ist, an dem „versengenden Frost des Lebens" zugrunde gehn mußte, wir haben es erst durch Kurz so recht einsehen gelernt.

Daß wir es konnten, ist das andere Verdienst des Dichters. Ihm danken wir den weiten Horizont, der nicht die wenigen Lebensjahre Schwans ängstlich absteckt, sondern den ganzen Zeitraum nüancierend und charakterisierend mit einbegreift. Nicht vom vereinzelten Gipfel, von jedem Punkt des Weges halten wir Ausschau ins offene Land und verfolgen die messerscharfen Züge jenes Säkulums, an denen sich der dünne Lebensfaden eines Sonnenwirtles zerreiben mußte. Diese Wechselbeziehungen hatten wie selbstverständlich jene wundervoll gelungenen Kulturschilderungen im Gefolge, die statt einer inhaltsleeren Begriffswelt uns den blühenden Garten volkstümlicher Sitte und Gewohnheit hinzauberten. Wiederum leiht das dem Werk sein historisches Gepräge, und indem so Zahn um Zahn der verschiedensten Räder genau ineinandergreifen, entsteht jene unlösbare, wirklich vollkommene Verschmelzung des psychologischen mit dem kulturhistorischen Roman, die Isolde Kurz der väterlichen Dichtung nachgerühmt hat.

Darin liegt die bedeutungsvolle Leistung, die auch durch die häufige und zuweilen starke Anlehnung an die Quellen nicht geschmälert wird. Freilich tun sich uns

1) Schwaben wie es war und ist S. 376.

mit der Erwähnung der Vorlagen auch die Grenzen von Kurz' dichterischem Vermögen kund.

Er ist ein Dichter kraft seines unendlich feinen Mitgefühls, das ihn noch richtig leitet, wenn sich für andere der Blick dem Auge längst verschlossen hat. Dann waltet er seines Amtes. Denn nun überbrückt er diese Kluft zu den blinden Alltagsmenschen hin vermöge seiner reichen, ihm rasch gegenwärtigen Erfahrung, die ihm hilft, wenn nur leichte Assoziationen von außen an Parallelempfindungen bei ihm gerührt haben[1]). In seiner Dichtung vermitteln ihm die Quellen diesen ihm fast unerläßlichen Anstoß, was im Lauf der Untersuchung des öfteren gezeigt werden konnte.

In dieser Erkenntnis dürfen wir ein Hauptresultat der Arbeit feststellen. Obwohl Spezialuntersuchung, setzt sie uns in den Stand, Kurz' dichterische Qualitäten genau zu beurteilen, denn vom Gipfel seines Hauptwerkes können wir über das ganze Reich seiner Dichtung Ausschau halten. Und da sehen wir denn, daß die Art seiner Begabung sich kaum je geändert hat, nur in seiner Erzählungskunst scheint Kurz reifer geworden zu sein. Schlicht, ohne nüchtern zu sein, prägnant, ohne doch mit der Spitze der Hyperbel zu ätzen, fließen die Sätze ruhig und ohne nennenswerten Bilderschmuck, und trotzdem klingt aus diesen Worten ein trauterer, innigerer Ton hervor, als er ihn der Geschichte Rollers zu leihen vermocht hat, die ungeachtet der leuchtenderen Farben nicht diese Wärme ausstrahlt.

1) Aus seiner Jugendlektüre berichtet Kurz, daß einmal „die Stelle vorkam: „Eine laue Sommernacht brachte uns zum gleiten". Nun standen mir alsbald unsere Winterfreuden vor Augen, „das Schleifen" auf dem Eise und die Fahrten von den umliegenden Anhöhen . . ." (Werke XI S. 30). Genau so blieb es sein ganzes Leben lang, wo für seine Erfindung oft ein einziges Wörtchen unentbehrlich war. Hier darf auch daran erinnert werden, daß die Schilderung des fliehenden Gewitters einem Erlebnis entspricht, das damals 17 Jahre zurücklag. Vgl. Brief an Mörike vom 2. September 1837 (Bächtold S. 47).

Anders steht es um die Erfindung in den beiden Dichtungen: hierin wird sich schwerlich ein merklicher Wandel nachweisen lassen. Wenn den Heimatjahren kein überlieferter Stoff zugrunde liegt, so ist dafür schon das Schema von Scott abgesehen, und für die Ausführung dieses Kanevas sind gewiß nicht weniger Bücher als für den „Sonnenwirt" nötig gewesen[1]). Ein ganz ähnliches Verhältnis scheint in den Novellen und Erzählungen obzuwalten. Nur wo Kurz auf eigenem Boden stand, wo ihm, wie er das in anderem Zusammenhange einmal ausdrückt[2]), das Heimatgefühl eine Quelle der Dichtung geworden ist, sind seine Geschichten auch im Thema selbständig, wofür etwa die in Reutlingen angesiedelten Dichtungen, ferner das „Wirtshausgegenüber" und die „beiden Tubus" Zeugnis ablegen. Entfernt er sich dagegen von der Scholle und dünkt uns seine Phantasie auch in andern Ländern und Zeiten begütert, so wird man bei näherem Zusehen bald den Trug gewahr werden und mit der Entdeckung eines alten Volksliedes, Schwankes oder dem Bericht einer Chronik den Hermann Kurz wieder erkennen, der uns in den Romanen so greifbar nahe stand.

Aber daraus macht er ja auch kein Geheimnis, selbst wenn nicht jedesmal die Quelle genannt ist; denn in erster Linie spricht doch wohl Kurz selbst, wenn sein Schiller meint, daß „auch der Dichter eines Anhaltspunktes für seine Erfindungen" bedürfe[3]). „Er hat überhaupt nichts Andres zu tun als den Geschichten der Menschheit, mag er sich nun einen kleinen oder großen Kreis schneiden, ihr Inneres, ihren Geist auszusaugen. Das ist mehr als erfinden, was man so gewöhnlich Erfinden heißt, denn die Geschichte, ausführlich überliefert und wesentlich aufgefaßt, ist poetischer als die Lyra".

1) Vgl. Brief an Schwab 12. Oktober 1841: „Schäffer ... liegt bei den Hauffen von Büchern, welche auf das Schicksal Rollers warten".

2) Werke XI S. 36.

3) „Heimatjahre" 1. Auflage S. 545.

Leider ist die Behauptung für die „Heimatjahre" so wenig wie für den „Sonnenwirt" gewürdigt worden. Zwar hat man ihr nicht widersprochen, aber sie ist auch nicht anerkannt und es ist kein Nutzen daraus gezogen worden. Hätte man es begriffen, daß der Dichter der Geschichte des Sonnenwirts ihren Geist auch ausgesogen und ihn mit dem seinigen vereint in seinen Roman hat strömen lassen, wäre mit einem Worte diese Leistung nicht unbelohnt geblieben, so hätte gewiß seine Entwicklung noch einen andern Verlauf genommen; denn dann wären ihm auch jene nun von neuem sich einstellenden Kampfjahre um den bloßen Unterhalt erspart geblieben. Zu dünn aber waren die Stimmen der Freunde, die seinen Roman bewunderten, zu schwach das Echo im Publikum, das die wenigen anerkennenden, Kurz gerecht werdenden Zeitungen erweckten.

Wie Kausler und Adelbert Keller sich geäußert haben, ist uns leider nicht überliefert, doch haben wir bei ihnen keinen Grund das vollste Verständnis für Dichter und Dichtung in Zweifel zu ziehn. Auerbach, der seinem Vetter Jakob gegenüber die Anlage des Romans als unglücklich bezeichnet und sie, zu optimistisch für sich, seinem „Dichter und Kaufmann" verglichen hatte, pries doch die Charakteristik, „wenn sie auch die rohen Mittel zu wenig verschmähe" [1]. Wenn er den „Sonnenwirt" in einem Brief an Heinrich König auch als echten Volksroman rühmte [2], so wird er das nicht besonders unterstrichen haben; jedenfalls drang von solchen Urteilen befreundeter Dichter nichts in die Öffentlichkeit.

Auch D. Fr. Strauß, der während der Arbeit öfters auf Fortführung gedrungen und sich recht interessiert

1) Briefe an Jakob Auerbach, (Frankfurt 1884), I, S. 96; vgl. auch S. 95. In seinem Urteil über den Verstorbenen II S. 175 ging er darauf nicht mehr ein.

2) Bettelheim: Zu Ehren von Hermann Kurz (Beilage der Allgem. Zeitung, 30. Nov. 1893), S. 3.

gezeigt hatte, schwieg jetzt, und wenn er geredet hätte, wären seine Worte dem Autor kaum erfreulich gewesen. Nach dem Tode des Dichters nämlich hat er seine Ansicht einem Briefe an Rapp anvertraut. Darin nannte er die beiden ersten Kapitel „Meisterstücke einer Exposition, eine psychologische Grundlegung", die Fortsetzung dagegen wurde mit dem Epitheton „höchst unerquicklich" rasch abgetan [1]).

So schwiegen die besten, und wenn sich sonst einer von den Freunden für den Dichter einsetzte, geschah es im engsten Kreise, und hatte darum keinen äußeren Erfolg, von dem für Kurz so gut wie alles abhing. Daß der Verleger sich so eifrig um ihn bemühte, konnte den Dichter wohl erfreuen, aber ihn nicht dafür entschädigen. daß es Kritik und Publikum an ihrer Unterstützung fehlen ließen, und wenn sich wirklich eine begeisterte Zustimmung aus dem Leserkreise, wiederum durch Vermittlung Meidingers, zu Kurz hin verirrte [2]), so war ihm damit

1) Briefe, ed. Eduard Zeller (Bonn 1895), S. 559.

2) Eine Magdeburger Dame schrieb an den ihr bekannten Verleger: „Der Sonnenwirt hat für mich und meinen Mann das größte psychologische Interesse gehabt von allen sechs Romanen, namentlich mein Mann der liest und liest wieder und wird nicht fertig! Der Eindruck war mir zu überwältigend und ich konnte nicht lange hintereinander lesen! Die kräftigste Naturwahrheit allein kann eine Wirkung äußern wie ich sie beim Lesen des Buches empfunden. Kurz ist Dichter im echten Sinne des Wortes, und hat man seine Kost verdaut, so mag man alle Poeten unserer Zeit (ihr Buch) nur noch mit Glacéhandschuhen anfassen und sie unter einem feinen Battisttaschentuch mit mille fleur getränkt lesen, damit Kraft- und Saftlosigkeit auch außerhalb gewürdigt werden". Diesen verständigen und sie ehrenden Sätzen folgt leider auch eine recht weibliche Ansicht: „Aber so wahr und treu nur Kurz jeden einzelnen Tritt seines Helden uns wiedergibt, daß wir ihm willenlos selbst zu einem Verbrechen in Gedanken folgen könnten, so begreife ich den Dichter nicht, der mit so unendlicher Liebe an seinem Helden hängt — oder besser: ich begreife diese Liebe nicht, daß sie von ihrem Rettungsmittel, dem einzigen, der Dichtung nicht Gebrauch macht und ihn am Schluß sich selbst, seinem Kreis und den Lesern keine Versöhnung finden läßt?" Mehr

um nichts geholfen, solange nicht die Zeitungen gleiche oder ähnliche Urteile ausgesprochen hatten. Die blieben nun zwar nicht aus, aber sie standen gar zu vereinzelt, um eine Suggestion auf das kaufende Publikum auszuüben. Nachdem im November die Kritik „sich überhaupt noch nicht geregt" hatte, wie der gute Meidinger vertröstend schrieb, trat im Dezember das „Morgenblatt" mit einer größeren Besprechung hervor[1]), worin aber hauptsächlich Art und Auffassung der Schillerschen Novelle auseinandergesetzt wurde. Als dann der Verfasser jenes Aufsatzes nach einigen unterscheidenden Merkmalen beider Dichtungen endlich den Übergang zu Kurz gefunden hatte, versah er es mit den Räuberszenen, die er im Gegensatz zu den Schillerschen gar als humoristisch zu bezeichnen wagte, und schloß mit der Meinung, daß der Dichter sich besser einen andern Helden gewählt hätte. Diese Besprechung wurde noch im selben Monat in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt[2]), die aber ein viertel Jahr hernach auch eine selbständige, dem Dichter gerechtere Anzeige brachte[3]). Darin findet sich nicht nur die ganz richtige Gegenüberstellung von Kurz und Auerbach, daß dieser außer, zuweilen über seinem Stoffe stehe, Kurz immer überall mitten drin, daß Auerbach daguerreotypiere, mit schlagender Naturwahrheit, Kurz zeichne, mithin aus eigenster künstlerischer Stimmung herausarbeite und an ihm jeder Zoll ein Schwabe sei, während Auerbach zur Hälfte seiner Nation angehöre; dieser Rezensent weiß auch negativ seine Anerkennung auszudrücken, indem er meinte, daß der „Sonnenwirt" „über-

---

hat Meidinger dem Dichter daraus nicht mitgeteilt, mündlich wollte er weiter darüber reden; denn er hatte ein Bedürfnis, „sich über das Buch auszusprechen, wie ich es bei meiner Frau nicht haben könnte, wenn mich eine unangenehme oder angenehme Lebensbegegnung drückte oder bewegte". (Undatierter Brief wahrscheinlich von 1855.)

1) 10. Dezember, Nr. 50, S. 1195.

2) 21. Dezember, Beilage zu Nr. 355.

3) 12. März 1855, Beilage zu Nr. 71.

alle Tolpatsche oder Toneles hinausreichen würde“, wenn nur Kurz „seinen Stoff vollends erschöpft“ hätte.

Über wahrhaft volle Lobesworte aber verfügte nur der Verfasser einer Besprechung, die nach abermals drei Monaten in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ stand und aus der Feder von Adolf Zeising stammte[1]). Hier kann man wirklich ein Eingehn auch auf die Absichten des Dichters feststellen; die Vorzüge des Werkes werden lobend, doch nicht ohne Begründung herausgehoben, aber Zeising verschweigt auch nicht, worin es Kurz offenbar versehen habe. Er weist auf das Ungenügende des 38. Kapitels wie des Schlusses hin, der nicht „das Walten einer rächenden Gerechtigkeit auch an denjenigen Elementen des Romans zur Anschauung gebracht habe, welche zur tragischen Entwicklung des Helden vorzugsweise die Veranlassung gegeben haben“, doch verkennt er darum nicht die Möglichkeit, das Verfehlte zu bessern und so den Roman auf eine gleichmäßige Höhe zu heben.

Eine solche Spannweite in der Auffassung ist anscheinend weiteren Kritiken samt und sonders fremd geblieben; sie sahen umso weniger die Vorzüge, je mehr ihnen das Schadhafte der Dichtung, das 38. Kapitel, in die Augen stach[2]), und taten mit einer derartigen Betonung des Mißlungenen natürlich dem buchhändlerischen Erfolg den größten Abbruch.

Von nicht unerheblicher Bedeutung war es vielleicht auch, daß das Werk in einer Romansammlung erschien, in der außer Kurz auch Mügge und Kühne, Bechstein und Willkomm sowie der Herausgeber der Serie, Otto Müller, vertreten waren. Mügge war damals ein weithin bekannter Name, Müller und Kühne hatten beim deutschen Publikum schon viel mehr Anklang und Eingang

---

1) 28. Juni 1855, Nr. 26, S. 469—73.

2) „Die Kritik verdenkt's Ihnen einstimmig bis zum Hallischen Courier herunter, daß Sie die Akten noch angereiht haben“, gestand Meidinger in einem Brief vom 20. März 1855.

gefunden als der schwäbische Poet, dessen Schillerroman man im eigenen Lande nicht das Bürgerrecht erteilt hatte. Wurde nun, wie das öfters vorkam, als ein neues Unternehmen die ganze Reihe besprochen, so fiel der Blick gar leicht auf die Bekannteren, deren Produkte man schon unter der Suggestion ihrer größeren Berühmtheit als spannender, „also" wertvoller empfand, und es trug nicht bloß Mügges viel zu lang geratener und oft recht schwacher „Afraja", der aber nächst Kurz doch das bedeutendste Werk ist, sondern gar das weitaus mäßigste Buch der „Deutschen Romanbibliothek", der ganz nach den Rittern vom Geiste gearbeitete „Dunkelgraf" Bechsteins[1]) den Sieg davon. So waren fast von vornherein alle Bedingungen erfüllt, um die Niederlage des „Sonnenwirts" zu besiegeln[2]).

Der Dichter hat sich von diesem Schlag nicht wieder erholt. Nie wieder hat er zu einem Roman die Feder ergriffen, obschon ein „armer Konrad" längst geplant und für die Meidingersche Sammlung so gut wie fest ausgemacht war. Jetzt aber wollte er sein Glück nicht mehr erproben. Schon als junger Dichter hatte er den bitteren Geschmack der Frucht Schriftstellerei auf der

1) Der Übereinstimmungen sind viele und deutliche: den Hintergrund bildet bei Gutzkow die Reaktionszeit 1849—51, bei Bechstein die Revolution 1794. Auf diesem Hintergrund steht dort Egon von Hohenberg, hier der Dunkelgraf, beide mit dem befreundeten Bürgerlichen der bei Gutzkow Dankmar Wildungen, hier Leonard van der Valck, aus einer keineswegs gleichberechtigten Adelsfamilie, heißt. Der fürsorglichen Mutter, die aber doch ihre Vergangenheit nicht preisgeben will, geht bei Gutzkow Pauline von Ried voran und dem Spion Aboncourt steht der Spitzel Hackert gegenüber, während man bei dem Haushofmeister Windt an den Gutzkowschen Verwalter Rodewald denkt.

2) Dennoch hat dieses Schicksal nicht vor neuer Bearbeitung abschrecken können, die in ihren Kreisen vielleicht sogar mehr Anklang fand: 1881 ließ Adolf Söndermann, der sich 1876 bereits einer Verballhornung der Schillerschen „Räuber" in 5 Bänden auf insgesamt 2400 Seiten schuldig gemacht hatte, nun auch einen Sonnenwirt in 100 Lieferungen zu 20 ₰ ausgehn!

Zunge gehabt. „Es ist kein rechter Beruf, und also ist auch kein Segen drin. Auch hab' ich mir sagen lassen, daß es ein Leben sei, ärger als bei Zigeunern und Kesselflickern", warnt der Reutlinger Bürgermeister seinen Gast[1]). Roller gehorchte, nicht so der Dichter. Er wähnte sich verpflichtet, „seiner Provinz auch einen Tribut abzutragen" und tat es mit den „Heimatjahren". Trotz des schnöden Undanks, der ihm als einziger Lohn dafür zu Teil ward, hat er nicht angestanden, dieser Provinz, die seine Heimat war, nochmals seinen Tribut zu entrichten: er schenkte ihr den „Sonnenwirt". Aber der Dank blieb Zeit seines Lebens aus; auch Heyses warme Fürsorge, mit der er den Freund im Leben wie im Tode betreut hat, vermochte leider nichts auf das große Publikum, und als er, früh gealtert und gebrochen, ein Sechzigjähriger ins Grab sank, hatte sich an ihm wieder einmal die traurige Beobachtung bewahrheitet, die ein Größerer als er im Dichten und Leiden, sein Landsmann Hölderlin, gemacht und in diese Worte gekleidet hatte[2]): „Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht, und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?" —

1) Schillers Heimatjahre III S. 12.
2) Hyperion IV. Teil, ed. Böhm (Jena 1905) S. 286.

VI.

Der Sonnenwirt als Drama.

Der Weg vom Roman zum Drama ist mit dem gleichen Stoff wohl von keinem Dichter mit Glück beschritten worden, denn es liegt auf der Hand, daß ein rein epischer Stoff das engere, feiner und komplizierter gearbeitete Gerüst des Dramas zersprengen muß.

Den Sonnenwirt-Dramen, von denen, soweit sie mir bekannt geworden, im Folgenden die Rede sein soll, braucht damit noch nicht das Urteil gesprochen zu sein, obschon in keinem die dramatische Methode angewendet ist, um, wie Schiller es ausdrückte, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen. Denn in der Geschichte Schwans konnte nicht nur der Schwerpunkt auf die eine oder andere Partei verlegt werden, die Begebenheiten waren ebenso unter jedem anderen Gesichtspunkt denkbar, verwandte Motive, die bisher nur leise mitgeklungen, konnten angeschlagen, kurzum der Stoff fast proteïsch verwandelt werden. In den Dramen ist das wirklich eingetreten; denn von der einfachen Durchführung nach den Schillerschen Grundakkorden bis zu den abweichendsten Variationen ist beinahe jede Möglichkeit durchgeführt: der Sonnenwirt, der seit der ersten biographischen Darstellung bis zu der ausführlichen epischen Wiedergabe seiner Schicksale so manches Erlebnis guten oder bösen Ausgangs zu unrecht in sein Schuldbuch eingetragen fand, erfuhr jetzt eine zweite, weit abenteuerlichere Geschichte im Drama.

Die Möglichkeit dazu gab der Anschluß an die Dichtungen von Schiller und Kurz, in deren Schlepptau sämtliche Bühnenstücke vom Sonnenwirt uns vor Augen treten, verbunden mit dem Streben nach selbständiger Fortführung des leitenden Gedankens, was meist eine Steigerung oder leichte Veränderung bedingte.

Einer solchen Vergröberung der künstlerischen Absichten entsprach die dramatische Form vollauf: dem Dialog des Schauspiels ließen sich Moralzöpfchen aller Art anhängen, zudem wurden Sittenlehren in dieser Gestalt nicht allein williger hingenommen, sie übten auch eine ungleich tiefere Wirkung aus. Gleich das chronologisch erste Drama zeigt, was gemeint ist.

Schiller hatte bei der Darstellung von Wolfs Rückfall einfließen lassen, daß sich die Richter in der Beurteilung seiner Vergehen sklavisch an die Paragraphen gehalten hätten. Diesen Satz hebt Gottfried Immanuel Wenzel, ein seiner Zeit schon durch die stattliche Reihe seiner Arbeiten bekannter Schriftsteller[1]), heraus und stellt ihn wenig verändert seiner Nachdichtung von 1788, die er unter dem Schillerschen Titel dem Theater liefert, als Motto voran: „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, nicht aber in das Herz des Menschen."

Und ähnlich bemüht er sich in allen drei Akten, Schiller möglichst unverändert zu übernehmen, in seinen Höhepunkten aber zu überbieten, doch mußte dies Bestreben den dramatischen Versuch des Verfassers völlig scheitern lassen[2]). Seine Abhängigkeit von dem großen

1) Die Kenntnis des Autors danke ich der Breslauer Dissertation von Willi Stoeß, Die Bearbeitungen des Verbrechers aus verlorener Ehre (1913) S. 32 ff. Das Stück selbst kannte ich bis dahin nur aus einem anonymen Druck des Jahres 1794 (den die Kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt), der unrechtmäßig und in Konkurrenz zu dem damals erschienenen zweiten Sonnenwirtdrama hergestellt ward.

2) Auf eine Inhaltsangabe, die das Manuskript brachte, habe ich für den Druck verzichtet, da die Arbeit von Stoeß sie auf S. 33 in aller Ausführlichkeit gibt.

Vorbild ist nicht Pietät, sondern sklavische Anlehnung, zu der sich eine offensichtliche Bühnenfremdheit gesellt. Denn selbst der schon stark veränderten Darstellung Schillers hätte sich in dieser Form das Theater verschließen müssen.

Wir können es nicht hinnehmen, daß die Seelenkämpfe Wolfs wie die gangbarste Scheidemünze in Monologe umgesetzt werden, die bald alles versprechen, dann Menschen und Göttern fürchterlich fluchen und sich mit Mord und Verbrechen tot hetzen. Das gibt ein wirres Durcheinander episodischer Augenblicksbilder ohne einheitliche Entwicklung.

Da nimmt es denn nicht wunder, daß wir keinem einzigen abgerundeten Charakter begegnen. Wie der Held des Stücks in seinem Wesen nicht klar erkennbar wird, so sind auch die übrigen Personen nur flüchtig skizziert: die Räuber müssen durch wildes Aussehen und noch wildere Namen ihre Wirkung tun (so heißt etwa der Anführer Blut, die Räuberdirne Kützlerin), Wolfs Mitbürger sind hartherzig, weil der Verbrecher Schillers keine Gnade bei ihnen gefunden, und die Figur des Bürgermeisters, der zuvor unter moralischen Erörterungen seinen dankbaren Geschworenen den Sonnenwirt genau charakterisiert hat, verflüchtigt sich zum schematischen Abklatsch, wenn er dem eingelieferten Arrestanten die gleichen Fragen stellt wie sein Amtsgenosse bei Schiller.

Wohltuend wirkt es dagegen, unter solchen Larven der Stümperhaftigkeit Ansätze zu einer Satire des Spießbürgertums zu finden: wenn sich nämlich einige Ehrenmänner zusammentun, um Wolf aus dem Städtchen zu entfernen und dazu dem Gerichtsdiener allerhand Versprechungen machen. Der ist denn auch als ein nie ruhendes Werkzeug der Gerechtigkeit, gern bereit ihre Wünsche nach Höhe der Trinkgelder zu fördern; als aber Wolf über die Grenze flieht, bleibt die Belohnung aus, denn die Biedermänner erklären nun samt und sonders ihren Vertrag für erloschen. Das ist nett gedacht,

aber in der Ausführung nicht geglückt und darum fast störend in dem Vielerlei der Handlung.

Damit ist auch die Technik gerichtet. Jeder Akt erfordert drei- bis viermaligen Scenenwechsel, um die wahllos aneinander gereihten Geschehnisse fortzuführen.

Der Erfolg des Stückes dürfte der Leistung entsprochen haben. Ob diese blutlosen Gestalten überhaupt je die Bretter beschritten haben, ließ sich nicht mehr feststellen; jedenfalls ist das Drama schnell vergessen worden; in die Literatur ist es, soweit ich es zu übersehn vermag, nicht eingegangen.

Rührseliger und daher vielleicht weiteren Kreisen bekannter ward eine andere Bearbeitung der Schillerschen Erzählung, die sich „der Sonnenwirt“ nennt und die Handlung in ein fünfaktiges Trauerspiel kleidet[1]).

Der ungenannte Verfasser, der 1794 mit seiner Arbeit hervortrat, entfernt sich zum Teil stark von seiner Vorlage, indem er Motive mit der Geschichte Schwans verwebt, die der „Ahnfrau“ Grillparzers nahe verwandt sind.

Anfangs freilich treten uns längst bekannte Personen entgegen; so Johanna, die als Ehefrau Roberts erscheint, in deren Herz noch immer ein Fünklein Liebe zu dem Sonnenwirt glimmt; ihr Mann, der es inzwischen zum Jäger gebracht hat und im thüringischen Frimer seines Amtes waltet. Dort gehn die gleichen Ereignisse nach bewährtem Schema vor sich, nur daß die Mordschilderung aufs plumpste in die Breite gezogen ist.

Im zweiten Akt tritt der Einfluß Schillers weniger sichtbar hervor, dafür wird dem Zeitgeschmack umso williger geopfert. Die Bande hat sich das unterirdische Gewölbe eines Schlosses zum Versteck ausersehen; hier werden nun die Fäden weiter gesponnen, die im ersten Aufzug in einer Scene zwischen Frau von Rohr und ihrem Diener, der die Neuigkeit von der Heimkehr Wolfs

---

1) Vgl. Minor II 617 f.

mitgebracht hatte, kurz aufgenommen waren. Von den Räubern, deren Anführer der Sonnenwirt werden soll, ist nämlich Luise von Rohr geraubt worden. Ihre Geschichte, die sie dem neuen Mitgliede im ersten unbewachten Augenblicke erzählt, entfacht in Wolf edlere Gefühle; eine schnell auflodernde Liebe, über deren Aussichtslosigkeit er ebenso rasch belehrt wird, wird bestimmend für den Entschluß, Luise zu retten.

Inzwischen ist ihr Bräutigam, ein Baron von Götz, auf der Suche nach der Verschollenen mit einem der Räuber zusammengetroffen, diesem ahnungslos gefolgt und auch gefangen worden. Durch geschickte Winkelzüge weiß aber Wolf die Aufmerksamkeit seiner Leute abzulenken und das Brautpaar zu befreien. Bevor sie scheiden, will er Luisen ein Andenken mitgeben: er schenkt ihr ein Medaillon mit dem Porträt seines Vaters, den sie als den ihrigen erkennt.

Noch deutet alles auf ein gutes Ende; der Knabe, der durch ein Simplicissimus-Schicksal früh dem Laster vertraut geworden, scheint sich als Mann in das alte Element zurückzufinden. Aber „der Stundenweiser seines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute“: Musig, ein abtrünniges Mitglied der Bande, hatte ihn verraten, und man versichert sich des Flüchtlings, der in Amerika ein neues Leben beginnen wollte.

Minor hat schon darauf hingewiesen, daß der „Verbrecher aus verlorener Ehre“ nicht die einzige Vorlage sei; Musig hat seinen Vorgänger in Spiegelberg, und der alte Diener ist mit dem Daniel der „Räuber“ nicht unpassend zusammengestellt.

Durch die Neuerfindung ist zwar mehr Abwechslung in das Stück gekommen, dafür stehen sich aber zwei Handlungen gegenüber, sodaß nicht recht zu entscheiden ist, was dem „Dichter“ eigentlich vorschwebte: zu zeigen, wie ein Mensch, den Liebesleidenschaft zu einem Mord fortgerissen, sich nicht mehr aufzuraffen vermag, sodaß die Geschichte von drei romantischen Entführungen ge-

wissermaßen zur Illustrierung seiner fruchtlosen Versuche hinzukam, oder ob er das Motiv der Herkunft, dem in der Tragödie ein breiter Raum eingeräumt wird, wirklich so stark in den Vordergrund rücken wollte, um den Einfluß des jeweiligen Milieus auf den Menschen darzulegen.

Vermutlich ist unser Autor von beiden Spekulationen frei geblieben und hatte es nur auf lärmende Wirkungen abgesehn. Darauf ist es deutlich angelegt. Johanna, um die sich ehemals alles drehte, ist zur blassen Nebenfigur herabgesunken, auch die Scenen bei der Rückkehr Wolfs werden nicht detailliert, die Räuberbilder dagegen sind mit liebevoller Sorgfalt ausstaffiert: ein unterirdisches Verließ, das schmachtende Edelfräulein, der spionierende Köhler, der die Reisenden in sein Netz lockt, und eine Falltür im leerstehenden Schloß, in dem Geister ihr Wesen treiben, gehören wie im gleichzeitigen Räuberroman durchaus zu dem Apparat, mit dem dieser Dramatiker arbeitet.

Derartige grobsinnliche Äußerlichkeiten treten an Stelle der Charakteristik, die eine sentimentale Sprache, zuweilen auch Schillersche Rhetorik vervollständigen muß. So bleibt dies Drama, im Gegensatz zu dem vorigen, zwar schwerlich die Wirkung schuldig, aber in seinen literarischen Qualitäten tritt es jenem würdig zur Seite: irgend ein höherer Wert ist auch diesem Versuch nicht beizumessen.

Den Bearbeitungen von Schillers Erzählung scheinen keine weiteren mehr gefolgt zu sein; man war vielleicht durch den ausgebliebenen Erfolg von der Unmöglichkeit solcher Bemühungen überzeugt worden. Denn nur eine epische Form konnte in Frage kommen, wenn man der Überlieferung nahe bleiben wollte. Schiller und Kurz hatten das, jeder auf seine Art, schlagend bewiesen. Hier die breitere Form des Romans, der die kulturhistorischen Zustände der Zeit in vollen Farben belebte, dort die Novelle, deren Gestaltung die Psychologie des Verbrechens bestimmte. Was aus einem Drama werden

mußte, das dieser novellistischer Art seine Entstehung dankte, haben wir gesehen; eine Dramatisierung dagegen, die sich an die breite Erzählung anschließen wollte, würde Stücke ergeben haben, wie sie etwa Stettler im 17. Jahrhundert schrieb!

Beides ließ sich umgehn, ohne daß man auf den Stoff ganz hätte verzichten müssen; nur durfte freilich der Anschluß an die geschichtliche Begebenheit nicht ängstlich beibehalten werden, und das war kein hartes Verlangen. Nicht die Probleme, wie Kurz sie sah, konnten die Zuschauer dauernd in ihren Bann schlagen, der großen Menge genügten weit einfachere Konflikte, wenn sie nur stark zugespitzt waren. Und dazu ließ sich der Stoff ausgezeichnet verwenden, das war es, was ihm von neuem die Bühne gewonnen und bis heute erhalten hat.

Der gute Sohn, der durch die Intrigen der bösen Stiefmutter zum Verbrechen getrieben wird, das arme Mädchen, das den reichen Verwandten des Bräutigams als Frau zu gering ist, die Räuber, die aus Not ihr Engelsantlitz hinter schauriger Maske verbergen müssen, das alles waren Lieblingsmotive des Volkes, die noch dazu mit dem Nimbus der Unantastbarkeit umgeben waren, wenn sie sich mit der Gestalt eines irgendwie volkstümlichen Helden verknüpfen ließen. Man versteht, daß die Dichtung von Kurz zu solchen Experimenten Anlaß geben konnte: das reiche Romanbeiwerk ließ sich leicht zur abenteuerlichsten Fabel umschmelzen.

Die Praxis hat die Richtigkeit dieser Theorie in allen Punkten bestätigt. Der Sonnenwirt war noch nicht sechs Monate im Buchhandel, als die erste Bearbeitung für die Bühne erschien; sie rührte von Philipp Walburg Kramer her, dem Direktor wahrscheinlich eines Wandertheaters[1]), das er eifrig mit den Erzeugnissen

1) Ich schließe das aus der im Anhang beigegebenen Anzeige, die u. a. die Städte nennt, in denen seine Stücke „mit günst'gem Erfolg" zur Aufführung gekommen. Es sind darunter solche, die nie ein eigenes Theater hatten, dorthin wird aber kaum eine fremde Truppe

seiner Muse versah. Die Annalen der Literatur haben seinen Namen nicht festgehalten, aber auch die wenigen Zeugnisse reichen hin, um außer Zweifel zu stellen, daß wir es mit einem minderwertigen Skribenten zu tun haben, der das Aktuelle rasch in klingende Münze umsetzte.

Er schrieb „Zeitbilder“ („Ein Opfer der Spielhölle“), verfaßte „Original-Lustspiele“ („Der Salon-Löwe oder Blasiert und naiv“), weidete aber auch auf geschichtlich ertragreicher Trift in „historisch-romantischen Schauspielen“ („Ulrich, Herzog von Würtemberg“ — vermutlich nach Hauff) und hatte den Mut, die „Ritter vom Geiste“ auf fünf Akte zusammenzupressen.

Nach einem so gearteten schriftstellerischen Vorleben war sein „Sonnenwirt“ nichts Außergewöhnliches! Rein äußerlich aber mußte ihm nach der Dramatisierung Gutzkows die Arbeit eine Erholung sein, und wo sie es nicht war, hat er sie sich dazu gemacht: bis zur Mitte des zweiten Aktes ist alles „ganz treu dem Roman von Kurz entnommen,“ d. h. die Geschehnisse der beiden ersten Kapitel sind mit einigen Kürzungen sklavisch-wörtlich in Dialogpartien umgestellt worden.

Die Zuchthausscene, Schwans Heimkehr, seine ungestüme Werbung, der Verrat des Fischerhanne, nichts erscheint da irgendwie anders. Dann aber setzt die Erfindungskraft des „dramatischen Dichters“ ein, die er in einer Vorbemerkung ausdrücklich als sein Eigentum nach Stoff wie nach Gestaltung bezeichnet. Zwar läßt sie sich kaum schon im zweiten Akt konstatieren, wenn Friedrich, gereizt durch die Hetzereien der Sonnenwirtin und des hinterlistigen Fischers, diesen schließlich zu erstechen sucht; das ist eine unbedeutende Abänderung zum Zweck der Personenbeschränkung, denn im Roman

---

mit seinen Dramen gekommen sein. Daß er Theaterdirektor war, teilte mir Herr R. Steng, Leiter des Heilbronner Theaters, freundlichst mit.

war Schwan genau so in blinder Wut über einen Müllerknecht hergefallen.

Aber Kramer will nicht umsonst gedroht haben; in den nächsten Aufzügen hat er seiner Phantasie umso freieren Lauf gelassen.

Der Sonnenwirtle hatte seine jähzornige Handlungsweise mit zwanzigjähriger Festungsstrafe büßen sollen, war nach kurzer Haft entflohen und lebt nun in den Wäldern als Geächteter, auf dessen Kopf der Herzog den Preis von hundert Gulden gesetzt hat. Auch Christine ist nach dem Tode ihrer Mutter (bei Kurz war es wie in den Akten der Vater, aber es ist mit dem Volke gesehn, daß der Tod der Mutter weit eher einem Kinde den letzten Halt raubt) vom Vater verstoßen worden; wir erblicken sie jetzt in fruchtlosen Unterhandlungen mit dem alten Sonnenwirt. Frieder ist unterdessen der Bande des ihm und uns bekannten Zigeuners Christianus beigetreten und hat sich sogar zur Teilnahme an einem Überfall bereden lassen. Indes besinnt er sich noch rechtzeitig auf sein besseres Selbst und rettet die bedrohten Opfer. Zwar wird er als vermeintlicher Täter eingefangen, aber seine Unschuld und Hilfsbereitschaft klärt sich auf; der gerade anwesende Herzog Karl, dem er noch vor wenigen Augenblicken durch einen wohlgezielten Schuß zwei ihn bedrängende Wildsauen vom Leibe gehalten hatte, begnadigt ihn, nachdem Frieder, der in ihm einen Herrn vom Hofe vor sich zu haben meinte, ihn recht freimütig auf seinen eigenen Lebenswandel hingewiesen hatte [1]). Er darf mit seiner Braut nach Amerika auswandern.

---

1) Die Zusammenführung des Sonnenwirts mit dem Herzog scheint mir keine eigene Erfindung zu sein. Vielmehr hat, wie ich glaube, dem Verfasser, der alle bedeutenderen Romane seiner Zeit schon auf ihre Bearbeitungsmöglichkeit hin gelesen haben wird (man denke an Gutzkow), die Begegnung Rollers mit Herzog Karl in „Schillers Heimatjahren“ vorgeschwebt, wo jener seinen Fürsten sogar für einen Wilddieb hält, was ihm nachher ebenfalls beim Zusammentreffen Gewinn bringt. Vgl. Werke II Kap. 4.

Der rührselig-versöhnenden Schlußwendung der Fabel, die den guten Menschen in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt zeigt und die schlechten Elemente der strafenden Gerechtigkeit anheimgibt, entspricht der Aufbau der Handlung.

An Stelle wirklich motivierter Steigerung treten Krafteffekte, die einander an Wirkung überbieten, an keiner Stelle dagegen ist Verinnerlichung angestrebt, nirgends ein Versuch zu psychologischer Vertiefung erkennbar. Nach flüchtiger Auslese hat Kramer die wirkungsvollsten Momente herausgegriffen. Da nun dadurch vieles zusammenhangslos blieb, schlug er Verbindungsbrücken, die sich als unbeholfene Monologe darstellen [1]).

Ungeschicklichkeit und Sensationshascherei drücken auch der Sprache ihren Stempel auf. Sein Zigeuner, der eben mit dem „Abschied“ bedacht ist, flucht auf die Stockmeister, indem er diese „lumpigen Ritter vom Haselstock“ zum Teufel wünscht; Bettelmelcher, „ein Gelehrter und halber Theolog“, bedauert, daß ihm nicht „die beredte Zunge eines Horaz zu Gebote“ stehe, um den Sonnenwirtle würdig zu begrüßen.

Beiläufig, die Behauptung, auch die Räuberscenen seien „ganz getreu“ nach Kurz, ist geradezu vermessen; diese Zigeuner sind nur in schalen Äußerlichkeiten auf-

---

1) Es bezeichnet die Höhe seiner Unzulänglichkeit, wenn der zweite Akt mit einem Selbstgespräch einsetzt, das zuerst über die Tatsachen orientiert, hinterher aber eine Episode einfügt, die Kramer bei Kurz bewundert hatte, und die er sich nicht entgehn lassen mochte. Christine hat also anfangs von ihrer Liebe zu Schwan gesprochen und fährt so fort: „Die Bas ist an dem Liebeshandel Schuld. Sie hat mich dem Frieder vorgestellt (!) und gesagt: ich hätt' ihm noch einen Dank abzustatten. Und als nun der Frieder mich gleich mit ein Paar Augen angeseh'n hat, als ob er mich mit Schuh' und Strümpf' in sein Herz hinunter ziehen wollte und nähere Erläuterung verlangte, da hat die Base gelacht und hub folgendermaßen an: (Sie ahmt den gemütlich näselnden Ton der alten Base anfänglich nach.) „Ich will anfangen wie ein Märlein anfängt usw.“ Das alles und noch mehr bringt er fertig in einen Monolog hineinzuzwängen.

gefaßt und müssen hauptsächlich durch ihre „etwas romantische Kleidung“ wirken (so trägt Christianus „einen hübschen Jagdfrack mit weißen Beinkleidern“), nicht ein Hauch jenes großartigen Ernstes, der in diesen Teilen die Dichtung von Kurz durchweht, ist zu verspüren.

Und wie hier, ist die Entlehnung die ganzen Akte hindurch rein buchstabenmäßig: er hatte ein Lied gehört, das er gern wiedergeben wollte, aber beim Hinschreiben kam ihm der Text nur noch stückweise ins Gedächtnis, die Weise, die Sprachmelodie tönte nicht mehr in seinem Ohr.

So verfehlt er fast stets den Ton der Liebenden, die bei aller Innigkeit doch Bauern bleiben müssen. Christine spricht, weil Kramer das einmal bei Kurz so gefunden, nur noch von ihrem „herztausigen Schatz“, während Frieder zum Ausgleich mit schier kaufmännischen Redensarten aufwartet[1]).

Auch als Verbrecher, dem man ein Entkommen vom Hohentwiel glauben soll, beherrscht er seine Rolle schlecht, wenn er bei der ersten Begegnung mit den Zigeunern auf ihr „Hollah, was gibts?“ antwortet: „Gut Freund! Entschuldigen Sie, meine geehrten Herrschaften, ich führe nichts Böses im Schilde ... Ich habe mich geirrt und will Sie nicht weiter belästigen. Leben Sie wohl.“

Derartige stümperhafte Entgleisungen ließen sich noch häufen, doch fallen sie für das Endurteil nicht ins Gewicht: wir wissen, daß dieser „Sonnenwirt“ ein wertloses Machwerk ist, das seine literarische Erwähnung nur dem Umstande verdankt, daß es Kurz den Anstoß zu seiner eigenen Bearbeitung gab.

Einer Würdigung dieses Versuches schicken wir eine Betrachtung seiner früheren Bemühungen um das Drama voran.

---

1) „Obschon es mein einziges Bestreben sein soll, Dich auf den Händen zu tragen und jeden Wunsch Dir an den Augen abzusehen ... Ich kann diese Zweifel, diese Ungewißheit in Betreff Deiner Entschließung nicht länger ertragen!“

Heute sind wir gewohnt, in Kurz den geborenen Epiker zu bewundern, dessen großer Erzählungskunst Schwaben die glückliche Wiedererweckung einer bedeutenden Zeit zu danken hat. Der Dichter selbst hat diese Ansicht durchaus nicht immer geteilt; viele Enttäuschungen wird es ihn gekostet haben, bis auch er sich zu ihr verstand und auf dem ihm zugewiesenen Gebiet verharrte.

Interessant ist es, ihn selbst über sich zu hören in einer Zeit, da ihm nach drüben die Aussicht noch verrannt war. Der zweiundzwanzigjährige Vikar schrieb am 16. December 1835 an seinen Freund Kausler: „Meine Tragödien? Laß ruhn die Toten! Es ist vielleicht ein natürlicher Contrecoup, daß mir die herrlichsten Späße durch den Kopf gehen, und wenn ich mich jetzt gleich losmachen könnte, so hättet ihr in vierzehn Tagen ein süperbes Lustspiel. Jetzt kommen aber die Feiertage, und ich mag nicht vor der Schlacht desertieren ... Ein paar Novellen krabbeln mir auch im rechten Arm, und ich wäre selber begierig, wohin es mit diesem Rheumatismus käme. Die Tragödien sind aber damit nicht abgestoßen, denn ich hoffe noch immer als Kaiser stehend zu sterben oder gar unter Blumen zu Firenzuola. Den Friedrich II. haben sie immer noch nicht „menschlich näher gerückt“, und ich danke allen Neunen, daß ich das Raupach'sche Stück gesehen habe, weil ich auch zu sehr zu diesem Tone mich hingeneigt hatte.“

Kausler, selbst ein feinsinniges Talent, erwiderte darauf mit dem Freimut ehrlicher Überzeugung am 9. Januar des folgenden Jahres von Tübingen aus: „In Deine dramatischen Pläne setzte ich (ehrlich gesagt) von jeher einiges Mißtrauen: Dein Fach scheint mir hauptsächlich die Novelle zu sein, wie sie neuerdings ausgebildet ist als freier Platz für das Spiel des Humors — es däuchte mir oft, Du habest Dich gewaltsam in den Enthousiasmus für das Dramatische versetzt ... Willst Du beim Drama bleiben, so findest Du, zu Deinen Gunsten, alle Ehren-

plätze leer und kannst Dir vielleicht in Bälde so viel Ansehen verschaffen, als nötig ist, daß man einen leben läßt. Ich würde mich freuen, wenn Du mir ausführlich schriebest, was Du selbst von Deinem dramatischen Talente denkst; ich wollte gerne mit meinem Obigen Unrecht haben, denn ein Dramatiker ist mir lieber als ein Novellist."

Unser Dichter aber empfand ganz und gar so, nur zu verständlich also, wenn ein freundschaftlicher Hinweis wie dieser den beabsichtigten Eindruck nicht erweckte, denn nach drei Monaten bereits, am 22. April, teilte er dem genannten Berater mit, daß ihn „eine idyllische Tragödie" beschäftige. „Sie wird wunderschön, wenn ich sie so herausbringe, wie ich sie im Kopf habe. Sie muß mir aber erst noch recht warm machen, bis ich die Feder anrühre."

Im Sommer[1]) wiederum lockt ihn der Wald, in dem er fast den ganzen Tag zubringt, „in dieser Dekoration ein Lustspiel (der Maskenball oder dergleichen) zu schreiben, für Cotta, mit dem Motto:

> Mein Vater spinnt Comödie
> Mit Tanzbelustigung",

das er im folgenden Brief[2]) zwar als noch ungeschrieben erwähnt, an dem er jedoch in den nächsten Tagen „in aller Eile" zu arbeiten gedenke. Der Plan verschwindet dann gleich anderen, aber im September[3]) droht er den Freunden Kausler und Keller abermals, wenn ihm seine poetische Existenz nicht total zu Scherben geschlagen sei, ein Trauerspiel zu dichten. Er wolle nur erst mit dem „Wirtshausgegenüber" fertig sein. Gleich darauf aber zeigt er in einem englisch geschriebenen Brief Keller an, daß er in der „Art von Künstlers Erdenwallen" eine kleine Komödie, „Kunstkennerschaft" betitelt, verfaßt habe.

1) Brief vom 11. Juni 1836 aus Stuttgart.

2) Zwischen 14. Juni und 8. Juli von H. Fischer datiert.

3) 10. September.

Es ist die erste Arbeit, in der wir dem dramatischen Dichter beikommen können, aber wir finden statt einer Komödie eine sehr hübsche Nacherzählung einer ebenso betitelten Novelle Gasparo Gozzis [1]), die in Dialoge aufgelöst und in Verse gesetzt ist.

Die Handlung, die einen Maler in ähnlich verzwickter Lage zeigt wie „Künstlers Erdewallen“ und ihm auch die Fähigkeit zu einer Venus Urania zuspricht, erinnert übrigens mehr an das Arnimsche Kabinettstück „Rembrandts Versteigerung“, dessen Fülle an reizvollen Interieurs und dessen behagliche Frische es jedoch nicht erreicht.

Wie bei Arnim Rembrandt versteckt ist, um als letztes Selbstporträt ungesehen verkauft zu werden, so muß sich hier Florio in die Staffelei stellen und das mißfällige Urteil seiner Freunde über das angeblich stümperhafte Gekleckse mitanhören.

Die kleine Arbeit ist in diesem Zusammenhang herangezogen worden, weil sie Kurz' irrtümliche Auffassung vom Wesen des Dramas zeigt. Glaubt er doch den Anforderungen dieser Gattung genügt zu haben, wenn er statt ruhig hinfließender Erzählung Dialoge vorsetzt.

Ein Brief aus etwas späterer Zeit [2]) bestätigt das. Dort äußert er sich über die Einteilung der Stoffe und schließt folgendermaßen: „Auch mein dramatisches Selbstvertrauen nimmt bei dieser Arbeit immer zu; denn die Dialogen fließen mir unerbeten in die Feder (auch ist bei weitem der größte Teil Dialog) und bei der einfachsten Erzählung kämpfe ich mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die mich bei ernstlichem Fleiß oft kaum auf

1) Im „Osservatore“ erzählt (Opere. Bd. 3. Padova 1819). Kurz fand sie im „Novellenbuch“ Eduard von Bülows: Teil 3, S. 335—343. Inhaltlich hat er nichts Wesentliches geändert: die sechs Freunde sind auf drei zusammengeschmolzen, und zum Schluß will der unbenannte Edelmann der Novelle ein Bild seiner Geliebten schenken, während Florio bei Kurz diese auch malen lassen wird.

2) 15.—20. März 1838.

zwei Seiten des Tags kommen lassen." Mag diese Hinneigung zum Dialog immerhin von einer gewissen dramatischen Begabung zeugen, die Art, wie Kurz in seinen dramatischen Versuchen nirgends scharfe Kontraste schafft, ja nicht einmal sieht, sondern nur Rede und Gegenrede abwechseln läßt, verleugnet nicht den Epiker. Daher werden wir es schwerlich bedauern, wenn ein „Konradin" [1]), der auch ihn beschäftigt hat, nicht zur Ausführung kam.

Ein Urteil über seine dramatische Befähigung wird man auch aus den spärlichen Schnitzeln, die auf uns gekommen sind, besonders aus dem, was an seinen Versuchen negativ ist, was er nicht zu gestalten wagte, gewinnen können.

Zwei Fragmente, die im Nachlaß erhalten sind und jener Zeit angehören dürften, weisen mit ihren lyrischen Elementen und der Auffassung des Stoffes den jungen Dichter der schwäbischen Schule zu, mit deren Häuptern er, mehr oder weniger, in nahem Verkehr stand.

Das erste, ein namenloses Bruchstück auf vier Doppelblättern, enthält die Nachricht von dem Untergang Friedrichs I. und gibt der Sehnsucht nach diesem Heldenkaiser Ausdruck. Die Scene ist in eine „waldige Gegend" in der Nähe des Schlosses Rocca d'Arca verlegt. Hier rastet Mathilde mit ihren Jägern und Dienerinnen, die bald als Chor, bald einzeln in ihren Liedern Jagd und Frühling preisen. In ihr Verlangen nach dem im Morgenland weilenden Kaiser mischt sich die laute Klage eines Fremden namens Guido. Er bringt die Trauerkunde vom Tode Barbarossas und folgt nun der Einladung der ihm unbekannten Herrin: als ihr Falkner begleitet er sie auf ihr Schloß. Mit dem Erscheinen des Grafen Celeno bricht das Stück ab, ohne daß wir mehr als vage Vermutungen über den geplanten Fortgang auszusprechen vermöchten.

---

1) Isolde Kurz. S. 79.

Vielleicht hatte Kurz mit dem Auftreten der beiden Parteien die Gegensätze zwischen Welfen und Staufern einleiten wollen, sodaß bei ausbrechender Feindseligkeit Guido der Gräfin helfen und schließlich ihre Hand gewinnen sollte[1]). Doch wer will das bestimmen? Ein wuchtiges Drama voll entfesselter Leidenschaft läßt sich nach den vorhandenen Scenen kaum erwarten; inhaltlich wie den Versarten nach stimmen sie zu jenem Brief vom März 1838, in dem er dafür hält, daß sich die „hohenstaufischen Stoffe der Tragödie nicht rauben lassen."

Wenn er darin ferner für seine neuen epischen Pläne „den Hans Sachsischen Vers nehmen, aber nicht bloß diesen sehr willkürlich behandeln, sondern auch mit längeren und kürzeren Maßen abwechseln lassen" wollte, so ist das hier in der Tragödie ebenfalls geschehen und auch nach diesen Kriterien ihre Entstehung wohl in jene Zeit zu setzen.

Ohne jeden Anhaltspunkt für die Absicht des Dichters bleibt das Fragment „Aeskulap", das auf zwei Blättern nur seinen Anfangsmonolog bietet. Etwas burschikos führt sich der schon früh zum Heros und Gott avancierte Arzt ein:

Ich bin der altberühmte Aeskulap,
Der Wunderdoktor, den ihr alle kennt,

und daraus möchte ich — wenn hier überhaupt ein Schluß verstattet ist — folgern, jene wenigen Verse seien um die Mitte der dreißiger Jahre gedichtet. Aus dieser Zeit (8. Juli 1836) besitzen wir nämlich einen Brief an Kausler, in dem sich Kurz, gestützt auf eine ausgedehntere Kenntnis Tiecks, treffend über den Romantiker ausspricht

1) Deutet vielleicht der Name Guido den Einfluß von Raupachs „Corona von Saluzzo" an, die Kurz in Stuttgart gesehen hat, und von der er am 16. Dezember 1835 seinem Briefe an Kausler eine ausführliche Inhaltsangabe beilegte? Auch Guido von Savigliano ist bei seinem Zusammentreffen mit Corona eben aus der Heidengefangenschaft heimgekehrt, und aus Raupach wäre das Motiv der feindlichen Häuser herzuleiten.

und den Freund vor einer vorschnell abfälligen Kritik warnt. Wird man aber danach nicht geradezu angehalten, das Muster seines Gedichteingangs im Prolog der Tieckschen „Genoveva“ zu erblicken? Dort beginnt Bonifacius ebenso unvermittelt wie nachher der Kurzische Arztgott:

> „Ich bin der wackre Bonifacius,
> Der einst von Englands Ufern in die Wälder
> Der Deutschen Christus heilgen Glauben brachte“ [1]).

Doch zum Fragment zurück. Als die Tempel von Hellas in Trümmer sanken, hat Aeskulap den heimatlichen Boden verlassen und ist hingezogen, wo auf sichrem Grund

> Der wackern Männer viel, der edlen Frau'n
> Zu festem Lebensglück erfreulich walten.

Hier will er helfen.

> Von Dir vernehmend aber, würdig's Paar,
> Du seist von jenem Quell, dem meine Gunst
> Der Neubelebung frischen Guß verlieh,
> Zum wohnlich lieben Heimathaus gelangt,
> Hab ich sogleich mich aufgemacht hierher,
> Um sorglich zu erkundigen Dein Wohl,
> Und meine Schlangen haben mich begleitet.

Aber zur Zauberkunst der Wissenschaft gehört die Göttin der Gesundheit, Hygieia, „die schalkhaft-kleine“, die

> Das rosig frische Leben willig spendet,
> Das sie in reicher Götterhand bewahrt.

Sie hat ihm in jene Lande das Geleit gegeben und mag nun selbst sagen, wie sie ihre holde Gegenwart erweisen will.

Damit endigt das Bruchstück, das gar zu kurz ist, um sich darüber auch nur in Hypothesen auszulassen. Wird doch nicht einmal deutlich, wer das würdige Paar

1) Vgl. auch die gleiche Einführung des Schlafs im 2. Teil des „Octavian“:

> „Bin ein Knabe, heiße Schlaf“,

eine Eigenheit Tiecks, die auch Uhland in seinem Fragment „Karl der Große in Jerusalem“ nachgeahmt hat: „Ich bin der Herold Karls des Großen“.

sein sollte, da das Scenar nur Äskulap und Hygieia „in heiterer, sommerlich geschmückter Umgebung“ nennt; mit einer Tragödie haben wir es gewiß nicht zu tun.

All diese Anläufe zum Drama gehören der Frühzeit des Dichters an; mit zunehmender Reife festigte sich in ihm die Einsicht, daß die Wurzeln seiner Kraft auf das Epos beschränkt seien. Daher dachte er, als er auf den Sonnenwirt aufmerksam wurde, keinen Augenblick an das Drama, war vielmehr von vornherein fast ängstlich bemüht, neue Quellen aufzufinden, die ihm mit der Möglichkeit eines kulturhistorisch reizvollen Hintergrundes die Gewähr gaben, würdig neben dem großen Landsmann zu bestehen. Erst die Kramersche Bearbeitung bestimmte ihn, seinerseits eine Dramatisierung des Romans zu rüsten, aber auch damals war es ein anderer, der hinter solchen Plänen stand: der Verleger Meidinger.

Kurz hatte ihn vielleicht auf das Erscheinen von Kramers Schauspiel hingewiesen — man mag das aus den ersten Worten herauslesen —, Meidinger folgte der Anregung und gab am 20. März 1855 Bericht von seiner Lektüre[1]): „Ich hab nun auch das Drama Sonnenwirth gelesen, das jedenfalls viel Effekt auf die Thränendrüsen zu machen geeignet ist! Sie haben viel herhalten müssen! Interessierts Sie es zu lesen, können Sie es auf Rücksendungsgelöbniß haben! Wirds aufgeführt, und ich zweifle kaum daran, da es ganz geeignet ist ein paar volle Sonntagshäuser zu machen, so wird's auf den Roman gut wirken, wenigstens im Absatz“.

Nur wenige Tage danach ging des Stück in Heilbronn über die Bretter. Das ließ dem unermüdlichen Geschäftsmann keine Ruhe, er träumte von den größten Erfolgen, wenn Kurz selbst die Dichtung in die dramatische Form umgösse, und muß ihm wohl direkt den Vor-

1) Das Datum kann ich nur nach dem Poststempel geben. Im Nachlaß ist dieser Brief fälschlich unter die Briefe des Jahres 1856 eingeordnet, zu denen er auch inhaltlich keine Beziehungen hat.

schlag in einem uns nicht bewahrten Briefe — der folgende setzt das voraus — gemacht haben, auf den der Dichter mit gewissen Einschränkungen einging. Als sich Meidinger so seines Stuttgarter Freundes versichert hat, läßt er mit seinen Winken und Meinungen, die sein Temperament oft kraus hervorsprudelt, nicht länger auf sich warten. Seine Kunstanschauungen verraten eine oberflächliche Auffassung, wenn nicht gar mangelndes Verständnis, aber zum Teil sind sie mit der Sicherheit des Nachtwandlers vorgetragen, sodaß sein durch keinerlei Bedenken getrübtes Urteil dem Dichter hier und da die Richtung weisen konnte.

Wir setzen den Brief, der zu typisch für die ganze Denk- und Arbeitsweise des Mannes ist, ungekürzt hierher[1]): „Ich hatte Recht, mein Bester, als ich, wie ich die Anzeige vom Erscheinen des Sonnenwirths auf der Bühne las, gleich dachte „helle“, hier muß man wissen, was dran ist, denn wenns schlecht, verhunzt ist, machts den Roman ebenso todt, als wie es gelungen ihn zum Volksbuch binnen sechs Wochen macht. Ich that also gleich meine Schritte und ich erzielte, wenn auch schwer, was ich wollte! Ich rief, als ich fertig war, meiner Frau entgegen, mit dem Hauptmann von Kapernaum: „Infam! Gradaus niederträchtig!“ Gottlob! Daß Sie das auch einsehen! Aber dreimal hoch, daß Sie es besser machen wollen. Ich war immer der Meinung und sprachs gegen Müller immer aus, daß im Sonnenwirt ein mächtiger dramatischer Stoff liege! Er wollte es nie Wort haben und stichelte immer, wenn ich so etwas sagte: Ja, daß Sie der Meinung sind, glaub ich, es ist ja Ihr liebstes Buch! Das war ein feiner freundschaftlicher Stich wegen seines Ackermann! Also ich eile, um Ihnen folgendes zu sagen: Erstens rasch an die Arbeit! Dann vertrauen Sie dem Meidinger! Sturm und Koppe[2]), die jetzt den

1) 29. März 1855.

2) in Leipzig.

Sonnenwirth haben, müssen auch den Ihrigen haben. Wir haben dann damit zugleich ein Organ. Ich schreibe heute noch an sie und verlange, daß sie den Cramerschen Sonnenwirth zurücklegen, was sie auch thun werden, denn der wird nirgends aufgeführt, außer in Heilbronn. Wegen der materiellen Frage seien Sie außer Sorge vorläufig, das mache ich mit Sturm und Koppe ab, Sie sollen da keine Last mit haben. Ich kann die Leute controllieren, und sie geben von Messe zu Messe Abrechnung. Ich wahre Ihre Interessen dabei, als seien es die meinigen. Sowie Sie Manuscript haben, senden Sie es, in acht Tagen ist's gedruckt! Es wird für Sie gedruckt, ich hielt es mit Müller ebenso. Der ganze Druck von Ackermann[1]) kostete 50 Gulden. Ich besorgte Müller alles für seine Rechnung und biß auch viel Unangenehmes durch! Mein Interesse ist's ja auch, daß es gut auf die Bühne kommt, und dann geht das Rennen doppelt! Ich habe à cause des Dramas Ackermann ca. 1000 Exemplare abgesetzt. Also über die materielle Frage gar keine Sorge, Lieber, das überlassen Sie mir, ich besorge das alles herzlich gern. Müller nahm ca. 800 Gulden schon ein. Sturm und Koppe muß man auf die Finger sehen, dazu sind Sie nicht gemacht. Die Hofbühnen müssen Sie selbst versehen mit einem Begleitschreiben an die Intendanten. In Stuttgart muß das Drama aufgeführt werden, und Ihre Ansicht theile ich nicht wegen dem Hochdeutsch! Dann dürfen Schillers Räuber auch nicht aufgeführt werden. Die Bühne ist ja ein Kunstinstitut. Stuttgart muß den ersten Trompetenstoß dazu geben. Der Schluß muß hochtragisch sein, versteht sich, damit die Gewalt der Moral desto stärker auf die Zuschauer hereinbricht.

1) Otto Müller hatte seine „Charlotte Ackermann", die als „Theaterroman aus dem vorigen Jahrhundert" 1854 in der „Deutschen Bibliothek" erschienen war, bald darauf dramatisiert. Das Trauerspiel wurde am 9. November 1854 erstmalig in Altona mit größtem Erfolg aufgeführt, dann ging es in der zweiten Hälfte des Dezember auch im Frankfurter Schauspielhause in Szene.

Geben Sie ein Vorspiel. Die Scene vor dem Zuchthaus, wo Sie in dem Waisenpfarrer eine wunderschöne Scene geben können! Es ist eine Einleitung, die von vornherein einen guten ergreifenden Eindruck machen muß. Überlegen Sie sich das. Ich schreibe an Sturm und Koppe morgen und melde Ihnen sofort das Resultat. Daß Sie sich an mir versündigt haben? Ja, Alter! Hören Sie! Sie schreiben das letzte Mal, ich meinte, Sie wollten feilschen! Umgekehrt ist's aber! Sie sollen nicht meinen, daß ich jemals feilschen würde und könnte bei Ihnen und bei niemand. Und nun adio! Sonnenwirth hoch! Eiligst Ihr Meidinger." Als Nachtrag dazu auf dem Umschlag: „Das Drama von Cramer behalten Sie nur, es ist's Porto nicht werth."

Kurz folgte in jeder Beziehung den in dem Brief gegebenen Direktiven: den geschäftlichen Teil überließ er seinem Verleger, den dieser zu einem vorläufigen Abschluß brachte, und teilte Meidinger seine Gedanken über die Ausführung mit, worin er sich aber über den Ausgang nicht aussprach [1]). Obgleich er sich selbst über die Lösung des Konflikts noch nicht im Klaren war, machte er sich dennoch an die Arbeit und schuf innerhalb weniger Wochen den ersten und zwei Scenen des zweiten Aktes, die er an Meidinger mit der Bitte um Meinungsäußerung sandte, vielleicht noch im April [2]). Nochmals gab ihm Meidinger mit einer Besprechung der fertigen Teile Ratschläge für den Schluß, und nun verbreitete sich auch der Dichter über seine Pläne, die vielleicht beherzigten, was Meidinger empfohlen hatte, da sie dessen ungeteilten Bei-

1) Meidinger schließt seinen Brief vom 2. April 1855: „Lassen Sie bald mal hören, wie Sie den 5. Akt zu halten gedenken".

2) Die beiden fraglichen Briefe sind leider undatiert und darum im Nachlaß an den Schluß (28. 29) der Sammlung gesetzt. Aber da der letzte datierte Brief vom 2. April ist und Meidinger in dem späteren von jenen beiden noch auf Versendung des bis dahin unvollendeten Stücks vor Schluß der Hoftheater drängt, der doch spätestens Anfang Juni erfolgte, darf man wohl Ende April als Termin bezeichnen.

fall fanden. Gleichzeitig stellte er die Vollendung des Stückes, das fertig vor seiner Seele stand, für die nächsten Tage in Aussicht.

Aber es kam nicht dazu. Auf ein „Woran liegt's" hat Meidinger Bescheid erhalten; wir müssen uns heute, da diese Briefe uns fehlen, mit der Tatsache begnügen, daß Kurz die Arbeit zugunsten des „Weihnachtsfundes" im Juni unterbrach, wohl nicht allein, weil diese Novelle zu Weihnachten 1855 bereits erscheinen sollte; Kurz war mit der bisher geplanten Weiterführung wahrscheinlich doch nicht zufrieden und hat sie darum gern hinausgeschoben; tatsächlich hat er sie nie wieder aufgenommen.

So kommt die Kritik um ein interessantes Experiment und muß sich an die ausgeführten Partien halten, die natürlich keinen Ersatz bieten; denn in jenen Teilen konnte das eigentlich Problematische der Dichtung kaum angebahnt werden.

Wie schon Kramer es getan, bringt Kurz den ersten Akt im Anschluß an die beiden ersten Kapitel seines Romans. Dem Vorschlag Meidingers, die Szene vor dem Zuchthause in einem Vorspiel zu geben, ist er insofern nachgekommen, als er damit den Aufzug eröffnet hat; erst im zweiten Auftritt reihen sich die Vorgänge in der „Sonne" zu Ebersbach an.

Wiewohl uns nur längst bekannte Personen entgegentreten, mutet manches ganz neu an: die Form verlangte eine prägnantere Herausarbeitung der einzelnen Gruppen, die vortrefflich gelungen ist, und das ganze Dorfleben mit seinen Händeln und Intrigen, seiner Unzufriedenheit und Ehrsüchtelei, seinem Neid und seiner Mißgunst, die sich hinter falscher Fürsorge birgt, ist noch schärfer und plastischer als im Roman veranschaulicht.

Nach den wohltuenden Ermahnungen des alten Waisenpfarrers, ein wahres Christentum auszuüben, was sich der verwilderte Sprößling des Sonnenwirts tief ins Herz schreibt, erfahren wir zu Ebersbach die völlige Umkehr aller Maximen. Mit scheelen Blicken hecheln beide Müller

die Verhältnisse des Wirtes durch; wir sehen Magdalene, Frieders Schwester, ein Opfer der geldsüchtigen Politik ihrer Mutter werden, und wir erleben die harte Zurechtweisung des eben entlassenen Sohnes, in dem eine edlere Lebensauffassung zu keimen begann. So orientieren wenige Szenen eindrucksvoll über das Milieu, in dem der Sonnenwirtle aufgewachsen ist, und ohne daß der Dichter eine Lanze für seinen Helden gebrochen, steht der Zuschauer auf seiner Seite, auf die ihn schon der liebeleere Empfang, der jenem zuteil geworden, geführt hatte.

Kurz schließt daran mit glücklichem Griff Ereignisse seines dritten und vierten Romankapitels und knüpft auf solche Weise sichtbar und doch fast unbemerkt die ersten Fäden zur Katastrophe. Kramer hatte seinen zweiten Akt mit einem Monolog eröffnet, der die Tatsache von Schwans Liebe nachholen mußte. Kurz erkannte die Bedeutung dieses Moments, das darum nicht hinter die Szene verlegt werden durfte, aber er wußte es auch als Kontrastmotiv richtig einzuschätzen; darum führte er glücklich die Bäckerin just in dem Augenblicke mit ihrer Patin herein, als Frieder, der wie ein Aussätziger von der Verlobung ausgeschlossen bleibt, allein im Schenkraum weilt.

Sie ist schnell zur „Sonne“ geeilt, weil bei keiner solchen Feierlichkeit ihre Mürbekuchen fehlen dürfen. Während sie ihre Ehre darin sucht, diese selbst dem Brautpaar zu überreichen, legt sich Frieder die Schlingen zu künftigem Unheil, wenn er jetzt seinem kleinen Schützling den Antrag stellt, sein Schatz zu werden.

Nach solcher Verkettung führt der zweite Akt in die ärmliche Wohnstube Christinens. Der Sonnenwirtle ist dort ein häufiger Gast geworden, dem der Hirschbauer als einem „Sohn aus fürnehmem Haus“ nicht die Tür zu weisen wagt; auch findet er eine Fürsprecherin in der Mutter, der die Aussicht auf Geld und Ansehen den unbefangenen Blick geraubt hat. Zwar warnt sie ihre Christine vor einem „dummen Streich“, aber ebenso

vor falschem Hochmut und dem Glauben, „die gebratenen Tauben müßten ihr ins Maul fliegen". Dieser reich charakterisierenden Szene folgt der bekannte Auftritt, in dem Friedrich seine ungestüme Werbung vorbringt, und damit bricht das Drama ab.

Mag unsrer Beurteilung des Torsos das seines Verlegers vorangehn. Er schrieb — wahrscheinlich also Ende April oder Anfang Mai 1855 — an Kurz: „In Liebe herzlichen Dank für Ihr Briefchen und die Sendung. Ich las die Sache, die mir sehr einleuchtet und wohl gefällt. Sie wollen mein und eines Schauspielers Urtheil darüber hören. Das meinige steht bereits fest auf den Beinen und eines tüchtigen Akteurs folgt heute oder morgen. Ich halte die Ausführung für ganz vortrefflich, lebendig, ineinandergreifend, aber Sie müssen kürzen. Die Wirthshausszene ist viel zu lang. Skizzieren Sie nur und heben Sie die einzelnen Schlaglichter hervor, so wird die Wirkung mächtiger, elektrischer. Können Sie denn den Sonnenwirth nicht zutreten lassen zu der Gruppe der Müller und des Hanne, und diesen im Dialog dann kurz darüber sprechen lassen, daß Frieder heute wieder zurück kommt. Der Vater kann ja dann die Ursache wieder skizzieren, wegen was er ins Zuchthaus kam. Aus dem Munde des Alten das zu hören, wäre vielleicht selbst nicht mal übel. Dann müssen Sie noch einige Provincialismen streichen und andere Ausdrücke geben. Ich habe diejenigen, die mir auffielen, roth unterstrichen [1]). Die Einführung des Ehehandels mit Frieders Schwester und dem Chirurgus ist famos und ganz am Platz! Ein Zug mehr zur Constatierung der Wahrheit, wie Frieder in so einem elenden Familienleben so weit kommen mußte, um auf krumme Pfade zu kommen. Bleiben Sie aber ja bei der blonden Christine allein. Sonst laufen Sie Gefahr, Ihrem Helden

1) Diese Striche sind noch in dem erhaltenen Manuskript erkennbar. Wir haben wohl nur mit der éinen Handschrift, schwerlich mit einer verschollenen Fortsetzung zu rechnen.

die warme Teilnahme für ihn von Seiten des Publicums zu verscherzen, wie ich dies ebenfalls bei Müllers Drama erlebt hatte. Das Interesse für den Helden erkaltete, die Spannung war gebrochen, weil man vermuthete, daß Lotte[1]) eine feste Richtung ihres Herzens bewahren würde, die zu ihrer Kunst. Sie schwankte, warf sich aber, wenn auch nur noch sterbend, im Ideal zu Sylburg, und dieser Doppelzug verletzte. Bleibt Frieder seiner blonden Christine treu, dann hat er im Publicum einen Hebel mehr für sich, der ihn in der Theilnahme steigen läßt und die übrige, schlechte, niederträchtige Umgebung mehr heraustreten läßt und diese dem Verdammungsurtheil des Parterres umso eher heimfallen. Hab' ich Recht darin? In der Szene könnten Sie unmöglich so motivieren, daß das Fahrenlassen der blonden Christine und die Zuhaltung zur schwarzen gerechtfertigt wäre. Dafür haben Sie nicht Platz für die Ausführung genug, diese Schwenkung wäre daher gefährlich, weil sie das Publicum dem Helden nicht verzeihen würde!"

Was im Verlauf der Untersuchung zu wiederholten Malen an Meidinger herausgehoben werden konnte, bestätigt sich hier von neuem. Diese Äußerung hat ein Mann getan, der, wie das Orthographie und Interpunktion, Stil und zuweilen sogar Grammatik seiner Briefe zeigen, nicht im Besitz einer ausreichenden Bildung war, sich gerade dadurch aber den treffsicheren Blick bewahrt hat; was er positiv wie negativ vorbringt, ist im wesentlichen richtig und bedarf nur hier und da der Einschränkung oder Erweiterung.

---

1) Charlotte Ackermann in Müllers Roman und Drama liebt den Major Max von Sylburg, einen dänischen Werbeoffizier, „halb Othello, halb Jago", der vorher ein Verhältnis mit einem armen Mädchen, Bertha Gades, hatte. Friedrich Ludwig Schröder, der berühmte Schauspieler, deckt Sylburgs Vergangenheit auf; Charlotte ist unschlüssig, Sylburg stößt sie zurück, weil sie anderen mehr vertraut hat als ihm. Nun beginnt jenes Schwanken Charlottens, von dem sie ein früher Tod erlöst.

Auch wir werden die lebendige Frische und das kunstfertige Ineinandergreifen der Partien rühmen. Freilich kehren nur Bilder aus dem Roman wieder und der epische Gang wird durchweg gewahrt, nirgends ein dramatisches Tempo angestrebt; aber bewundernswert bleibt die weise Auswahl und Zusammenrückung, bei der es Kramer so gänzlich versehen hatte.

Kurz wollte ursprünglich eine reine Dialektdichtung schreiben, gegen die sich Meidinger zu Recht, wenn auch mit einem falschen Argument, gesträubt hat; aber ein reines Hochdeutsch, wie dieser es lieber gesehen hätte, wäre umgekehrt nicht so wirksam gewesen, wie der durch vereinzelte Idiotismen hervorgerufene schwäbische Einschlag. Die häufige Apo- und Synkopierung wie der Fortfall des Perfektpräfixes verleihen der Dichtung ein süddeutsches Kolorit, während verstreute Suevismen die Personen nüancieren. Pfarrer und Amtmann, die würdig unter den übrigen Pharisäern der Toleranz und des Glaubens präsidieren, greifen zu biblischen Wendungen oder glänzen gar mit französischen Brocken, wenn sie dem verlorenen Sohn ins Gewissen reden; die Bauern aber sprechen nach ihrer Art, und es ist bare Splitterrichterei, wenn man solche Provincialismen dem Dichter ankreidet. Wir wissen recht gut, was gemeint ist, wenn der Frieder den Fischerhanne „durchliedert“ [1]) oder der Hirschbauer dem Eindringling die Tür weisen möchte, aber „ihm nicht auszubieten“ [2]) wagt, uns bleibt aber auch der Sinn nicht verborgen, wenn der Kasper ein „Schlag mich's Blechle“ [3]) in seinen Spott mengt, und wenn Ausdrücke wie „auskitzebusägen“ [4]) und „zurbokedeißen“ heute selbst den

1) H. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. II 467.

2) Wörterbuch I 454.

3) Wörterbuch I 1186: euphemistisch für Blitz. Falsch dagegen in Christoph v. Schmids „Schwäbischem Wörterbuch“: S. 75 als „einem Übles nachreden“ erklärt. „Vermutlich hing man ehemals Verbrechern ein Blechlein an, auf welchem ihre Missetat bezeichnet war“.

4) Wörterbuch I 479. Dort die Form „zubockedeisen“.

Schwaben unverständlich geworden sind, so steigt gerade damit, wenn Müller und Fischer unter solchem Zuspruch einander Bescheid tun, ein Stück Alt-Württemberg vor uns auf.

Erst durch das Mosaïk von Einzelcharakteristik, Szenenführung und Milieu wird eine so reiche Vielseitigkeit erreicht, die neben prächtigen Typen den Helden ganz individuell gestaltet. Während Unerquicklichkeiten häßlichster Art in bengalischem Lichte erscheinen, mildern zwei fein differenzierte Liebesszenen die strengen Gegensätze und schließen eine tendenziöse Voreingenommenheit aus mit der trügerischen Hoffnung auf einen versöhnenden Abschluß.

Denn eine rührselige Versöhnung, womöglich mit einem deus ex machina in Gestalt des Herzogs, wie sie Kramer seinem Publikum zugestanden, hätte Kurz fraglos verschmäht. Aber wie sollte es weitergehn? Etwas fördern uns über bloße Vermutungen hinaus ein paar abgerissene Sätze, die unter dem Fragment stehen: „Auf ein väterliches Regiment ist alles gebaut. Der Vater regiert in der Familie, der Amtmann hat ihn dabei zu maintenieren, der Vogt den Amtmann, der Herz[og] den Vogt, Alles persönlich. Wenn nun die Personen ungeschlacht sind, so drückt alles auf die unterste Schicht dieses Processes. Die Schwestern haben F[riedrich], mit Recht oder Unrecht, gegen die Stiefmutter aufgehetzt; nun, da die Früchte aufgehen, lassen sie ihn im Stich. Erst ganz zuletzt fühlt er sich als Mann, durchs Leben geschult, und erkennt, wie die dumme Behandlung, die er als dummer Bub erfahren, ihn um alle Früchte des Lebens gebracht“.

Diese späte Erkenntnis deutet doch gewiß auf einen tragischen Ausklang, aber was ihn herbeiführen sollte, wirklich nur das schlecht funktionierende, schließlich gänzlich versagende Räderwerk der Staatsmaschine, also nur Konflikte mit Familie und Behörde, oder etwa die schwarze Christine, der er mit Leib und Seele verfiel, wird nicht

ersichtlich. Meidinger hatte mit verständigen Gründen davor gewarnt, die Schettingerin auf die Bühne zu bringen. Ein Held wie der Sonnenwirtle, der bei seinen Gewalttätigkeiten die Gunst des Publikums hauptsächlich durch seine Liebe zu seinem armen Mädchen besaß, das er zu sich emporheben wollte, durfte freilich nicht von ihr ablassen, ohne sich um die Teilnahme seiner Bewunderer zu bringen. Andrerseits lag in der zweiten Christine, wie Isolde Kurz in ihrem Buch das richtig betont[1]), eines der reizvollsten Motive, von dem Kurz sich ungern trennen mochte: ein Dilemma, das nur ein völliges Verzichten beseitigte.

Eine allem gerecht werdende Lösung war in der Tat äußerst schwer zu finden, da eine psychologische Behandlung der zweiten Liebschaft auf das durchaus moderne Problem des Mannes zwischen zwei Frauen hinausgekommen wäre, das, an sich sehr interessant, doch dem eigentlichen Sonnenwirtstoff widersprach. Kurz hat die Unmöglichkeit erkannt, eine solche Anschauung mit der des Volksdramas zu verquicken, und das wird ihn im letzten Grunde von der Beendigung abgehalten haben.

So stellte zwar der Dichter selbst keinen Sonnenwirt auf die Bretter, aber deshalb kam die Bühne nicht um eine zweite Bearbeitung, die sich freilich nicht als eine Verbesserung der Arbeit Kramers erwies. Auch in diesem Fall war es dem nachschaffenden Dramatiker nicht um eine Lösung des bestehenden Problems zu tun; der Stoff mußte im Gegenteil, um ihn wirklich anziehend zu machen, noch tüchtig verwässert werden!

Die einer Volksbühne schier unentbehrlichen Konflikte waren in gedrängter Fülle hier beisammen und warteten förmlich darauf, in das rechte Licht gerückt zu werden.

1) S. 201/2. Über den Verbleib des Manuskripts wußte sie bereits nichts mehr.

Ferdinand Fränkel[1]) traute sich dieses Können zu. Er war bei Raimund und Nestroy in die Schule gegangen, hatte nach ihrem Rezept bereits verschiedene Volksschauspiele geschrieben und fand nun in Kurzens Roman die geeignetsten Motive vor, um ein rechtes Tränenstück daraus zu zimmern, das alle Gehässigkeiten der Stiefmutter und des Fischerhanne überbieten sollte. Daneben wurden auf der andern Seite alle guten Eigenschaften ins Extrem gesteigert, sodaß eine Rührkomödie schlimmster Sorte entstand.

Diesem Zweck bot die Romanüberlieferung allerdings keinen genügenden Untergrund: die Verhältnisse darin waren für das Licht der Rampe bei weitem nicht grell genug. So erscheint denn, nachdem die ersten Takte nur eine leichte Variation Kurzischer Weisen gebracht hatten, als eigne Komposition der Fischerhanne als verschmähter Liebhaber Christinens, die hier Schenkmädchen in der Sonne ist. Sie kennt zwar den Sohn ihres Wirts gar nicht, da er sogar „vier Jährle" nach Ludwigsburg mußte, aber mit ihren Sympathien steht sie längst auf seiner Seite, und als Frieder heimkehrt und ihm sofort, wie einstudiert, vom Amtmann bis zum letzten Schwager alle aufsagen, stellt sie sich ihm — womit besser als mit jener Kindheitserinnerung, auf die auch Kramer nicht verzichtet hatte? — vor und versichert ihn ihrer Unterstützung. Bewegt dankt ihr der Sonnenwirtle und wirft den Seinigen trotzig den Fehdehandschuh zu: „Euch allen gute Nacht, bis einst der Morgen der Vergeltung tagt!"

Im Verlauf des Folgenden wechselt enger Anschluß an den Roman mit einer verkürzten Wiedergabe und freier Umgestaltung. Daß der zweite Akt mit Frieders Werbung anhebt, hat nichts Verwunderliches, zu rügen ist da nur ein Bruch, der durch die Neuerfindung hineingekom-

1) Geboren 16. November 1815 zu München, wo er am 15. Mai 1898 starb. Vgl. Brümmer S. 558, der dieses Stück aber nicht verzeichnet. Es erschien nach einer handschriftlichen Eintragung 1856.

men ist. Bei Fränkel sind die Liebenden garnicht entzweit wie bei Kurz, sondern Christine nimmt sich nur vor, „ein wenig zu trutzen“, weil ihr Liebster so lang ausbleibt. Als Frieder dann auftritt, hat Fränkel seine Änderung längst vergessen, denn sein Sonnenwirt fragt ganz wie im Roman, als bestünde eine wirkliche Verstimmung: „Ist's erlaubt hereinzukommen?“ Und traditionell lautet die Antwort: „Ich kanns nicht verwehren“.

Nach ihrer Verständigung gibt es dann kein langes Hinzögern ihrer Liebschaft mit Aufgebot und Vorladung vor Gericht und Kirchenconvent. Fischerhanne versteht es wie ein Torero seinen Stier zu reizen: er weiß sofort um ihr Geheimnis und zwingt es seinem Feinde ab, indem der alte Sonnenwirt das Mädchen beschimpft. Da aber erfahren sie mehr, als ihnen lieb; denn den Bräutigam versetzt das in eine derartige Raserei, daß er mit gezücktem Messer sich auf den eigenen Vater stürzt, statt seiner den treuen Knecht Bläs verwundet und gefangen wird. Von seinem weiteren Ergehen berichten dann zunächst die Zigeuner, zu halten aber vermögen sie ihn nicht. Er will in die alten Verhältnisse zurück und schon ist er dank der Unterstützung des wieder genesenen Bläs, der inzwischen Totengräber geworden, seinem Ziele nahe, als die Ermordung seines Weibes durch den Fischerhanne jede klare Überlegung in ihm ausschaltet und ihn mit den furchtbarsten Rachegedanken den Räubern in die Arme treibt. Mit seiner Bande, deren Leitung er nun willig übernommen hat, zieht er unter der Maske streifender Soldaten nach Ebersbach und vergiftet seine Stiefmutter; den Fischerhanne aber übergibt er seinen Anhängern zur Bestrafung!

Dennoch wird er seines Sieges nicht froh: Dragoner, die nach ihm fahnden, haben seinen Aufenthalt erkundet, doch ihr Officier rettet ihn durch eine Kugel vor strengerem Gericht. Die Vergeltung hat ungestört ihren Lauf genommen, und damit nichts in der Schwebe bleibt,

verzeiht der Alte seinem unglücklichen Sohn, von dessen Unschuld er sich zu spät überzeugt, und nimmt seinen Enkel zu sich.

Das ist nun ganz und gar kein Sonnenwirtdrama mehr, sondern ein mit Effekten überladenes Schauspiel, das mit all den Mitteln arbeitet, welche die vergröbernde, Volksphantasie von jeher verlangt hat und noch immer zu sehen begehrt.

Die Motive von der garstigen Stiefmutter, dem edlen Räuber und der getreuen Braut, die ihre Liebe mit dem Tode besiegelt, haben sonst in so starrer Gleichmäßigkeit nur im Märchen ihr Fortleben. Das aber ist gerade das Vehikel der Volksphantasie; individuellen Regungen vermag das Volk nicht mit vollem Verständnis zu folgen und wird darum ihrer Gestaltung keinen oder nur schwachen Beifall spenden.

Von da aus verstehen wir, daß eine derartige Schlimmbesserung der Fabel auf Volkstheatern heimisch werden konnte. Zwar wissen wir über die damalige Aufnahme beim Publikum nichts, und der Kritik scheint das Stück garnicht vorgelegen zu haben, während der Kramer'sche „Sonnenwirt“ in den sechziger Jahren u. a. mehrfach in Biberach gespielt wurde und noch 1869 in Göppingen, also an einem Hauptschauplatz der Ereignisse selbst, verschiedene Aufführungen erlebte [1]).

Aber daraus, daß Fränkels Schauspiel sich in einer neueren Überarbeitung bis heute erhalten hat, darf man wohl den Schluß ziehen, daß es auch in der Zwischenzeit nicht verschollen war.

Im April 1912 brachte nämlich ein Wandertheater zu Eppingen in Baden den „Sonnenwirt von Ebersbach oder Verbrecher aus verlorener Ehre“ zur Darstellung, den es auf den Theaterzetteln als „Schauspiel aus Würt-

1) Nach Mitteilungen R. Stengs, der damals selbst die Titelrolle spielte.

tembergs Vergangenheit in fünf Akten von J. Kneisel" ankündigte. Nun hat der Volksschriftsteller Kneisel[1]) kein solches Stück verfaßt; aber die Bedenken, die damit aufstiegen, schlug das Textbuch bald nieder, das sich deutlich als eine Nachwirkung der Fränkelschen Bearbeitung herausstellte[2]).

Die Abänderungen dürfen uns nicht irre machen. So ist der Fischerhanne nun gar der Liebhaber der Sonnenwirtin geworden, der mit ihr auf den Tod des Alten spekuliert; aber wie bei Fränkel erschießt er statt des Sonnenwirtles dessen Geliebte, die hier Liesbeth heißt. Auch reihen sich ganz dieselben Vorgänge daran, nur daß Frieder hier sogar als General verkleidet auftritt und, da der Alte bereits tot, der Offizier, der den Sonnenwirt gerade erschossen, sich seines Kindes annimmt. Denn versorgt werden mußte der Kleine. so wollte es das Volksempfinden.

Ganz vergessen hatte der flüchtige Plagiator, vielleicht irgend ein Schmierendirektor, die Vorgeschichte des Hausknechts Bläs, sodaß man weder weiß, warum der Bauer Martin hernach gerade Totengräber ist, noch auch weshalb er dem Sonnenwirtle mit Geld aushilft: zwischen ihnen hatte ja eine Freundschaft nicht bestanden.

Überhaupt bleibt die Umarbeitung weit hinter seiner Vorlage zurück. Bei Fränkel war der Stoff ganz gut auf fünf Akte verteilt, die beiden ersten Aufzüge

---

1) Auch nicht J., sondern Rudolf, (geboren 8. Mai 1832 in Königsberg; lebt jetzt in Pankow.) Vgl. Brümmer I, 2, S. 305.

2) Merkwürdigerweise begegnet hier wieder der Name des Schillerschen Sonnenwirts Wolf. Vielleicht darf man schließen, daß er auch bei Fränkel so hieß. In dem Exemplar, das ich benutzte — aus einer Hamburger Leihbuchhandlung —, fehlten leider Titelblatt und Personenverzeichnis, im Stücke selbst aber fällt der Name garnicht. Nach einem späteren handschriftlichen Vermerk heißt das Stück: „Der Sonnenwirt, ein Räuber aus verlorener Ehre". Das würde ja zu einer Schillerschen Namengebung stimmen.

sogar besser als bei Kramer. Der dritte brachte dann die Räuberepisode, der vierte die Heimkehr Frieders, beider Flucht und den Tod Christinens, und im letzten erfolgte die doppelte Katastrophe. Der Nachschreiber aber hatte die Einleitung nicht völlig behalten; er setzte darum nicht glücklich, das Verhältnis Friedrichs zur Schenkmagd schon in eine frühere Zeit, wodurch ihm der herkömmliche (zweite) Akt, der mit der Werbung den Grund zur Katastrophe legte, verloren ging. So verschiebt sich alles um einen Aufzug; um dennoch die Fünfzahl herauszubekommen, wird ein ganzer Akt mit der Ermordung Liesbeths ausgefüllt!

Daß von dem Pseudo-Kneisel nicht auch die Sprache des Fränkel'schen Drama herübergenommen ist, bleibt ein unverdienter Vorzug: dort reden nämlich die Ebersbacher einen Dialekt, dem man die krampfhaften Versuche eines Bayern anmerkt, ein ihm nicht geläufiges Idiom zu meistern; alle a-haltigen Worte erscheinen umgelautet und müssen dadurch gewaltsam den Eindruck schwäbischer Herkunft erzeugen [1]).

Wir stehn am Ende unsrer Betrachtung.

Nachdem Schiller für Christian Wolf, der aber nicht der wahre Sonnenwirtle war, seine klangreiche Stimme erhoben, versuchte Kurz im Roman die Vergehen und Verbrechen Schwans, soweit es die künstlerische Absicht zuließ, in das milde Licht einer humaneren Auffassung zu rücken. Doch seine Worte verhallten; sie wurden fortgetragen vom Winde einer unruhig gährenden Zeit, und sein Werk geriet, ohne je die gebührende Anerkennung erlangt zu haben, in Vergessenheit.

Aber die Gestalt seines unglücklichen Helden, dem

1) Sächte, er sägt, Kurätsch, der Häf (Topf), g'frät (gefragt). Daneben das unschwäbische Geseit, wo man Geschwätz erwarten würde (für Gerede); G'friaßl für Gesicht, ferner Verbalbildungen auf ern: ich tauschert, er trinkert, nehmert, schleichert usw., die doch wohl der bayrisch-österreichischen Mundart angehören.

er noch die späte Teilnahme eines anders gesinnten Publikums hatte sichern wollen, kehrte nicht in das gleiche Dunkel zurück, dem sie einst ein glücklicher Zufall: das Zusammentreffen Schillers mit Abel, entrissen hatte. Die Theater bemächtigten sich ihrer, und seitdem ist bis auf den heutigen Tag, gewiß mit einer allmählichen Verbreitung auch der historischen Grundlagen wenigstens im Volke wenigstens des südlichen Deutschlands, das Interesse an dem einst weithin gefürchteten Mordbrenner nicht mehr erloschen. Wenn zur Zeit gleich zwei Schriftsteller, Ernst Ege und Theodor Mauch [1]) in Stuttgart, an ein Sonnenwirt-Volksdrama — das Wort im besten Sinne — denken, so ist das ein schöner Beweis dafür, daß der Sonnenwirt seinen Landsleuten keinen leeren Namen mehr bedeutet.

Einstweilen zwar bedurfte es noch eines weitgehenden Entgegenkommens, um ihm das Bürgerrecht zu sichern: aus einem einfältigen Fischer, der sich ein Sündengeld machen wollte, mußte erst der Buhle der Stiefmutter oder der abgewiesene Freier der Sonnenwirtsbraut werden, der dem hinderlichen Erben oder dem bevorzugten Liebhaber auf alle Weise nachstellte, Frieder, der „heißgrätige Bursche“, sich erst in ein unschuldiges Lamm wandeln; aber wenn dann, selbst in solcher Gestaltung, die Fabel vom Sonnenwirt auf Volkstheatern oder Wanderbühnen durch die Lande getragen wird: hier und da fällt ein Samenkörnchen auch auf fruchtbaren Boden und regt zu erneuter Beschäftigung an mit dem eigentlichen Dichter dieses Stoffes: Hermann Kurz. —

1) Herr Mauch teilte mir freundlichst gesprächsweise den Aufbau seines bisher nur geplanten Stückes mit. Danach sollte nach einer größeren Exposition, die sich etwa mit dem Kurzischen Fragmente deckte, Christine Müllerin sich von Schwan um seines Mordes willen abwenden; der Sonnenwirtle, nachdem er in Gesellschaft der zweiten Christine, die mit ihrer Gefangennahme aus der Handlung ausscheidet, aufs tiefste gesunken, im Gefängnis zu später Erkenntnis kommen, der eine Versöhnung mit der Müllerin nicht fehlte.

Anhang.

Rotwelsch.

Im Folgenden sind sämtliche im „Sonnenwirt" begegnenden rotwelschen Vokabeln alphabetisch geordnet und, soweit es möglich war, nach ihrem Ursprung erklärt worden. Daneben habe ich ältere und neuere Quellen herangezogen, um Häufigkeit und, Lebensdauer sowie eventuellen Bedeutungswandel besser zu veranschaulichen [1]).

a c h l e n. II 133. essen. hebr. âkal. (St. 14.) Häufiges Verbum, das sich zuerst im liber vagatorum findet (K. 53) und noch heute der Kundensprache angehört. (O. R. 10.)

---

1) Abkürzungen: hebräisch = hebr., jüdisch = jüd., zigeunerisch = zig.

Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum, besonders Teil IV, Leipzig 1862) = A-L.

L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gaunertums. (Leipzig 1905) = G.

Kluge = K.

Richard Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache. (Leipzig 1863) = L.

H. Ostwald, Landstreicher. (Die Kultur Bd. 8. 1906) = O. L.

H. Ostwald, Rinnsteinsprache. (Berlin 1906) = O. R.

Pollak, Wiener Gaunersprache. (Groß' Archiv für Kriminal-Anthropologie Bd. XV. 1904) = P.

Schütze, Was ist heute noch von der Gaunersprache im praktischen Gebrauch? (Groß Archiv Bd. XII 1903) = Sch.

Stumme, Über die deutsche Gaunersprache. (Hochschulvorträge. Heft 32. Leipzig 1903) = St.

Jos. M. Wagner, Rotwelsche Studien. (Herrigs Archiv Bd. 33) = W.

Zündel, Jenisch in Pfedelbach. (Württ. Vierteljahrshefte 1904.) = Z.

Die Zahl hinter dem rotwelschen Wort bezeichnet die Stelle im Sonnenwirt.

balo. III 35. Schwein. zig. (Pott II. 420: zu hindostanisch bārāh.)

bemutter. III 44. Taschendieb. Ursprung unbekannt. Da Schöll (Abriß S. 3) bimuther schreibt, die im Roman gebrauchte Form, von späteren Quellen, in denen das Wort häufiger vorkommt, abgesehen, sich im Wörterbuch des Kostanzer Hans findet, so ist anzunehmen, daß Kurz auch dieses gekannt hat. Wahrscheinlich hat ihn Schölls Hinweis S. 294 darauf aufmerksam gemacht.

bestieben. II 133. erlangen. Vielleicht zu stöbern (A-L IV 524) oder zu stipare (? St. 19). Das Wort ist erst spät belegt, zuerst im Hildburghauser Wörterbuch 1753 (K. 226), heute scheinbar sehr verbreitet (O. R. 22., Z. 209).

felinger. II 138. Krämer, Marktschreier. Ursprung unklar, vielleicht von feil (? Pott II 37). Im liber vagatorum begegnet bereits „feling kremery". Stumme S. 20 leitet es, schwerlich richtig, von fehlen her, indem er feling nur als Arznei faßt und „einem etwas fehlen" gleich „krank sein" setzt.

flach. II 133. Feld. Es ist das deutsche Adjektivum, das rotwelsch in dieser Bedeutung gebraucht wird neben dem schon 1510 (K. 54) belegten ebenfalls deutschen „grunhart".

fleischmann. III 46. „Einer der Diebe aufsucht und verfolgt". Kurz fand diesen terminus in den Akten. Linck S. 111 erklärte dazu: „wie die jenische Sprache den Begriff eines Polizei Officianten wiedergibt". Über die Entstehung des Ausdrucks berichtet Riedels Wörterbuch von St. Georgen am See 1750 (K. 219): „Diese Benennung ist von einem Lieutenant dieses Namens, welcher um Frankfurt und Darmstadt die Räuber und Diebe verfolget, und zulezt von ihnen überfallen und jämmerlich massacrirt worden, dahero nennen sie alle diejenigen Fleischmänner, so sich zu dergleichen Commission brauchen lassen".

fuhre. III 44. „Diebssack oder Tasche". Kurz entnahm das Wort den Akten. Obschon diese natürlich deutsche Vokabel erst im Hildburghauser Wörterbuch von 1753 steht (K. 228), ist der Begriff viel älter. In der Dresdener Specificatio von 1685 heißt es (K. 165): „Eine Blanthe soll so ein Ding seyn, welches sonderl. die Weibespersohnen führen und die Wahren in dergleichen zu bereiteten Sack unter die Schürze gar meisterlich und behende einschieben, auch sehr viel darinnen verbergen können, und soll dieses eine holländische Manier seyn". Noch heute verstehen die Gauner wie zur Zeit des Sonnenwirts unter Fuhre die große Diebstasche in den Röcken der Laden- und Marktdiebe (O. R. 54).

gaif. III 90. Ursprung und nähere Bedeutung unbekannt, da das Wort nur im Vaihinger Protokoll belegt ist. Dem Sonnenwirtle wurde es warnend zugerufen, als sich bei einem Einbruch Leute zeigten.

gasche. II 133. Leute. Das zig. gadscho bezeichnet besonders den Nichtzigeuner. (L. 24).

glanzer. II 133. Metaphorisch für Stern. Erst Schöll führt diese Übertragung an, die aber noch heute existiert (K. 271. O. R. 59).

grandig. II 133. groß. Aus dem Französischen oder Italienischen. Gaunersprachlich begegnet es zuerst in Wencel Scherffers Gedichten (K. 157) von 1652, gleich hernach auch in Grimmelshausens „Simplicissimus“ (K. 164) und noch heute (Z. 210).

gschock. II 133. Markt. hebr. schûq (St. 19). Als „Schock“ zuerst im Waldheimer Lexikon von 1726 (K 188).

Hansel. II 133. Kasten. Nach Schöll „willkürlich ersonnen“; gerade dieser Name ist im Rotwelschen nicht selten auf Tiere und leblose Gegenstände übertragen worden. (Belege bei G. 84).

hitzling. II 133. Sonne. Deutsches Wort mit der im Rotwelschen beliebten Endung -ling. Die Bedeutung „Sonne“ bringt Schöll zum ersten Mal; gewöhnlich bezeichnet es den Ofen (K. 229) und (wohl davon ausgehend) die Stube (K. 167).

holchen. II 133. gehn. hebr. hâlak. Schon in Schwenters Steganologia um 1620 (K. 134).

jaim. II 133. Wein. hebr. jajin. Im Rotwelschen sind die Formen Jochem und Johann häufiger und schon durch die Basler Betrügnisse um 1450 belegt (K. 15), während „jeijum“ erst in einem Basler Glossar von 1733 (K. 202) steht. Für Wein kennt das Jenische auch die Bezeichnung „Plancke“ (K. 169), doch begegnen heute nur jene erstgenannten Wörter (O. R. 71 und 72).

jak. II 133. Feuer. zig. Vulcanius 1597 (K. 114: yago ignis) kennt es schon und Otto Alscher verwendet es noch in seinen Dichtungen.

jauner. II 134. „Gauner, im engeren Verstande, sind Leute, welche Räubereien, Diebstahl und Betrug mehr oder weniger als ein eigentliches Gewerbe treiben, dabei nach bestimmten Regeln verfahren, gewisse, feststehende Principien befolgen; die, fallen sie der Justiz in die Hände, methodisch im peinlichen Verhör auftreten, ihre eigene Sprache reden, unter sich, zum

Zweck der Ausführung ihrer Verbrechen, in wechselseitiger Verbindung stehen, und so, mit einem Worte, eine besondere, allen bürgerlichen Interessen feindliche Gesellschaft im Staate bilden" (Thiele I 2). Von hebr. jânâ überlisten, betrügen (W. 206), in jüd. Aussprache Partizipium jaune statt jône (St. 7). In diesem Sinne heißt es in den Basler Betrügnissen: (K. 15) „junen, das ist ein spilen", die Wahlerey des Andreas Hempel von 1687 (K. 168) bringt dann bei derselben Bedeutung zuerst die Form „gaunen". Noch später erscheint das Substantivum: zuerst im „Narrenspiegel" um 1700 (W. 206). Heute ist es allgemein im Gebrauch.

jenisch. II 133. Erst späte, seit 1714 belegte Bezeichnung für das Rotwelsche (K. 176); wohl mit jauner zusammenhängend.

josten. II 133. liegen. Sicherlich von hebr. joschan schlafen. (A-L IV 552). Es steht zuerst in den Erweiterungen des Hildburghauser Wörterbuches von 1755 (K. 236) und tritt damit neben das ältere „hocken", das bereits der liber vagatorum kennt (K. 54). „Joschen" wird auch heute noch in „Fachkreisen" gebraucht (O. R. 73).

käfer märtine. II 133. Schwaben, eigentlich „Land der Bauern". hebr. medina Land (ursprünglich Gerichtsbezirk A-L. IV 353) und jüd. kephar, hebr. kâfar Dorf. (A-L. IV 555 und St. 13). Daneben ist 1823 für Schwaben die Benennung Ganfer-Matina belegt (K. 361), was das „Land der Diebe" bedeutet. Günther sieht (S. 69) in dem Gebrauch von Käfer für Schwaben ein Wortspiel mit dem „bekannten Insekt". Ich glaube diese Annahme durch die Bezeichnung joklisch für württembergisch stützen zu können. (Beleg des Jahres 1820, K. 346). Jokel (= Jäckel, Deminutiv zu Jakob A-L. IV 551) ist im Jenischen die Laus, joklisch also „lausig", was in die nächste Nähe jenes erstgenannten Insekts führt!

kapore. II 133. kapore holchen sterben. hebr. kappora Sühnung, das dem Verderben Geweihte. (A-L. IV 553). Das Duisburger Vokabular von 1724 übersetzt (K. 184) kapores mit morden.

kaspern. II 133. belügen. hebr. kâzâb. A.-L. 554, ebenso St. 20).

kibesen. II 133. köpfen. Vom spanischen cabeza Kopf (A-L. IV 558), daher im liber vagatorum (K. 54) kabas; kiebes erst im Strelitzer Glossar von 1747 (K. 214) und in dieser Form noch heute (O. R. 79, Z. 211).

k i e s. II 133. Geld. hebr. kîs, doch auch zig. (Pott II 119). Noch heute bekannt (O. R. 79).

k i s t i g. II 133. oft. Etymologie noch unbekannt. Es erscheint bei Schöll erstmalig, dann bei Christensen 1814 (K. 323) als „kiesig“, das im Kieler Jenisch durch „farbe“ gegeben wird.

k i t t e r e n. II 133. Häuser. hebr. kisse Sessel, Haus (A-L. IV 558), doch ist diese Ableitung nicht anerkannt. St. (19) enthält sich jeder Deutung. Kütte zuerst in Hempels Wahlerey (K. 167); seit 1753 (K. 229) das noch heute bekannte (O. R. 80) „kittchen“ im Sinne von Gefängnis.

k l a m i n e. II 133. Kammer. Herkunft unbekannt. Da jedoch das Hildburghauser Wörterbuch (K. 227) „Camine“ hat, ist anzunehmen, daß es sich lediglich um ein pars pro toto handelt; das l wurde später zur besseren Verhüllung eingeschoben.

k o c h e m. II 133. Selbstbezeichnung der Diebe als die Verständigen. hebr. châkâm klug. Die Koburger Designation von 1735 gab zuerst die Erklärung (K. 204); der Name ist noch heute üblich (O. R. 84).

k r a n k. II 133. gefangen. Die metaphorische Bedeutung des deutschen Adjektivums ist seit 1733 (K. 201) quellenmäßig bezeugt und hat sich bis jetzt erhalten (O. R. 88).

l a u n i g e r. II 137. Soldat. Etymologie unsicher. Nach Stummes sehr gesuchter Deutung (S. 23) nicht von Lohn, sondern mit neuhebr. baal milchâmâ zusammenhängend, unter Anlehnung an lechem Brot, das dieselben Wurzellaute aufweist. Als Leninger mit der Übersetzung Landsknecht steht es schon 1598 bei Klein (K. 115) und in der Schöll-Kurzischen Form lebt es noch heute (O. R. 94). Daneben bietet das Rotwelsche zahlreiche andere Bezeichnungen für Soldat wie Zäncker (K. 167), Stubbeler (K. 184), Rotkehlchen, Palmachum (K. 189), Weiß- und Trappen-Leininger (K. 218: zu Fuß und zu Pferd), Löhninger (K. 230 mit der deutlichen Anspielung auf Lohn) und die weiteren Entstellungen Ballimachum und Pollmag (K. 203 und 230).

l e k. II 133. Gefängnis. hebr. lâqach ergreifen (St. 21), nach A-L. IV 565 von mhd. lûken. Hempel verzeichnet die Vokabel in der unkenntlichen Form Locke (K. 169); das ältere rotwelsche Wort für Gefängnis lautet klems (zuerst im liber vagatorum K. 54). Es existiert noch heute als „Leck“ (P. 221).

m a k e s m a k o l e s. II 133. Stockschläge. hebr. makko Schlag, makel (Plural maklos) Stecken (A-L. IV 596). Die Rotwelsche Grammatik von 1755 (K. 240) führt „mackes“ Prügel an, so kennt es auch die Gegenwart (O. R. 99).

m a k e r. II 133. bekannt. hebr. nochar er hat gekannt. (Kl. 273 druckt fälschlich mocker). Die Rotwelsche Grammatik (K. 240) übersetzt: „macker klug, inne werden“.

m a s e m a t t e n. II 133. Sachen, Geschäft euphemistisch für Diebstahl. hebr. masso umattan das Nehmen und Geben (A-L. IV 413). Es scheint erst im 18. Jahrhundert (1735 K. 204) aufgekommen zu sein, hat sich aber bis heute gehalten (O. R. 100, Z. 210).

m ö g e s. III 90. Geld. Die Etymologie dieses den Akten entnommenen Wortes ist noch nicht festgestellt. Es begegnet nur in späteren Quellen (1807: „mega“ K. 289, 1820 „meges“ K. 340), während es früher (zuerst 1510: K. 54) immer „meß“ heißt.

m o h r e n. II 131. Lärm. Da der Kostanzer Hans (K. 255) und Schöll (K. 272) „Hamore“ schreiben, weiß ich nicht, ob Kurz vielleicht einer anderen Quelle folgte. Das Hildburghauser Wörterbuch, in dem das Substantivum erstmalig steht, schreibt more (K. 230). Heute scheint es nur noch die Bedeutung „Furcht, Angst“ zu haben (O. R. 103, Z. 208): hebr. mora zu jore er hat Furcht (A-L. IV 383).

n e l l e. II 133. Galgen. Herkunft unbekannt. Schöll bringt es zum ersten Mal.

n i e s c h e r. II 133. Streifer. Das Wort wird verschieden gedeutet: A-L. IV 579 bringt es mit dem bei Dietmar von Meckebach (K. 2) vorkommenden nusser (fures denariorum experis) zusammen, das er nicht von ahd. nuscari fibularius, sondern von hebr. nosar (er hat abgestreift, geplündert III 206) herleiten will; auch die Herkunft von hebr. nossar springen hält er für möglich, was W. (222) freilich ablehnt. Im ersten Falle ist nicht einzusehen, wie die Bedeutung Taschendieb zu der völlig entgegengesetzten des Polizisten kommen soll. Wahrscheinlicher ist da die Annahme Stummes (20), daß es sich um eine Umstellung für Schiener handle, welche auf die hebr. Abbreviatur Schîn zurückzuführen ist: sie wird besonders als Abkürzung für Begriffe wie Schutzmann, Amtsdiener usw. verwendet. Der moderne Gauner versteht unter dem Niescher einen Spürer (O. R. 109), woraus nicht recht zu erkennen ist, ob der schnüffelnde Spitzel oder der Gelegenheiten auskundschaftende Spitzbube gemeint ist.

n i k l i g. II 133. tanzlustig. Ein von Kurz willkürlich gebildetes Adjektivum zu niklen, hebr. niggên Musik machen (St. 20). Niklen zuerst beim Kostanzer Hans (K. 255), der es seiner schwäbischen Aussprache gemäß ohne das Schluß-N schreibt

(wie es bei ihm auch Schaispringer statt Scheinspringer heißt!). Um 1750 ist, nach dem Wörterbuch von St. Georgen (K. 219), für tanzen die durch das gegenseitige Umfassen veranlaßte scherzhafte Übertreibung „ringen“ im Umlauf, dagegen fehlen für den einen wie den anderen Ausdruck Belege aus der Gegenwart vollkommen.

r a n d e. II 133. Tasche. Ohne Frage das deutsche Substantivum Rand, mit einer Analogieendung nach der neuen Bedeutung, in der es als pars pro toto steht. Der liber vagatorum hat „rantz sack“ (K. 55), während im Rotwelschen für Tasche „mulde“ begegnet.

r a t t e. II 133. Nacht. zig. ein hybrides Wort (Pott II 273). Erst spät als jenisches Eigentum bezeugt (1726. K. 188), viel älter ist die einfache Übertragung „Schwertz“ (1510 K. 55), später (K. 201) kommt auch das ebenfalls zig. „leilen“ in Gebrauch.

r o t w e l s c h. II 133 ist die allgemeine übliche Bezeichnung des Gauneridioms. Im Passional, dem bis jetzt ältesten Beleg für das Wort (ed. Hahn 221, 20. K. 1), ist es bereits in der heutigen Bedeutung verwendet, dennoch ist es bisher nicht gelungen, es nach seinem ersten Bestandteil zu erklären. Samuel Reyher (K. 164) hat in seiner „Mathesis mosaica“ ernstlich die Ansicht ausgesprochen, daß es von dem schlechten Deutsch der Juristen zu Rottweil seinen Namen habe, Avé-Lallement [1]) hielt rot für ruber und brachte das mit einer besonderen Kleidung der Bettler in Verbindung. Wagner wies das wohl mit Recht zurück, doch konnte auch er keinen Ersatz bieten. Da Rotboß im liber vagatorum mit Bettlerherberge übersetzt ist (K. 54), der niederdeutsche Druck sogar die Vokabel „rotten bedelen“ mitführt (K. 77), läßt sich nur auf den Zusammenhang von Gauner- und Bettlertum hinweisen.

s c h a b e r n. II 133. brechen. hebr. schâbar. (A-L. IV 595, ebenso St. 19). Man begreift, daß das Wort schon im 17. Jahrhundert (K. 168: 1687) und noch heute (O. R. 127) bekannt ist.

s c h e f t e n. II 133. sein. Schwerlich von ahd. scaffôn (A-L. IV 597), sondern der infinitivus constructus schebet von

1) A-L. verweist auf eine Basler Urkunde von 1391 (I 50) gegen die Räubergesellschaft der „Roten und Schwarzen“. Rot faßt er nicht als Bezeichnung für gerade diese Farbe, sondern in der Bedeutung „gefärbt“; dabei denkt er daran, daß sich die Bettler ihre Gesichter mit Blut usw. beschmierten, um Mitleid zu erwecken. (III 13—18).

hebr. jâschab sitzen (St. 14). Im Waldheimer Lexikon von 1726 wird es aufgeführt (K. 189), Riedels Wörterbuch von 1750 (K. 218) belehrt uns über seine Verwendung: danach sagte man, wenn es sich um lebendige Dinge handelte, scheften (Riedel schreibt „schäffen"), bei leblosen aber „heegen". Heute hat es die spezielle Bedeutung „im Gefängnis sitzen" (O. R. 129).

scheinling. II 133. Auge. Wie Hitzling gebildet. Da es sich, wiederum wie bei Hitzling, um keine eindeutige Übertragung handelt, ist es verständlich, daß die Bedeutung „Auge" verhältnismäßig erst spät aufkommt (1726, wenn dort „Scheibling" als „Scheinling" zu lesen ist (K. 186), sonst 1753 (K. 231)) und vorher das Fenster damit meint (K. 168), während das Auge als „Dierling" (K. 53) oder „Zwirling" erscheint. Noch heute kann Scheinling Auge wie Fenster bezeichnen. (O. R. 129; Z. 208 und 209).

schickse. II 133. Mädchen. hebr. schokaz er hat verunreinigt (A-L. IV 477), daher eigentlich das nichtjüdische Mädchen. Es ist ein heute bis in die Soldatensprache verbreitetes Wort, das ins Rotwelsche aber erst spät (1733. K. 201) Eingang gefunden hat. Die ältere Bezeichnung ist dille. (1547 im niederländischen liber vagatorum. K. 92.)

schiebes. II 133. fort, hinweg. Deutsches Wort, das als „rotwelsches Adverbium" beliebt ist. (Andere Zusammensetzungen als die hier gebrauchten vgl. A-L. IV 599). 1753 zuerst verzeichnet, ist es bis heute im Gebrauch geblieben. (K. 231, O. R. 130.)

schmier. II 137. Wache. neuhebr. schemîrâ. (G. 29) zu hebr. schomar er hat bewacht. Zuerst begegnet es 1714 in einer „Gründlichen Nachricht" von Räubern (K. 177) und ist heute in der Verbindung „Schmiere stehn" allgemein bekannt.

schmollen. II 133. lachen. Eine der im Rotwelschen beliebten Enantiosemien.

*schmusen. II 133. reden. hebr. schâma hören, dazu schemûos Geschichte. (A-L. IV 601). Heute verächtlich gebraucht.

schnieren. II 133. henken. Es ist das hier nur entrundete Verbum schnüren, das als „schnuren" schon im liber vagatorum (K. 55) steht. K. 271 druckt fälschlich sch*m*ieren.

schottenfeller. III 45 bezeichnet den Marktdieb. Kurz kennt den Ausdruck aus dem Protokoll. Wenn A-L. II 192 richtig erklärt, von hebr. schoto närrisch werden und dem von lateinisch fallere herzuleitenden fällen, herabwerfen, betrügen:

also Narrenbetrug. Bei Dietmar von Meckebach heißen diese „fures rerum venalium in foro" noch „stosser" (K. 2), 125 Jahre später weiß Mathias von Kemnat (1475), daß die „Diebs-Sorte", welche „auf denen Märckten ihre Dieb- und Beutelschneydereyen zu exerciren" pflegt, „Schottenfelder" genannt wird (K. 493), und dieser Name hat sich seither erhalten. (O. R. 138).

schrendefeger. III 51. Stubenräuber. mhd. schranne und fegen: also eine Stube ausräumen. Während Schranne im Sinne von Gerichtsbank noch ein langes Nachleben hatte, gebraucht es doch noch Kurz (III 155) so, muß es in dem erweiterten Begriff von Stube schon früh vom jenischen Idiom annektiert worden sein, denn Gerold Edlibach kennt bereits um 1490 „schrantz stuben" (K. 20). Heute existiert es in anderer Verbindung als Schrendeschieber (O. R. 138).

schupfen. II 133. sich bewegen. Es ist das mhd. Verbum, das die Gaunersprache umso eher gebrauchen konnte, als es die nhd. Schriftsprache nicht beibehalten hat.

schwächen. III. 60. trinken. hebr. schâkar (St. 20). Gesucht erscheint die Ableitung Avé-Lallemants (IV 274) von sowa sich sättigen oder sowach opfern. Die hier genannte Form ist verhältnismäßig jung (1750 K. 219), während das vom gleichen hebr. Stammwort gebildete schöchern bereits 1510 literarisch bezeugt ist (K. 55).

sore. II 133. Ware. hebr. sechôrâ Handelsverkehr. (St. 20. A-L. IV 417). Im Hildburghauser Wörterbuch (K. 228) ist es als „schure" verzeichnet, heute scheint nur die bei Schöll belegte Form noch vorzukommen, jedenfalls versteht der Dieb wie ehedem gestohlene Ware darunter. (O. R. 145).

talchen. II 133. henken. hebr. taljen. Das dazu gehörige Substantiv dallinger Hencker ist schon im liber vagatorum belegt (K. 83). Daß sich ebendort (K. 55) der humoristische Ausdruck Zwicker dafür findet, bezeugt, welche Rolle diese Einrichtung im Leben der Gauner spielte. Für Hencker kennt der niederländische liber vagatorum noch die Bezeichnung greyse (K. 93); Galgen heißt fast durchgehends seit 1510 (K. 53) dolman, gelegentlich scherzhaft „ein aychen Kerschbaum" (K. 129).

telleren. II 133. rädern. Ein eigens für den metaphorischen Gebrauch gebildetes Denominativum. Teller für Rad findet sich zuerst in Hempels Wahlerey 1687. (K. 168).

toff. II 133. gut. hebr. tôb. Wird noch heute so gebraucht. (O. R. 155, Z. 210).

tschoren. II 133. stehlen. zu zig. tschor Dieb. (Pott

II 201). Das Basler Glossar von 1733 hat die Form schornen (K. 202) und übersetzt es mit stehlen, während nach dem älteren Waldheimer Lexikon (1726 K. 186) „einer so denen Dieben abkaufft“ tschor ist.

Waldobrer. III 43. ist derjenige, der die Gelegenheit zum Diebstahl ermittelt. Kurz hat den Ausdruck den Akten entnommen, daher auch die Schreibung. hebr. baal Herr, dabar Sache. Hozmann erklärt im Jahre 1700 „baldofer oder Angeber“ (K. 174), heute weiß auch das Volk, was mit „ausbaldowern“ gemeint sei.

zinken. II 141. Zeichen. Ursprung unklar; vielleicht von zig. sung (A-L. II 52, der an die scherzhafte Bezeichnung Zinken für Nase erinnert!) oder signum (W. 217). In der Praxis begegnen diese Gaunerwappen 1540 in den „Zeichen der Mordbrenner“ zum ersten Mal (K. 96), literarisch dagegen erst 1726 wo „zincken“ mit „Petschafft“ wiedergegeben ist. Die Signaturen haben im allgemeinen die verschiedensten Formen und Bedeutungen; Zigeuner malen gern eine Harfe (Liebich 95). In unsrer Zeit begegnen Bettlerzinken noch häufig und sind unschwer zu entziffern: die offene Hand zeigt Freigebigkeit, ein Kreis bare Münze an (O. L. 23). Auch die Bedeutung im Jenischen ist zum Teil eine andere geworden: unter Zinken versteht der Gauner sowohl ein Zeugnis (P. 236) wie auch einen echten oder falschen Stempelabdruck (Sch. 100).

zopfen. II 133. ziehen. Es ist das deutsche Verbum zupfen, das schon Klein in der hier verwendeten Form und Bedeutung (= zugreifen, stehlen K. 116) kennt und das noch heute in der Mark so gut wie in Württemberg gebraucht wird (O. R. 171, Z. 208). —

Consignation

der Schwahnischen- und seiner beeden Concubinen, auch Magd und echappirten Knechts respective Verwachung- Atzung- Inquisition- und Executions-kosten.

1.	Die Wache kostete vom 7. Martii biß d. 30. Julii 1760	681 fl	53 kr.	
2.	Der von Durlach anhero extradirten Schettingerin mit ihres Kinds auch Knecht und Magd Ausliefferungs- und transport-kosten machten aus	135 fl	20 kr.	3 hlr
3.	Dem Stadtknecht vor angeschaffte Atzung und Stroh samt ein Thürnen und Hembder-Wascherlohn	129 fl	14 kr.	
4.	Taglöhn der der Inquisition, als Urkundspersonen angewohnt habenden zwey Gerichtsverwandten	17 fl	20 kr.	
5.	Vor Lichter, Oel, Pulver, Zwilch-hanffin Tuch etc. etc.	28 fl	57 kr.	
6.	Dem Schneider wegen der dem Schwahnen zu dreyen mahlen verfertigten Crimmen Hosen, Wammes und Strümpff, Verdienst	1 fl	50 kr.	
7.	Vor zwey neue Laternen zur Wacht.		48 kr.	
8.	Dem Chirurgo vor seine bey dem Inquisiten angewandte chirurgische Bemühungen.	3 fl	54 kr.	
9.	Dem Apotheker vor medicamenta	5 fl	12 kr.	
10.	Vor allerhand Schloßer-Arbeit wegen der Gefangenen	19 fl	58 kr.	
11.	Dem Steinhauer wegen reparation dem Gefangnusse	4 fl	17 kr.	

		fl	kr.
12.	Wegen des Chavots wurde bezahlt dem Werckmeister vor Zimmerarbeit und Materialien	46 fl	42 kr.
13.	Vor Schmide-Arbeit und Eisen	16 fl	7 kr.
14.	Vor Wagner-Arbeit und Holtz	19 fl	1 kr.
15.	Vors Fuhrlohn der Materialien auff den Platz.	3 fl	36 kr.
16.	Vor Sailer-Arbeit und Waaren	3 fl	22 kr.
17.	Dem Scharpffrichter Neher von Stuttgardt an Executionsgebühren, Roßlohn, Zöhrung und Fütterung auff vier Tag	8 fl	
	Die Schenckin und Schettingerin zu strangulieren	1 fl	
	Die Leiter auszuführen	1 fl	
	Die Leiter auffzurichten	1 fl	
	Den Schwahnen zu rädern und zwar von der Brochen zu schlagen,	1 fl	
	Ihne von der Brochen herab und auffs rad zu flechten,	1 fl	
	von der Säul und rad in Boden zu graben und den armen Sünder damit auffzurichten	1 fl	
	Fuhrlohn von Geschirr und Brochen zum Hochgericht	1 fl	
	Den armen Sünder auff der Schlaiffe hinauszuführen	1 fl	15 kr.
	Ihme den Kopf mit dem Beil abzuhauen		30 kr.
	Solchen auff den Pfahl zu stecken	1 fl	
	Henckermahl vor drey Maleficanten, sechs Maaß Wein und vor drey Flaschen, auff jeden zwey	9 fl	36 kr.
	Auff die übrigen Meister und Knecht	2 fl	20 kr.
		29 fl	26 kr.
18.	Zöhrung der beeden catholischen Geistlichen vom Michaels Berg, welche den beeden Weibspersonen zugesprochen	2 fl	30 kr.
19.	Lohn, die Christinam Müllerin ins Ludwigsburger Zuchthaus abzuführen	1 fl	
20.	$1^1/_4$ Maaß Thannen Holtz zum einheitzen der Gefängnüsse	5 fl	5 kr.
21.	Vor Bottenlohn, allerhand Abschickungen, Postgeldt	9 fl	31 kr.

22.	Vor Einbindung des Inquisitions-protocolli	30 kr.
23.	Vor zwey neue lamppen ins Gefängnuß	10 kr.
24.	Vor Abschrifften des protocolls, extractas, Schreibgebühren etc. etc.	28 fl 30 kr.
25.	Dem Werckmeister vor die reparation des Gefängnüsses	1 fl 14 kr.
26.	Dem physico Consbruch [1]) wegen Besuch und reception	1 fl 9 kr.
27.	Dem Stadtbotten vor extra-Bemühung	30 kr.
	Summarum 1197 fl 6 kr 3 hlr. [2])	

---

1) Es ist Johann Friedrich Consbruch (1736—1810), der im Jahr zuvor das Vaihinger Physikat bekommen hatte, 1771 Professor an der Karlsschule und 1780 herzoglicher Leibarzt wurde. Vgl. Gradmann S. 84.

2) So die Rechnung. Die Summe stimmt aber nicht: die Addition der einzelnen Posten ergibt 1185 fl 726 kr 3 hlr, und da, wie Nr. 17 deutlich zeigt, 1 fl zu 75 kr zu rechnen ist, kommen nur 1194 fl 51 kr, 3 hlr heraus.

Der Sonnenwirt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ludwigsburg. Platz vor einem finstern, mit Hof und Mauer umgebenen Gebäude. Durch das Gittertor in der Mitte treten heraus Friedrich Schwan und ein Aufseher.

Aufseher. Nun, Meister Schwan, für diesmal ist Er christlich durchgekommen, hol' mich Gott! (Mit der Gebärde des Hauens) Ohne Willkomm und Abschied! Tut mir schier leid, daß ich Ihm nicht ein Paar aus'm ff auf Sein gesundes Leder aufmessen darf, aus purer Freundschaft. Und dazu bloß ein halb Jahr! Aber ich hoff', so ein heißgrätiger Bursch', wie Er, wird bald wieder das Heimweh nach unsrer lustigen Kartaus' und nach der Wollkrempel bekommen. Aufs Frühjahr spätestens, wenn die Bäum' ausschlagen, werden wir wieder die Ehr' haben. Ich will derweil ein paar tüchtige Haselstöck' ins Wasser legen, damit sie den gehörigen Schwung und Zug kriegen zum Willkomm, wenn's heißen wird: „Des Ebersbacher Sonnenwirts sein Gutedel ist wieder da". (Mit einem derben Schlag auf Friedrichs Schultern) Adjés, Meister Schwan, glückliche Reis' und nichts für ungut! (Ab nach innen.)

Friedrich (allein). Ich wollt', Du müßtest die Ebersbacher Sonnenwirtin zur Mutter haben, dann tät' Dir das Spotten bald vergehen, Du Haselhuhn! — Nun, das wär' überstanden. Jetzt sollt ihr mich nicht so bald wieder eintun. Laß Dirs gesagt sein, Friederle, und mach' falschen Herzen die Freud' nicht mehr, daß sie über Dich lachen können. Alt genug wärst jetzt, und für Deine Jugend hast mehr erlebt als Menschen mit weißen Haaren. — Also behüt' Dich Gott, Du Jammerloch,

mit Deinen Wasser- und Prügelsuppen! Jetzt bin ich wieder mein eigener Herr und frag' den Kuckuck nach Dir. — O da kommt der Herr Waisenpfarrer. Sieh, wie ihm die Sträfling' im Hof Ehrerbietung erzeigen, die doch sonst dem geistlichen Gewand nicht grün sind — und der Stockknecht da, mit seinem Willkomm, schleicht vor ihm davon, wie ein böser Geist vor einem Engel entweicht. Es tut mir ganz wohl, daß ich ihm just noch begegnen muß, es ist mir grad, als wenn ich von einem Vater Abschied nähm'.

Waisenpfarrer (kommt durch das Tor heraus).

Friedrich (ihm entgegen). Mit Verlaub — ich hab' nur wollen dem Herrn Waisenpfarrer Adjé sagen, weil der Herr Waisenpfarrer immer so gut gegen mich gewesen ist. Ich hätt' ja nicht fort können ohne das.

Waisenpfarrer. So ist er denn jetzt frei, Friedrich? Ich wünsche ihm von Herzen Glück. Nun gebrauche Er aber auch Seine Freiheit so, wie man eine Gottesgabe gebrauchen muß, damit sie Ihn nicht wieder ins Gefängnis führt. Wie schön wäre die Welt, wenn wir unsre Freiheit bloß dazu anwendeten, einander lauter Liebes und Gutes zu tun, dann würden die Menschen alle einander dienen, dann wäre ja ein jeglicher so wie ein Diener auch wieder ein Herr, und dann wohnte die wahre Freiheit in der Welt.

Friedrich. Ja, wenn alle so wären wie der Herr Waisenpfarrer. Aber in der Welt geht's anders her. Da ist viel Herzenshärtigkeit und Schlechtigkeit. Da ist die Bosheit so groß, daß sie ohne allen Grund darnach trachtet, wie sie ihren Nebenmenschen die Milch sauer macht, und wenn man auf so einen Giftmichel trifft, meint eben die Faust gleich, sie müsse ein Wörtlein mit ihm reden.

Waisenpfarrer. Mein Sohn, man hat den Verstand dazu, daß man der Faust nicht ihren Willen läßt, und das Herz, daß man einem Menschen seine gute Seite abgewinnen lernt. Eine gute Seite hat auch der Schlimmste. Wenn man aber einmal dieses gefunden hat, so ists, als hätte man den Schlüssel zu einer sonst verschlossenen Türe, und geht man hinein, so stößt man oft auf Dinge, die man garnicht hinter dieser Türe gesucht hätte. Da ist zum Exempel ein junger Mensch, ein gewisser Friedrich Schwan. Den hat man mir geschildert als einen rohen, verworfenen Burschen, dessen Herz keiner guten Regung fähig sei — und wie ich ihn nun selber kennen lernte, da fand ich in Ihm ein Menschenwesen, dessen Herz wie ein wild aufgeschossenes Reis ist, trotzig und aufrührisch gegen

jedes rauhe Lüftchen, weich und geschmeidig gegen jeden freundlichen Sonnenstrahl, einen Menschen, der gegen harte Worte und Behandlungen störrisch bleibt, und den man mit Güte um den Finger wickeln kann. Ist's nicht so?

Friedrich. Ja, so ist's, Herr Waisenpfarrer.

Waisenpfarrer. Nun, das ist aber keine Kunst, gegen Gute gut zu sein. Wenn uns weiter nichts auferlegt wäre als das, so würden wir ja durch die breite Pforte in den Himmel eingehn, statt durch die schmale.

Friedrich. Das ist wahr, Herr Waisenpfarrer. Aber wenn alle Menschen unterdiensthaft gegen einander wären, wie Sie vorhin gesagt haben, so wär's grad auch so.

Waisenpfarrer. Allerdings. Nur sind die Menschen in dieser Welt und in dieser Zeit noch nicht sehr geneigt, uns die Himmelspforte so breit und so bequem zu machen und das Reich Gottes auf die Erde zu verpflanzen. Aber wer dazu helfen will, daß ihm seine Stätte bereitet werde, der muß auf dem schmalen Pfade bleiben, muß den Pflug über das trotzige Herz gehn lassen, muß eine Beleidigung nicht mit Tätlichkeiten erwidern, die ins Zuchthaus führen. Vielmehr müssen wir sogar gegen einen Feind ein gutes Wort und ein freundliches Gesicht haben, und was noch weit mehr heißen will, es muß uns von Herzen gehn.

Friedrich. Aber da wird mancher denken, wie's im Evangelium heißt: „Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?"

Waisenpfarrer. Mein junger Anbefohlener ist sehr bibelfest, ich bemerke das heut nicht zum ersten Mal. Die besten Kernsprüche, die schönsten Liederverse hat er fest im Kopfe behalten, aber ob auch in seinem Herzen? Diese schönen Stellen, welche die Jugend in den Schulen auswendig lernt und oft recht gedankenlos daher sagt, sind Samenkörnern zu vergleichen, die hier in einem weichen Boden aufgehn, dort auf dem Gestein verdorren, unter den Dornen ersticken. O mein lieber Friedrich, ich fürchte, ich fürchte, dieses trotzige Gemüt muß noch durch Leiden gebeugt und recht umgebrochen werden, wenn es ein Boden werden soll, darin der Same zu Früchten aufgehn kann. Mein Sohn, habe Er immer Den vor Augen, von dem wir jene Sprüche überkommen haben, Ihn, der nicht schalt, da er geschlagen ward, und nicht dräuete, da er litt. Mein lieber Sohn, strebe Er sanftmütig zu werden. Denke Er immer zur rechten Zeit daran, den aufquellenden Zorn zu bezähmen; denn der Zorn hat einen bösen Urahn, den Mörder

von Anbeginn, und wenn man ihn herausläßt, so gleicht er der Kugel, von der das Sprichwort sagt: „Wenn sie aus dem Rohr ist, so ist sie des Teufels".

Friedrich. Jawohl, Herr Waisenpfarrer, so ist's.

Waisenpfarrer, Aber nicht bloß das Böse lassen, sondern auch das Gute tun! Laß' Er sich auch das gesagt sein. Er ist vermöglicher Leute Kind, und in einem Wirtshause fallen manche Brocken ab. Benütze Er diese Gelegenheit, um nach seinen Kräften den traurigen Unterschied, der in der Welt ist, ein wenig auszugleichen. Er kann, ohne Seinen Vater zu beeinträchtigen — und das darf Er ja nicht tun! — der Armut manches zufließen lassen. Ich sage das nicht, daß Er meinen soll, Er könne sich ein Verdienst vor Gott damit erwerben. Aber wer die rechten Werke tut, der setzt zugleich sein Inneres in die rechte Verfassung, wie sie vor Gott sein soll; denn Gutes tun macht ein gelind Herz.

Friedrich (mit einer Bewegung gegen das Gebäude). Horch!

Waisenpfarrer. Ach Gott!

Friedrich. Da wird wieder einer bewillkommt oder verabschiedet. Der knurrt bloß, der tut den Prügelhunden den Gefallen nicht, daß er schriee. Das sind Henker! Denen ist nur wohl, wenn sie zuschlagen können.

Waisenpfarrer. Mein Sohn, die Menschen haben es mit der Sünde verdient, daß der Schmerz und das Wehtun in die Welt gekommen ist. Nun lebe Er wohl, mein lieber Friedrich. Gott sei mit ihm auf allen seinen Wegen. Behalte Er im Herzen, was ich Ihm gesagt habe, damit wir uns fröhlich und eben darum niemals mehr an diesem Orte wiedersehen. (Er drückt ihm die Hand, dann nimmt er sein Käppchen ab und faltet die Hände:) Sei Du, Herr, mit dem Volke, das im Finstern wandelt und im Kerker wohnt, laß ihm Dein Licht leuchten, den Aufgang auf der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens (ab zur Seite).

Friedrich (allein, nachdenklich und die Worte halb mechanisch wiederholend:) In Finsternis und Schatten des Todes! Und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens!

(Der Zigeuner) Christianus (erscheint unter dem Gittertore mit einem Aufseher, der ihm einen Stoß gibt, daß er taumelnd herausgeflogen kommt).

Friedrich. Sachte, sachte!

Christianus (kehrt sich gegen das Gebäude mit einer komischen Gebärde der Verhöhnung).

Friedrich (lacht). Ich glaub', sie haben Dich mit ungebrannter Asche gelaugt.

Christianus. Ich glaubs auch.

Friedrich. Und das ein wenig scharf.

Christianus (geht weiter).

Friedrich. He, wo 'naus, Landsmann?

Christianus. Dem Hohenstaufen zu.

Friedrich. Da haben wir ja schier gar Einen Weg. Der meinig' führt nach Ebersbach.

Christianus. Können wenigstens eine Strecke weit beisammen bleiben.

Friedrich. Pressiert's Dir denn so? Hat denn Deine gegerbte Haut keine Ruh' nötig?

Christianus. Unser einer achtet so was nicht hoch. Kann mirs übrigens ein wenig bequem machen und mich an den Baum da anlehnen. (Lehnt sich an die Coulisse.)

Friedrich. Ziegeuner, wie bist denn eigentlich in die — Krempelschul' da geraten? Bloß mit Vagabundieren?

Christianus. Nein, ich hab' krumme Finger gemacht.

Friedrich. Pfui! Stehlen! Das ist ja was Hundsgemeines! heißt das, wenn —

Christianus. Von z'wegen was seid Ihr hineingekommen? (für sich:) Scheint also kein Kamerad zu sein. (Laut:) Man wird Euch auch nicht um der bloßen Kostbarkeit willen hinter Glas und Rahmen aufgehoben haben.

Friedrich. Ich hab' einen durchgeprügelt, und das lederwindelweich. Der Tropf hat dann vorgegeben, sein Arm sei lahm geschlagen — ist aber die pure Heuchelei gewesen —, und da hat man mich eben auf ein halb Jährle — bei der Kardätsch' angestellt.

Christianus. Sonst nichts? Und habt Ihr Euch niemals an fremdem Eigentum vergriffen, daß ihr da so auf dem höchsten Gaul sitzen könnt? Seid Ihr niemals einem Andern in die Äpfel gangen oder in die Kirschen? Denn Stehlen ist Stehlen, das sag' ich.

Friedrich. Ja, meinem Vater bin ich wohl schon über die Kirschen gangen, und nicht bloß über die Kirschen. Aber das ist was Anderes, das geht ja vom Eigenen und heißt eben vor der Zeit geerbt.

Christianus. Was? Bei uns sollt' einmal einer seine Eltern bestehlen! Der könnt' nirgends mehr bleiben. Der größte

Spitzbub' würd' ihn verachten und anspeien. Bei uns ist's Sitte, daß man die Eltern liebt und ehrt, und daß man ihnen eher zuträgt, als daß man ihnen was nähme; denn sie geben uns ja den letzten Bissen vom Mund weg. Ist mir doch eine besondere Lebensart, daß ich den Fremden schonen soll, der mich nichts angeht, und soll mich an meinen Eltern vergreifen, die mir die nächsten sind in der Welt. Das bring' mir ein anderer in den Kopf.

Friedrich. Nix! nix! Stehlen und Stehlen ist zweierlei. Geh' Du nach Ebersbach und frag', ob die Leut' nicht einen Unterschied machen, und die Leut' müssen doch wissen, was der Brauch ist in der Welt. Uberall gilt's für eine ärgere Schand', wenn einer einem Fremden was stiehlt, als wenn er's den Eigenen nimmt; denn da bleibt's ja in der Familie.

Christianus. Dafür sollt' man ihn gleich in der Familie abmurxeln. Das sind mir Gesetze! Der Hirsch im Wald und der Fisch im Wasser soll nicht mein sein —

Friedrich. O, mit dem, was der Herrschaft gehört, nimmt's niemand genau.

Christianus. — aber dem eigenen Vater darf ich die Tasche leeren, ohne daß eure Gesetze ihm zu Hilfe kommen?

Friedrich. Oha! Selbiges ist anders. Die Gesetze, die sind so überzwerch wie Du, das hab' ich selber schon erfahren müssen.

Christianus. Da habt Ihr also Euren Vater beerbt, wie Ihr's heißet?

Friedrich. So was ist's gewesen.

Christianus. Und dafür seid Ihr jetzt von ihm verstoßen?

Friedrich. Red' nicht so dumm! Ich bin ja auf dem Weg zu ihm. Das Amt hat sich eben drein gelegt.

Christianus. Nun, und was hat's da abgesetzt?

Friedrich. Damals hab' ich die erste Bekanntschaft mit der Wollenkrempel gemacht, ein Bub' von vierzehn Jahren, hab' auch gelernt, was der Willkomm und der Abschied für höfliche Complimente sind, und wie's patscht, wenn Haselholz und Hirschleder zusammen kommen.

Christianus (lacht). Für ein Landkind ist das ein ziemlich früher Unterricht. In dem Stück hat sonst unsereiner den Vorrang, und da Übung den Meister macht, so wird's uns ein andrer nicht so leicht nachtun. Mit einem solchen Leibschaden noch stundenlang drauf losmarschieren, das könnt auch nicht ein jeder.

Friedrich. Glaub's. Überhaupt hab' ich schon oft gedacht, ihr Zigeuner müsset ein gutes Fell haben, stich- und kugelfest. Man könnt's, schätz' ich wohl, zum Überzug für ein schwaches Gewissen brauchen.

Christianus. Es dient oft dazu. Ja, eine gute Haut, die muß ein Zigeuner haben, und hartgesotten muß er sein, wenn er solch mühseliges Leben aushalten soll. Frost und Hitze muß ihm gleich viel gelten. Halbnackt muß er gehen können, wenn ihm der gefrorene Schnee unter den Füßen kracht, und die schwerste Bürde muß ihm wie ein Flaum sein, wenn ihm die Sonne am Mittag auf die Glieder sticht. Sein Lager ist unter Gottes freiem Himmel, und in böser Nacht hat er's nicht immer so gut, daß er auch nur im Hüterhäuschen unterkriechen kann. Oft hat er nur einen Baum zum Obdach; unter dem schläft er zufrieden, wenn der Sturm durch die Äste fährt und die Blätter schüttelt, daß ihm der kalte Regen auf die Stirne tropft.

Friedrich. Herr Gott! ich kann doch auch was vertragen, aber so ein Leben muß ja den stärksten Mann umbringen. Da wär's doch gescheiter, ihr finget eine christliche Ordnung an und tätet leben wie ander' Leut'.

Christianus. Wir sind so gute Christen wie ihr. Es mag sich fragen, ob wir nicht besser sind. Aber wie wollten wir denn mit euch leben? Ihr stoßet uns ja aus und wollet keine Gemeinschaft mit uns haben Wie kann der Zigeuner, dem ihr mit Verachtung die Tür weiset, sein ehrlich Brot bei euch verdienen? Ich bin aus einer Familie, die schon seit zweihundert Jahren hier im Wirtembergischen, dann im Deutschherrischen drunten und in den beiden Markgrafschaften am Rhein drüben hin und wieder zieht, und nun möcht' ich doch auch in all diesen Landschaften einen einzigen Menschen sehen, der unsereinen in sein Haus, an seinen Herd, an seinen Tisch aufnähme, oder unter den unsrigen möcht' ich den Menschen sehen, dem's im Schlaf einfallen könnte, euresgleichen um so was zu bitten. Da ist eine dicke Mauer dazwischen, und muß eben jeder zu den Seinigen halten.

Friedrich. Freilich, Du hast eigentlich recht. Aber jetzt kann ich's auch auf einmal begreifen, warum Du's für so schandbar hältst, wenn von euch einer seinem Vater etwas wegnähm', und daraus seh' ich, daß Du doch Ehr' im Leib hast. Lebt denn Dein Vater noch?

Christianus. Nein, bloß meine Mutter. Aber jetzt muß ich aufbrechen, denn mein Weg ist der weiteste.

Friedrich. Weißt Du was? Komm Du mit mir über Ebersbach, 's ist gehopft wie gesprungen, und dort sollst mir nicht mit leerem Magen abziehen. (Für sich, indem er auf die Seite geht:) Aber ist das alles, um den traurigen Unterschied, von dem der Waisenpfarrer gesagt hat, auszugleichen? Ist er nicht ein Waisenkind, und seine Mutter eine arme Witfrau? — Die Sonnenwirtin freilich tät' kuriose Augen machen — aber mein Vater hat doch noch Christentum. Wie hat der Waisenpfarrer gesagt? „Das Volk, das im Finstern und im Kerker wohnt, auf den Weg des Friedens führen“.

Christianus. Was sinniert er denn?

Friedrich. Bleib's dabei! (Laut, indem er sich wieder zu ihm wendet:) Und ich sag' Dir, Du gehst ganz mit mir. Ich will Dir zeigen, daß ich auch ein guter Christ bin. Deinem Volk kann ich nicht helfen, dazu ist meine Kraft zu schwach, aber an dem einzelnen, der mir unter die Hand kommt, will ich ein christliches Werk verrichten. Du bleibst bei mir, da ist keine Widerred', die Sonne in Ebersbach hat Raum für viele. Da wird sich schon ein Plätzle für Dich finden im Haus, und ein Stuhl am Tisch und ein Brocken in der Schüssel. Zu tun gibt's auch immer was. Du dienst meinem Vater als Knecht, wie ich, und sollst's nicht schlechter haben als ich. Wir sind zwei junge Bursch' in gleichem Alter, können einander aufmuntern und miteinander wetteifern. An Frost und Schneepatschen, an Last und Hitze wird's zwar nicht fehlen, je nachdem die Jahreszeit ist; aber das Schlafen im kalten Regen und was sonst dazu gehört, das soll und muß ein End' haben. Komm her, schlag' ein.

Christianus (anfangs mißtrauisch zögernd, dann lachend). Auf eine Probe kommt mirs nicht an.

Friedrich. Schlag' ein! (Geben einander wechselseitigen Handschlag): So, jetzt geht's nach Ebersbach.

Zweiter Auftritt.

Ebersbach. Wirtsstube im Gasthaus zur Sonne. Am Tisch Georg und Kasper, die Müller, zu welchen sich nach den ersten Worten Peter, der Knecht des letzteren, gesellt. Sonnenwirtin und Magdalene gehen ab und zu.

Kasper. Frau Sonnenwirtin, jetzt ist's an mir! Bringet nur gleich zwei Butellen auf ein' Streich. Und wenn das Vermögele drauf gehen sollt', der Fried' muß stet und fest sein.

(Sonnenwirtin ab.) Was? zwei Vetter wie wir, und miteinander prozessieren? Die Dummheit ist just noch zu rechter Zeit abgewendet worden. Nein, lieber nähren wir uns vetterschäftlich miteinander, als daß wir einander verzehren. Ist nur schad', daß ich mein Mädle nicht mit soviel ausstatten kann, als so ein umtriebiger Mann begehrt, sonst sollt' kein anderer mein Gretle kriegen als Ihr. Aber ich weiß wohl, Ihr nehmt keine in Euer Haus, wenn's nicht so ein Bettelmädle ist von ein Tausender wenigstens viere, sechse, und ich glaub' auch, ich weiß, wo Ihr den Rechen ausgeworfen habt. Nun, ich bin nicht mißgünstig, aber ich will sehen, ob was dran hangen bleibt. — (Zu dem eintretenden Knecht) Komm her, Peter, Du hast uns treulich mit zum Frieden geraten, drum ist's billig, daß Du jetzt auch mit uns trinkest. Ihr werdet nichts dagegen haben, Vetter, daß mein neuer Knecht uns Gesellschaft leistet. Hol' Dir ein Glas und zieh' her.

Peter. Mit Verlaub. (Setzt sich zu ihnen.)

Sonnenwirtin (mit zwei Flaschen). G'segen's Gott, ihr zwei Müller, Ober und Unter. Das ist das wahre Wasser auf eure Mühlen, und wird sie besser treiben als das Haderwasser, das ihr habt zwischen die Räder kommen lassen. Ein fetter Vergleich ist besser als ein magerer Prozeß; das Sprichwort gibt's zwar umgekehrt, aber ich hab' doch recht. Auch ist's gescheider, das Geld in die Sonne tragen als zum Advokaten; denn da rupft man euch nicht soviel Haar aus und schenkt euch klaren Wein dafür ein.

Georg. Gut's Wohlsein, Frau Sonnenwirtin!

Kasper. Ja, und der Storch soll auch einmal in der Sonne einkehren, oder der nächst' Osterhas' soll dem Sonnenwirt ein rotbackig's Posaunenengele bringen — lieber gleich Zwilling', weil er schon so lang hat kein's singen hören. Die Sonnenwirtin, schlag mich's Blechle, die wär' noch nicht zu alt dazu.

Sonnenwirtin. Ich glaub Ihr habt Euer Heu schief geladen (ab).

Georg. Juckt's Euch schon wieder nach einem Prozeß, Vetter? Wollt Ihr sie zum Feind haben? Wisset Ihr nicht, daß man ihr nichts Ärgeres antun kann, als wenn man sie damit aufzieht, daß sie keine Kinder hat?

Kasper. Sei's drum! Zwar das Wirtschaften versteht sie ausm Fundament, das muß man ihr lassen, aber sie ist mir zuwider wie Gift und Bopperment, der gelb, geizig, giftig Neidteufel! Man darf nur den Sonnenwirt vergleichen, was er bei seinem ersten Weib für ein Mann gewesen ist und was er jetzt

unter dem dürren Rippenstück für einer ist, ein Sadrach an Geiz und Hochmut, und trägt den Kopf wie ein Edelmann, und ist dabei doch schwach und hat kein' eigenen Willen mehr. Just das Gegenteil gegen sonst!

Peter. Das wird eben der Reichtum machen.

Georg. Reich ist er, das ist wahr. Der Holzschlegel rindert ihm auf der Bühne. B'häb ist er freilich auch, und faßt das Tuch an fünf Zipfele.

Kasper. Wo der gedroschen hat, darf man kein Korn mehr suchen. Und an all dem ist das vorteilhaftig bös Weibsbild schuld. Sie will alleweil obenaus; sie möcht's gern der Pfarrerin und der Amtmännin gleich tun, schmeichelt sich bei ihnen an und verlästert andre Leut', denn das hören solche Frauen gern. O die ist falsch wie Galgenholz. Wie ist sie nur mit ihren Stiefkindern umgegangen! Die hat sie von Anfang an zurückgesetzt und verkürzt, in der Meinung, sie werd' eigene kriegen, und wie das nicht eingetroffen ist, so hat sie's ihnen aus Mißgunst noch ärger gemacht. Jetzt geht all ihr Dichten und Trachten darauf, wie sie die Sonne, wenn's einmal eine Veränderung gibt, an sich selber bringen und ihrer Sippschaft zuwenden möcht'. Die ältest' Tochter hat sie so lang tribeliert und cujoniert, bis sie den kahlen Krämer genommen hat, um nur aus der Höll' erlöst zu sein. Und die Magdalene —

Peter. Bscht!

Magdalene (erscheint unter der Türe). Was steht zu Befehl?

Kasper. Jetzt seht nur einmal, ob das Mädle nicht einen staatsmäßigen Arm voll gäb' für'n braven Junggesellen, wie Ihr zum Beispiel, Vetter!

Georg (reicht ihr die leere Flasche). Eine Butell' für mich!

Kasper. Und wie sie so leibhaftig steht und geht! O Du Milch und Blut! (Magdalene ab.) Schad', daß sie schon so gut wie vergeben ist. Ja, Vetter, zu unsereinem gibt sich der Hochmut nicht 'runter. Wäret ein fein's Paar, meiner Treu! O blinde Welt! Die Hand vom Butten, Vetter, 's sind Weinbeeren drin.

Georg. Mein'thalb Rosinen und Cibeben! Wollt Ihr mich ins Gered bringen? Was will ich von dem Mädle? Machet mir nichts vor! In dem Punkt versteh ich kein' Spaß.

Kasper. Wollet den Geist ruhen lassen. Wisset Ihr, daß sie den Chirurgus heiraten soll?

Georg. Ich hab' davon reden hören. (Eine Magd bringt den Wein.)

Kasper (schenkt ein). Kommet, Vetter, ich will's an Euch hinlassen.

Georg. Ich will's ausstechen. (Stoßen an. Die Magd ab.)

Kasper. Sie läßt sich nimmer sehen; vielleicht fürchtet sie sich vorm Gratulieren.

Georg. Der Sonnenwirt schlägt seine Kinder doch recht unterm Preis los.

Kasper. Je nach dem man's nimmt. Jedenfalls trifft er zwei Mucken auf ein' Schlag. So ein Schlucker darf kein groß Heiratgut fordern; da behält der Schwährvater seine Kronentaler in der Schublad' und hat noch den Profit, daß ihm der Schwiegersohn, so oft er den Morgen- und Abendsegen liest, um ein bald sanftseliges Ende betet.

Georg. Das heiß' ich eine Eh', die im Himmel geschlossen ist!

Kasper. So viel ist gewiß: wenn die erst' Frau, die recht' Mutter, noch am Leben wär', so fiel die Aussteuer und die Freudigkeit größer aus und der Hochmut kleiner.

Georg. Ja, und manch ein wüster Auftritt wär' unterblieben, der die Sonne mehr in Finsternis als ins Licht gesetzt hat bei der Gemeinde. Und die Hauptsonnenfinsternis wär' gewiß auch nicht so schwarz ausgefallen unter dem linden Regiment der rechten Mutter.

Kasper. Was meint Ihr damit? Ja so, Ihr redet vom Gutedel, vom jungen Sonnenwirtle.

Peter. Ist denn ein Sohn da?

Kasper. „Bist Du allein unter den Fremdlingen zu Jerusalem, der nicht weiß, was da drinnen geschehen ist?“ Aber freilich, Du bist erst ein paar Tag' im Dienst bei mir und auf die Art hast Du den Sonnenwirtle noch nicht zu Gesicht bringen können. Wundert mich übrigens schier, daß Du in Deiner Heimat nichts von ihm gehört hast.

Peter. Wo ist er denn?

Kasper. Er ist an einem Örtle, wo Du nicht gern hinkämst. Jetzt rat einmal.

Fischerhanne (tritt auf mit einem Kübel, den er auf einen Stuhl setzt). Ist die Frau nicht da?

Kasper. So, Du bist's, Fischerhanne. Was hast da?

Fischer. Forellen, frisch aus dem Bach.

Kasper. Geh' her, Grüner! Wir wollen das Element leben lassen, das unsre Nahrung ist. Nahrung, wohlverstanden! Denn für den Hunger ist's gut, aber nicht für den Durst. Der Eulenspiegel hat's allezeit den starken Trank geheißen: es treib' Mühlräder, hat er gesagt und darum sei's ihm zu stark für seine Natur. Komm, ich will Dir's zurbokedeißen. (Reicht ihm sein Glas.)

Fischer. Ich will's auskitzebusägen. (Trinkt.)

Georg (reicht ihm gleichfalls sein Glas). Ja trink', Fischerhanne! Der treibt die Seelenmühle, vielleicht treibt er Dir auch ein wenig Blut in die farblosen Backen.

Kasper. 's ist wahr, Du siehst aus, wie wenn Du's mit einer Wasserjungfer hätt'st.

Georg. Und so alt bist worden, Kerle.

Kasper. Wie alt bist denn, Fischerhanne? Du siehst aus, wie wenn Du schon's Schwabenalter hättest, und bist doch, glaub' ich, mit dem Sonnenwirtle aus der Schul' kommen.

Fischer. Den hat man aber auch sorgfältiger aufbewahrt als mich. Den weht ja kein rauh's Lüftle an, während ich mich schinden und plagen muß. Wiewohl seine Zeit wird jetzt um sein, er muß nächster Tag' aus'm Zuchthaus kommen.

Peter. Was? Der Sonnenwirt hat einen Sohn im Zuchthaus?

Kasper. Sachte, Peter, sachte mit der Braut. Mußt nicht so laut schreien. Im Haus des Gehenkten ist nicht gut vom Strick reden.

Peter (gedämpft). Aber wie ist das möglich? Guter Leute Kind im Zuchthaus?

Fischer. 's ist erst nicht zum ersten Mal, und ist auch kein Wunder.

Kasper. Ei, Du kennst ihn ja am besten, Fischerhanne. Gib acht, Peter, der kann's Dir sagen, der ist mit ihm in die Schul' gangen.

Georg (lachend). Da wirst Du wenig Gut's von ihm zu hören kriegen. Wenn ihm der Fischerhanne am jüngsten Tag das Urteil sprechen dürft', ich glaub', der Frieder müßt' in die unterst' Höll' fahren.

Fischer. Wahr ist's, ich kann ihn nicht leiden und hab' ihn nie leiden können. Wir sind einander von Anfang an spinnenfeind gewesen.

Kasper. Warum denn?

Fischer. Ich weiß eigentlich selber nicht recht, wie's kommen ist. Buben hadern und raufen viel miteinander und werden doch nachher oft die beste Freund'. Aber bei uns hat der Haß immer tiefer gefressen.

Kasper. Womit hat er Dir's denn angetan?

Fischer. Warum stellen sich Hund und Katz' wider einander? Warum gibt's Leut', die das oder jenes Tier nicht leiden können? Grad so geht's auch dem Menschen mit dem Menschen. Ein Gesicht gefällt einem, ein anderes ist einem zuwider.

Georg. Ich weiß nicht, in seinem Gesicht seh' ich nichts, was einem zuwider sein könnt'. Und etwas Gutherzigs hat er immer gehabt.

Fischer. Gutherzig? Ja, wer ihm recht untertänig gewesen ist, wer ihn hat Hauptmann sein lassen beim Räuberlesspiel und General beim Soldätlestun, denen hat er spendiert. Und den Nachbarn die Gäns' und Enten totschießen, das ist mir eine schöne Gutherzigkeit.

Georg. Schenk' Du einem Buben ein Gewehr, dann kannst Dir selber sagen, was dabei 'raus kommen wird.

Kasper. Freile, freile, das ist eben der Fehler gewesen. Man hat ihm viel zu viel durch die Finger gesehen. Die Sonnenwirtin selig hat ihm garnichts abschlagen können und hat alles vertuscht, was er angerichtet hat. Wie mancher Sechsbätzner, wie mancher Krug Wein ist als Schmerzensgeld hinter des Alten seinem Rücken aus der Sonne gewandert.

Georg. O, er hat ihr selber verziehen helfen.

Kasper. So lang sie gelebt hat. Gut geschult hat er ihn, das muß man sagen, aber 's hat dem Buben doch immer an etwas gefehlt, ich weiß nicht, wie ich's heißen soll.

Georg. Wohl gezogen, aber übel gewöhnt. (Sie lachen.)

Kasper. Wenn man dem Ding nachdenkt, so hat's mit so einem verwöhnten Söhnle eigentlich nicht anders kommen können.

Georg. Vielleicht läuft er sich doch noch die Hörner ab. Wiewohl's wird schwer halten.

Kasper. Er ist's eben einmal gewohnt: wenn man ihm einen Riegel vor die Tür schiebt, so muß er mit dem Kopf durch die Wand, das tut er nicht anders.

Fischer. Ja, der Hochmut ist der Hauptteufel, der ihn reitet.

Kasper. Der steckt in der ganzen Sippschaft.

Georg. Freilich, eine um die andre geht fort und kommt nimmer, als ob wir der Garnichts wären. (Klingelt und reicht hernach der Magd, die eintritt, unmutig die Flasche hin.)

Kasper (dem Fischer winkend). Hast ihn hören trappen?

Fischer. Immer hat er sich für was besonders gehalten. Wenn ich nur nehm', was er mir einmal für eine Zumutung gemacht hat! Da hat's eine Häupelei zwischen uns gesetzt, wie's bei den Buben oft vorkommt. Was tut er? Am Rathaus da stellt er mich, nimmt ein Messer in die Faust und mir bietet er ein andres dar und sagt, ich soll mich wehren. Natürlich hab' ich mich dafür bedankt, und da ist eben das End vom Lied gewesen, daß ich Prügel kriegt hab'. Die hätten mich nicht so schwer verdrossen, aber der Hochmut, daß er hat den fürnehmen Herren spielen und sich duellieren wollen, der hat mir'n zuwider gemacht.

Peter. Duellieren hat er sich wollen, wie ein Offizier? Daß Dich das Blechle!

Fischer. Als ein zehnjähriger Bub'! Wenn das am grünen Holz geschieht, wie wird's am dürren werden?

Georg. Ha ja, Du mußt's am besten wissen, denn Du hast beides verspürt, das grüne und das reife.

Fischer. Ich werd's ihm auch gedenken.

Kasper. Unter allen Streichen, die ich von ihm weiß, hat mir einer immer am besten gefallen. Da ist vor ein Jahr sieben, acht ein Hausknecht hier in der Sonne gewesen, wisset'r, der Mathes — ich seh' ihn heut noch vor mir, 's ist so ein persönlicher langer Kerl gewesen und ein wenig langsam im Geist. Der hat wollen gescheider sein als der Frieder, und das hat mein Frieder nicht vertragen können. Was tut er also? Um Mitternacht schlupft er aus'm Bett, die Stieg' 'nunter, bricht den Fuhrleuten in die Güterwägen ein und bringt den Raub seinem Vater übers Bett. Der Knecht, den andern Tag, der ist natürlich nicht schlecht ausgelacht worden ob seiner Wachsamkeit. Und das hat der stolz' Bub' mehr als einmal getan, und mein guter Mathes hat ihn nie erwischen können. Das Ding hat ihn so gekränkt, daß er endlich aus'm Dienst fort ist.

Peter. Verfluchter Bub'! Aber das hat der Sonne Kundschaft bringen müssen. Ich wär' auch eingekehrt und hätt' mich von ihm berauben lassen, pur aus Fürwitz.

Fischer. Es ist doch eine gefährliche Kunst, wenn man sie einmal verschmeckt hat, und das hat sich auch ausgewiesen,

denn wie lang ist's angestanden, so hat er seine Profession an einer Geldkiste ausgeübt? Und das nicht im Spaß!

Peter. Was? eingebrochen ist er?

Kasper. Bscht, Peter, schrei leis! Ja, aber nur bei seinem Vater, und der hat's ja.

Fischer. Vierhundert und ungrade Gulden sind doch keine Kleinigkeit.

Peter. Vierhundert Gulden! Was hat er denn mit dem vielen Geld tun wollen?

Kasper. Nach Pennsylvanien auswandern.

Peter. Nach Pennsylvanien! Das ist ja ein Weltskerl! Und noch so jung!

Georg. Er ist dazumal kaum vierzehn Jahr alt gewesen.

Peter. Und soweit aus der Heimat fort!

Georg. 's ist eben keine rechte Heimat mehr für ihn gewesen, seit ihm Gott seine Mutter genommen hat und mit der jetzigen Frau der Haß ins Haus kommen ist. Drum hat er vom Alten Geld verlangt, um in die weite Welt zu gehen, und wie der's ihm abgeschlagen hat, hat er die Kunst angewendet, von der der Fischerhanne spricht.

Fischer. Hat aber dem Alten das Geld nicht übers Bett bracht.

Kasper. Er hat, schätz' wohl, gedacht, er hab' etwas von seinem Muttergut in Empfang genommen.

Peter. Und dann ist er über's Meer?

Kasper. Nein, bloß bis Heilbronn, zu den kaiserlichen Husaren.

Fischer. Wenn er nur bei ihnen blieben wär'!

Georg. Erst noch! Der hätt's zu was bringen können.

Kasper. Der? Der hätt' noch General werden können.

Peter. Ist er denn wieder desertiert?

Kasper. Nein, aber nach ein paar Wochen sticht ihn der Fürwitz, ob man ihn zu Ebersbach vergessen hab' und was man zu seiner Montur und seinem Roß sagen werd'! Kommt da angeritten wie ein Cavalier, aber seine schwedischen Dukaten haben ihn bald verraten, und die Sonnenwirtin und der Fischerhanne da, die haben dafür gesorgt, daß es gleich im ganzen Flecken Lärm geben hat. Der Frieder drauf, der unverständig' Bub', tut wie ein losgelassener Eber, springt in Sattel, jagt den Flecken auf und ab mit gezogenem Degen, reitet dem Amtmann vor's Haus, klopft auf den Schenkel, droht mit sechszehn andern

Husaren und treibt allen möglichen Übermut, denn natürlich, er ist betrunken gewesen. Das Ding hat Dir ausgesehen, wie wenn der Feind im Flecken wär'. Endlich rottiert sich die Bürgerschaft zusammen. —

Peter. So viel' gegen Einen!

Fischer. Seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn.

Kasper. Und da ist er im Getümmel vom Gaul runtergeschossen worden, den linken Fuß voll Schrot, und fort mit ihm nach Ludwigsburg.

Peter. Das ist ein Mordskerl! 's ist aber doch hart, einen vierzehnjährigen Buben ins Zuchthaus zu sperren.

Fischer. Bei dem schlägt nichts an, sonst wär' er nicht schon wieder drin. Aber kaum ist er 'rauskommen gewesen, so hat er schon wieder Heimweh nach Ludwigsburg gekriegt.

Georg. Da bist Du dran schuld, Fischerhanne.

Fischer. Es reut mich nicht.

Kasper. Hat ihn aber doch wüst gerätzt.

Fischer. Ei, er hat mit unguten Reden angefangen und dann hat eben ein Wort das ander' geben.

Kasper. Wie hast zu ihm gesagt, Fischerhanne? Er könn' zwei Handwerk' —?

Fischer. Du bist einer von den ganz geschickten hab' ich gesagt, sag' ich, Du kannst ja jetzt zu Deinem gewöhnlichen Handwerk auch noch das Wollkardätschen, und wenn Dir's in einem fehlschlägt, so kannst Dich auf dem andern fortbringen. (Sie lachen.)

Peter. So sollt' mir einer kommen.

Kasper. Sei nur zufrieden, Peter, er hat's ihm eingetränkt. Gelt Du, Fischerhanne?

Fischer. Ich das sagen und er mich am Kragen nehmen und zu Boden werfen —

Kasper. Ja gelt, Hieb' hast kriegt wie'n Aff'? Aber jetzt paß auf, Peter, jetzt kommt erst der Hauptspaß. Wie der Frieder um gewesen ist am Prügeln, hat er sich von ihm versprechen lassen, daß er nicht klagbar werden wolle. Gelt, das erzählst nicht gern, Fischerhanne?

Fischer. Warum nicht? Ich hätt' ihm ehrlich Wort gehalten, und versprechen hab' ich müssen, sonst hätt' er mich totgeschlagen.

Kasper. Wie er nun das Versprechen von ihm gehabt

hat und ist wieder bei Kräften gewesen, so ist er gleich wieder über ihn gangen. Sieh, meineidige Canaille, hat er gesagt, sagt er, ich weiß, daß Du doch nicht Wort hältst und dafür mußt mir im voraus Deine Prügel haben. (Sie lachen.)

Peter. Das ist ja ein Fetzenkerl.

Fischer. Lachet Ihr, soviel Ihr wollt. Ich bin zugerichtet, daß mir's mein Lebenlang nachgeht. —

Kasper. Wird nicht so arg sein.

Fischer. — und was hat er davon? Denn natürlich, wenn man einem sein Wort auf so eine Art heimschlägt — (Sie lachen.)

Georg. — so muß man doch hintendrein die Prügel verdienen.

Fischer. Natürlich hab' ich klagt, und jetzt ist er verschimpfiert auf Zeitlebens.

Georg. Er ist ja noch jung.

Kasper. Und von guter Herkunft. Da wächst bald Gras drüber. Wenn er jetzt unter eine tüchtige Hand käm' und gehobelt würd' — ich wollt', man tät' ihn mir anvertrauen, ich zög' ihn durchs Kammerrad — was? in zehn Jahren könnt' der der angesehenst' Mann im Flecken sein und tät' kein Hahn darnach krähen, daß er in seiner Jugend ein zweit's Handwerk hat lernen müssen. — Horch! (Sieht durchs Fenster.) Der Sonnenwirt kommt auf seinem Grauschimmel. Er muß 'n guten Handel gemacht haben, er trägt die Nas' sträflich hoch.

Sonnenwirtin (unter der Türe, nach innen). Der Vater ist da. Machet vorwärts! (Sie kommt mit einem weißen Tuch und deckt einen Tisch auf der andern Seite der Stube. Hierauf Magdalene mit Schüsseln und Tellern, die sie aufsetzt. Mägde und Knechte folgen. Sie stellen sich um den Tisch.)

Sonnenwirt (tritt auf. Nach einem kurzen Nicken gegen die Gäste wendet er sich zu einem Knecht). Hast den Wagen besorgt?

Knecht. Bis heut abend ist's Rad wieder gemacht.

Sonnenwirt. Und den Fuchsen hast beschlagen lassen?

Knecht. Ja.

Sonnenwirt. Morgen mit dem frühsten fährst fort. Ich hab' viel einkauft. (Zu seiner Frau.) Wie ist's mit dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Amtmann?

Sonnenwirtin. Sie haben zugesagt, sie kommen.

Sonnenwirt. 's ist gut. Was gibt's sonst Neu's?

Sonnenwirtin. Nix besondres. Der Schreiner ist dagewesen, ob Du ihm nicht zwanzig Gulden leihen tätest auf acht Tag'.

Sonnenwirt. Kann warten. Ich hab's nicht übrig.

Sonnenwirtin. Und der Sternenwirt hat hergeschickt, ob Du nicht mit ihm anstehen wolltest zu einem profitabeln Weinkauf. Er wiss' ein Eimer zehn, zwölf.

Sonnenwirt. Hab' Wein g'nug im Keller, ich wollt', ich wär' den los. (Er stellt sich hinter einen Stuhl, faltet die Hände und gibt seiner Frau einen Wink.)

Sonnenwirtin. Aller Augen warten auf Dich (verliert sich in ein Gemurmel). Amen. (Sie setzen sich und essen.)

Gäste. G'segnete Mahlzeit!

Sonnenwirt. Groß' Dank. (Gleichgiltig:) Wollet Ihr's nicht mithalten?

Gäste. Danke.

Kasper (halblaut zu den andern). Der Sonnenwirt meint, man müss' es für eine Gnad' halten, wenn man nur in seinem Haus noch'n Schoppen trinken dürf'.

Peter (ebenso). Wenigstens ein anderer Wirt setzt sich doch ein Vaterunserlang zu einem hin, und wenn er auch weiter nichts sagt als: „Auch hiesig?" und „Tut's so beieinander?"

Kasper. Ja, der! Wenn wir Pfarrer wären oder Schreiber, so tät' er sich eine Ehr' draus machen. Aber wir sind ihm nicht weit her, wir sind ja bloß seine Mitbürger. — Aber sehet einmal sein Hauskreuz, wie sie ihren Leuten auf die Mäuler guckt, wie sie ihnen die Bissen zählt, wie sie dem Löffel nachsieht.

Georg (zerstreut). Ja, er ist ein wenig stolz, das ist wahr.

Kasper (lacht). Ja so, Ihr habt Eure Augen anderswo, Vetter. Da ist die Aussicht freilich besser. Wenn ihr nur auch die Einsicht gleich käm'!

Georg (wendet sich unmutig ab und erblickt den Chirurgus, der eintritt und sich nach einigen Kratzfüßen zu der Wirtsfamilie setzt). So, jetzt ist die Sippschaft vollständig.

Kasper. Aha, da kommt der Freiersmann, das Ausrufungszeichen in dem froschgrünen Kittel. Was die Sonnenwirtin ihr Spinnengesicht umwandelt, als ob sie Honig und Marzipan gefressen hätt'! Sogar der Alt' nickt ihm freundlich zu, die Sach' muß richtig sein. Nur die Magdalen', die arm', scheint's, das Lachen verheben, und ich mein', ein anderer wär' ihr anständiger.

Georg. So ein jung's Mädele hat eben keinen eigenen Willen.

Kasper. Sehet, wie man ihm aufwartet. Mit Speck fängt man Mäus'. Aber wenn er einmal eingetan ist, werden sie ihm das Gasthütle schon 'runterziehen.

Fischer (der bisher hinter Kaspars Stuhl gelehnt). Ihr könnt die Leut' recht durch die Hechel laufen lassen. B'hüt Gott bei einander, ich will nur heimgehn, sonst stecket Ihr mich noch an.

Kasper. Komm gut heim, Fischerhanne, und leg ein Schloß vor Dein Maul, damit's keine Feindschaft gibt.

Fischer. Weß' Brot ich eß', deß' Lied ich sing'. (Laut im Fortgehen zu der Wirtsfamilie.) G'segn' Gott! Frau, dort stehen die Forellen.

Sonnenwirtin (winkt einer Magd, die sodann den Kübel hinausträgt). Ich will's nachher richtig machen.

Fischer. Schon recht, das steht in guter Hand. (Will abgehn.)

Friedrich Schwan (tritt ein und begegnet dem Fischer). Bist Du auch da, Giftmichel? (Geht an ihm vorbei. Der Fischer grinst ihn an und bleibt neugierig an der Türe stehn.)

Georg (halblaut). Da kommt er ja!

Kasper (ebenso). Weiß Gott, er ist's!

Peter (ebenso). Ist das der Sonnenwirtle?

Friedrich (ist inzwischen zu seinem Vater getreten). Grüß' Gott, Vater! Da bin ich wieder und versprech' Euch, daß es mit Gottes Hilf' nun anders werden soll, denn ich bin kein Kind mehr, und wenn ich Euch bisher oft durch meinen Unverstand betrübt hab', so will ich Euch jetzt dafür auch ein treuer, gehorsamer Sohn sein.

Sonnenwirt. Mach' nicht soviel Wort'. Wenn Dir's Ernst ist, so tu's ohne Aufhebens, aber versprich nichts, was Du nicht halten kannst. Setz Dich und iß.

Friedrich. Ja, Vater, aber ich hab' zuvor eine großmächtige Bitt' an Euch. Ich möcht' eine Seel' vom Verderben retten, wenn Ihr mir dazu behilflich sein möchtet. (Alle sehen auf.) Ihr meint gewiß, Vater, da, wo ich herkomm', hab' ich nichts als Schlechtigkeiten gelernt. Aber so ist's nicht, vielmehr bin ich in gute Händ' geraten und hab' Christentum gelernt. Ich hab' gelernt, daß ein jeglicher guter Christ und redlicher Mensch seinen verachteten Brüdern aufhelfen muß.

Sonnenwirt. Wo will denn das 'naus?

Friedrich. Vater, ich hab' Euch einen Menschen mitgebracht, der keine Heimat hat, einen vater- und mutterlosen Waisen, denn das ist er, wenn auch seine Eltern noch am Leben wären. Und ich bitt' Euch', so lieb Euch Euer Sohn sein mag, der Euch freilich schon Kummer und Verdruß genug gemacht hat — so lieb es Euch sein mag, daß Euer ungeratener Sohn noch was Ordentlich's in der Welt werd', so hoch bitt' ich Euch, Vater: lasset den Menschen, den ich mitbring', als Knecht in Eurem Haus leben.

Sonnenwirt. Wo ist er denn?

Friedrich. Er wartet draußen. (Sonnenwirtin winkt dem Fischer, der hinausgeht.)

Sonnenwirt. Wer ist er?.

Friedrich. Vater, Ihr werdet vielleicht in Eurem Herzen nicht gleich die Stimm' finden, die für ihn spricht, man sagt sein'sgleichen nicht viel Gut's nach, und aber, man tut ihnen auch nichts Gut's.

Sonnenwirtin (zum Sonnenwirt). Das ist ein langer Eingang.

Sonnenwirt (schlägt auf den Tisch). Mach's kurz und gut! Was ist das vor eine Manier? Wenn's was Recht's ist, so sag's frei 'raus, und ist's eine Dummheit, so halt's Maul. Was brauchst Du mir durch die Ränkeleien da das Essen zu verderben!

Sonnenwirtin (zu dem Fischer, der wieder eintritt). Nun, was ist's denn für eine Kreatur?

Fischer (lachend). Ein Zigeuner. (Alle lachen; nur der Sonnenwirt runzelt die Stirne.)

Sonnenwirtin. Wie sieht er aus?

Fischer. Wie ein Galgenvogel, und mit einem Aug' sieht er über's Eck.

Friedrich. Ich weiß wohl, Vater, es ist eine Zumutung. Aber soll er's büßen, daß seine Eltern Zigeuner gewesen sind? Wie kann man denn verlangen, daß diese Leut ehrlich werden sollen, wenn man nicht in einem christlichen Haus einmal einen Anfang mit ihnen macht? Sollen sie denn zum Elend bestimmt und zur Schmach geboren sein von Kindesbeinen an?

Chirurgus. Der liebe Gott hat es nur eben einmal so gefügt. Das hängt vielleicht mit der Prädestination zusammen, die der Herr Pfarrer predigt.

Friedrich. Ich red' mit meinem Vater und nicht mit Ihm.

Chirurgus (achselzuckend). Ein Mensch, der so gezeichnet ist —

Friedrich. Wenn Ihn die Prädestination zu einem Zigeuner gemacht hätt', so könnt' man Ihn auf ein Erbsenfeld setzen und wär' vor den Spatzen sicher.

Sonnenwirtin (zum Sonnenwirt). So ist's recht! so muß man reden! das zieht Kundschaft her!

Sonnenwirt (hebt die Hand gegen ihn auf). Noch ein Wort und Du hast Deinen Willkomm! Ich will Dir unartig gegen meine Gäst' sein. Man muß Dir die Äst' abhauen, wenn Du zu krattelig wirst. Und sei mir still jetzt mit Deinem dummen Geschwätz. Das käm' mir geschlichen, einen Zigeuner ins Haus zu nehmen. Das wär' eine Gesellschaft für Dich. (Friedrich geht an die Schenke und macht sich dort etwas zu schaffen.)

Kasper. Herr Sonnenwirt, unsre Schuldigkeit! (wirft Geld auf den Tisch, Georg desgleichen.)

Sonnenwirt (das Geld einstreichend.) Ich danke! (Zu Kasper halblaut): Der Bursch' ist, scheint's, doch ziemlich mürb worden. Er hat nicht gegen das väterliche Ansehen rebelliert und 's hat den Anschein, als ob er jetzt das viert' Gebot in Ehren halten wollt! (Die Gäste brechen auf, während Kasper stehn bleibt.)

Kasper (etwas lauter.) Ja, der Frieder ist nicht so unrecht, man wird's noch erleben. Was, die Zigeunergedanken werden ihm schon vergehn. Um den ist mirs garnicht Angst. Man muß ihn eben jetzt noch ein wenig kurz aufzäumen, dann wird er gut tun. Und das bisle Ungelegenheit, das er in seiner unverständigen Jugend gehabt hat, wird ihm unter christlich denkenden Nebenmenschen nicht aufgerechnet werden. Er ist ja guter Leute Kind. Ja, ja, Herr Sonnenwirt, der kann sich einmal seine Frau holen, wo er will. Wofern aber (er dämpft den Ton) je eins so töricht sein wollt' und wollt' ein Haar in der Partie finden, so will ich nur so grob sein und will's frei'raus sagen, Herr Sonnenwirt: für mein Gretle wär' er mir immerhin gut genug. Jetzt habt Ihr gehört, wo Ihr anklopfen könnet, wenn Ihr keine bessere Schmiede wisset.

Sonnenwirt. So, meinet Ihr? (Lacht beleidigend.) Ja, ja, man darf nur knallen und ausfahren. Meint Ihr, die Sonne hab' sonst keine Aussicht mehr?

Kasper (wütend.) Nichts hab' ich gemeint. Ihr könnet

mein'thalben Euren Zuchthäusler verhandeln, an wen Ihr wollet. (Folgt den andern.)

Sonnenwirt. Hütet Eure Zung', daß er's nicht hört, sonst könnt er Euch das Mehl ausklopfen. (Der Tisch ist inzwischen abgedeckt worden. Magdalene und das Gesinde nach dem Hintergrund ab.) Jetzt, Herr Chirurgus, wenn's beliebt, wollen wir hinein und die Sach' in Richtigkeit bringen. Meine Frau hat den Herrn Pfarrer und Amtmann auf ein Glas Wein eingeladen, sie werden bald da sein.

Chirurgus. Sehr obligiert, sehr obligiert. (Mit dem Sonnenwirt und der Sonnenwirtin ab zur Seite.)

Friedrich (allein, tritt hervor). Das ist mir ein Christentum! (Geht an die Tür, öffnet sie und pfeift.)

Christianus (tritt auf.) Das hat lang gedauert.

Friedrich (in die Schenke greifend, barsch). Da hast Wurst, da hast Brot, da hast ein Budele Schnaps, und da ein Stückle Geld. So, und jetzt mach, daß Du zum Teufel kommst.

Cristianus (behält das Gläschen in der Hand, indem er das übrige einsteckt). Was, und mit dem Dienstle ist's nichts?

Friedrich. Schweig still und mach mich nicht scheu. Ich bin so schon wild genug. Trink Dein' Kirschengeist. Sieh, ich hab' Dir Wort gehalten, soviel an mir gewesen ist.

Christianus. Blitz und Mord! So wohlfeile Versprechen kann mir ein jeder tun und mich ein paar Stunden umführen. Ich seh' schon, wie's steht. Das Christentum hat ein Loch kriegt, der Stuhl am Tisch hat den Fuß brochen und den Brocken in der Schüssel hat die Katz' gefressen. So geht's, wenn man sich mit euch sogenannten ehrlichen Leuten einläßt.

Friedrich (stößt einen Schrei der Wut aus und dringt mit geballter Faust auf ihn ein).

Christianus. Halt, laß mich vortrinken, damit nichts verschüttet wird. (Er will das Gläschen an den Mund setzen, bricht aber in ein Gelächter aus.)

Friedrich. Hund, was lachst?

Christianus. Herzensbruder, ich muß lachen, daß Dich das Mitleid und der Jammer zum Prügeln treibt. So was ist mir noch nie vorgekommen. Dein Wohlsein und auf baldig's Wiedersehen! (Er leert das Glas und wirft es in die Höhe.) Juhu! Kikrikiki! (Rennt im Abgehen an den eintretenden Pfarrer): Excüse! (ab).

Pfarrer (tritt auf). Was ist denn das für einer? Was hat Er da für Compagnie?

Friedrich. Es ist ein Unglücksgefährt', Herr Pfarrer, dem ich ein Almosen geben hab'.

Pfarrer. Ein lustiger Unglücksgefährt'! Ein sauberer Zeisig.' „Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist". — Ist Er jetzt aus der Züchtigung entlassen?

Friedrich. Ja, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Hat Er sich auch gebessert? Ist sein verkehrtes Herz endlich zerknirscht? Ich will Ihn väterlich gewarnt haben, daß Er sich jetzt zusammen nimmt: denn bei dem geringsten Vergehen werden geistliches und weltliches Amt mit dem Schwert drein fahren und werden kein Einsehen mehr mit ihm haben.

Friedrich. Ich mein, es sei mir nichts geschenkt worden, Herr Pfarrer.

Pfarrer. Will Er noch wider den Stachel löcken? — Wo sind Seine Eltern?

Friedrich (zur Seite deutend). Da drin, wenn's beliebt, ist mein Vater. (Pfarrer zur Seite ab.)

Friedrich (allein). Ach, beim Waisenpfarrer ist man doch wie im Himmel, aber der da, der läßt nichts als Feuer und Schwefel regnen — Horch! Den Tritt solltest kennen. Warum wird Dir's denn Angst? Hast ja nichts getan, daß er Dir beikam.

Amtmann (tritt ein). Aha! ist man auch wieder da? Glücklich von der Universität zurückgekommen?

Friedrich, Zu dienen, Herr Amtmann.

Amtmann. Nun, und was hat man für Vorsätze gefaßt?

Friedrich. Ich hab' mir fürgenommen, allen Fleiß anzuwenden, damit ich dem Herrn Amtmann nicht wieder unter die Händ' gerat'.

Amtmann (lacht). So, Er will mir nicht mehr unter die Hände geraten? Das ist doch merkwürdig. Sein hitziger Kopf und sein vorlautes Maul werden Ihm vermutlich noch manchen Strich durch die Rechnung und der Obrigkeit noch manche Mühe machen. — Ist der Herr Pfarrer schon da?

Friedrich. Eben ist er kommen.

Amtmann (nach der Seite deutend). Wird die Verlobung da drin gefeiert?

Friedrich. Verlobung?

Amtmann. Ist er so fremd in Seinem Vaterhause, daß Er das nicht weiß? Vraiment remarquable! Wo die Gesellschaft sei, will ich wissen. Da?

Friedrich. Ja, da drin, Herr Amtmann, wenn's beliebt. (Amtmann ab nach derselben Seite, wohin Sonnenwirt, Sonnenwirtin, Chirurgus und Pfarrer gegangen sind.)

Friedrich (allein). Ein Verlöbnis, sagt er? Im Vaterhaus? Und da drin im Cabinet? Das ist kein gewöhnlicher Brauttrunk, wie ihn die Leut' aus'm Flecken im Wirtshaus halten. Wär' denn die Magdalene —? Und der Bräutigam? Himmelhöllelement, jetzt geht mir ein Licht auf! Das ist also die Sach, die richtig werden soll!

Magdalene (aus dem Hintergrund tretend, etwas geschmückt, mit beklommener Miene). Jetzt endlich grüß' Dich Gott, Frieder.

Friedrich. Grüß' Dich Gott, Schwesterle! Ich hab' Dich ja kaum gesehen, so geht's durch einander in dem Haus. Grüß' Dich Gott, denn wer hilft uns, wenn wir zwei nicht zusammen halten? Aber was ist denn das? Im Sonntagsstaat? Und verweinte Augen? Millionen Donnerwetter, ist's denn wahr, was der Amtmann da hat fallen lassen? Du sollst heiraten?

Magdalene. Leider Gottes ist's wahr.

Friedrich. Und den grünen Schleicher —?

Magdalene. Den Chirurgus!

Friedrich. Jetzt freut's mich erst, daß ich gleich recht grob gegen ihn gewesen bin.

Magdalene. Mußt nicht mehr so sein! Ach sieh, Du hast Freund' nötig. Und gib acht, er wird sich bei Dir insinuieren.

Friedrich. Der soll mir kommen!

Magdalene. Aber ich! O Bruder, ich wollt' ich wär' bei unserer Mutter! Sieh, ich bin Dir die ärmst' Creatur auf der ganzen Gotteswelt. Ich kann ihn nicht ansehen, er ist mir so arg zuwider.

Friedrich. Soll ich ihn zerbrechen?

Magdalene. Um Gotteswillen, fang' nicht schon wieder Händel an! Du brächtest mich aus'm Regen in die Dachtrauf'.

Friedrich. Das hat Dir niemand sonst angezettelt als die Sonnenwirtin.

Magdalene. Freilich kommt's von der Stiefmutter her. Ach, wenn Du wüßtest, was sie mir für wüste, böse Reden geben hat! Und 's ist ja doch wahr: er ist so alt, daß er mein

Vater sein könnt', und mit der Vogelscheuch im Erbsenfeld hast auch Recht gehabt. Aber die ist mir übers Maul gefahren! Das sei nichts als Üppigkeit und Fleischeslust, hat sie gesagt, und wenn die Leut' wüßten, was ich für lüderliche Gedanken im Kopf hab', da doch die Eh' eine christliche Anstalt sei, so täten sie mit Fingern auf mich zeigen. Sie hat mir das Herz im Leib herumgedreht mit ihren bösen Worten.

Friedrich. Wenn's weiter nichts wär' als das! Wirst Dich doch von so einem heuchlerischen Geschwätz nicht anfechten lassen? Bleib' Du bei Deiner Art und schäm' Dich nicht. Der lieb' Gott hat nichts darwider, daß Dir ein blühender Apfelbaum lieber ist als eine alte Pappel, und seit die Welt steht, ist das beim jungen Volk der Brauch gewesen. Wenn ich Dir jetzt nur einen von den jungen Burschen, der Dir anständig wär', fix und fertig daherbringen könnt'!

Magdalene. Ach geh!

Friedrich. Zum Exempel den untern Müller, der vorhin dagewesen ist, den Georg, 's will mir alleweil vorkommen, als hätt' er ein Aug' auf Dich geworfen, und Du bist ihm, glaub' ich, auch nicht feind. Wie er fortgegangen ist, hat's um Deine Guckfenster 'rum ausgesehen, wie wenn Licht und Schatten miteinander spielen, ich hab's wohl bemerkt, so wild ich gewesen bin. Soll ich ihm nach? soll ich ein Wunder tun, und die Stummen reden nachher?

Magdalene (weint). Was hätt' ich davon? Laß mich zufrieden und schwätz nicht so überzwerch heraus.

Friedrich. Ei, warum sollt' ein tätiger, häuslicher Mensch, wie der, dem Vater nicht recht sein?

Magdalene. Er muß ja bauen, und wie soll er's Geld zum Bauen auftreiben als durch eine Heirat? Meinst Du, der Vater werd' ihm den Hof mit Brabantern pflästern?

Friedrich. Ja so!

Magdalene (nach dem Cabinet deutend). Und da drin ist alles schon im Reinen. Meinst denn, das sei so leicht rückgängig zu machen?

Friedrich. So lang Du nicht Ja sagst, hat's gute Weg'.

Magdalene. Mich fragt man nicht. Wenn der Amtmann sein Geschichtlein auserzählt hat, so muß ich dran und bin verkauft. Und von Dir hat man nichts als Spott.

Friedrich (sich hinter dem Ohr kratzend). Da sieht's freilich fatal aus.

Magdalene. Ich weiß nur ein Mittel, um aus dem Jammer zu kommen.

Friedrich. Vermutlich. Und das wär'?

Magdalene. Ich spring' ins Wasser.

Friedrich (lacht). Du arm's Närrle! Wirst nicht weit schwimmen. Ich weiß Dir'n bessern Weg, wenn man sich nur fest drauf verlassen könnt'.

Magdalene. Du bist'n leidiger Tröster.

Friedrich. Nein, hör' nur! Also Du möchtest lieber sterben als den Chirurgus nehmen?

Magdalene. Ja.

Friedrich. Das ist gleich gesagt. Nähm'st nicht auch mit weniger fürlieb als mit'm Tod? Zum Beispiel mit dem Leben, das Du haben wirst, wenn Du nein sagst.

Magdalene. Der Vater bringt mich um!

Friedrich. Das tut er nicht, bist ja sein eigen Fleisch und Blut. Aber auf böse Tag' darfst Dich gefaßt machen, noch auf schlimmere als bisher.

Magdalene (seufzt).

Friedrich. Du kennst den Vater, und die Frau Sonnenwirtin kennst auch. Ich will Dir zwar beistehen, so viel ich vermag, aber ich kann Dir nicht jedes Hagelwetter vom Leib halten. Du siehst, ich mach Dir kein blauen Dunst vor.

Magdalene (seufzt abermals).

Friedrich. Ja, wird freilich ein bitteres Leben sein, aber der Tod ist doch noch bitterer. Oder tätest auch da lieber ins Wasser springen?

Magdalene. Nein, das grad' nicht.

Friedrich. Nun sieh, jetzt weißt, wo ich 'naus will. Wenn nur nicht auf die Weibsleut' so wenig Verlaß wär'! Die Margret' hat auch ihren blaunasigen Krämer ums Leben nicht wollen, ist auch gleich mit'm Sterben bei der Hand gewesen, wie Du, aber sie hat ihn doch genommen, und seit sie ihn hat, ist unser Kleeblatt zersprengt. Vorher ist sie so eine gute Schwester gewesen, und jetzt predigt sie uns, wie wenn sie unsre Großmutter wär'.

Magdalene. Die hilft mir freilich nicht. Sie wird gleich mit ihrem Mann da sein. Sie kommen auch dazu. Ach Herr, steh' mir bei!

Friedrich. Mußt Dir selber helfen. Willst ja Dein Leben dran geben, und ich zeig' Dir'n Weg, wo's nicht einmal den Kopf kostet. Sieh, Magdalene, ich sag' Dir ein Geheimnis —

Magdalene. Ach ja, wenn Du mich unsichtbar machen könntest!

Friedrich. Närrle, das kann ich nicht. Aber ein Mensch, der sich selber trauen darf, vermag mehr als alle Hexenmeister, das ist mein Geheimnis. Sieh, mit drei Wörtlein: ich tu's nicht! und ich tu's eben nicht! Damit kann ein rechter Kerl — Mannskerl oder Weibskerl — einen Güterwagen sperren, und wenn sechs Dutzend Dragonergäul vorgespannt wären. Siehst jetzt ein, warum ich sag': der Weg ist sicher, wenn man sich darauf verlassen kann? Frag' Dich, ob er's ist.

Magdalene. Jetzt versteh' ich Dich. (Vor ihn hintretend und auf den Boden stampfend, in seinem Ton:) Und ich tu's eben nicht!

Friedrich. Jetzt ist alles gewonnen. So gefällst mir.

Stimme der Sonnenwirtin (aus dem Cabinet). Magdalene.

Magdalene (erschrickt). Ach Gott!

Friedrich. Sei standhaft! Vergiß nicht, daß ich für Dich durchs Feuer geh'! (Krämer und seine Frau treten auf.)

Krämer. So, der Schwager ist auch wieder unter den Lebendigen? Und kommt just recht zum Brauttrunk? Das trifft sich ja geschickt.

Friedrich. Grüß' Gott, Schwager. Grüß' Gott, Margret!

Krämerin (zu Friedrich). Grüß' Dich Gott. Jetzt wär's aber Zeit, daß Du brav würdest, daß die Familie nicht noch mehr Kreuz mit Dir hat.

Friedrich. Amen, alte Postill'.

Krämer (zu Magdalene). Und wie sieht's denn am Brautstandshimmel aus? Ich glaub', 's hat ein wenig geregnet. Pah, das tut nichts, bedeutet ein gutes Jahr.

Friedrich. Der Segen wird nicht weit her sein. Erzwungen Eid ist Gottes Leid.

Krämerin. Ich will nicht hoffen —

Friedrich (auf die weinende Magdalene deutend). Da sieh!

Krämerin (zu Magdalene). Du! Was einmal Gottes Will' ist, dagegen darfst Dich nicht auflehnen und dem Vater mußt gehorchen, der Dich enterben kann. Weißt Du nicht, was der Sirach sagt? „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser".

Friedrich. „Aber der Mutter Fluch reißet sie nieder".

Magdalene (zu Friedrich). Um Gottes Willen, halt Frieden! Sie kommt!

Sonnenwirtin (aus dem Cabinet). Wie oft muß man Dir rufen? Bist taub?

Krämer. Frau Mutter, wir sind so frei —

Sonnenwirtin. Machet nur, daß ihr hineinkommt, die Herren werden ungeduldig. (Sie schießt nach der Türe im Hintergrund und ruft hinaus:) Sind die Kuchen noch nicht da? (Zurück zu Magdalene:) Hauch' Dir in die Händ', daß Deine Augen hell werden. (Sie macht ihr die Gebärde vor, indem sie sich in die Hände haucht und dieselben vor die Augen hält.).

Magdalene. Mutter, ich hab' so Kopfweh.

Sonnenwirtin. Morgen kannst Kopfweh klagen, soviel Du willst. Heut ist Dein Ehrentag. Komm Jungfer Braut. (Faßt sie an die Hand und zieht sie nach dem Cabinet.)

Friedrich. Da soll doch ein heilig's —

Krämerin (vor ihn hintretend). Du! Daß Du Dich nicht unterstehst, mit dem ersten Tritt ins Haus gleich wieder den Hausfrieden zu untergraben! (folgt den andern.)

Krämer (der sich gleichzeitig vor ihn hingestellt hat). Laß doch der Schwager dem Ding den Lauf. Hier ist Burgfried!

Friedrich. Was, ich soll meine Schwester verkaufen lassen?

Krämer. Ei, 's ist ja ein guter Handel, über dem ihr das Heulen schon vergehen wird. Die Weiber wissen oft nicht, was sie wollen, absonderlich die Jungfern. Die Meine hat Anfangs auch geheult, aber ich hab' ihr nur ein Wörtle ins Ohr gesagt, und darnach hätt' Er sie sollen lachen hören. Die lernt's auch noch.

Friedrich. Wenn ihr aber ein anderer im Herzen steckt?

Krämer (lacht unmäßig). Ein Leibschaden im Herzen? Da kann ja der Herr Chirurgus gleich eine glückliche Kur machen! Geb' Er acht, der wird den Schaden schon 'raus operieren aus dem Herzen, — So, jetzt wär' das Feld rein. Vorwärts Schwägerle, jetzt wollen wir bei einem guten Glas Heppacher der Tochter Jephta weinen helfen. (Winkt ihm und folgt den andern.)

Friedrich (allein). Das ist eine Welt! Das ist ein Christentum! So kann ein Vater sein Kind ins Elend stoßen! Aber 's ist wahr: was sollst Du gleich wieder Händel anfangen,

wenn sie kein' Willen hat? Vor einem Augenblick noch steht sie hin: „Ich tu's eben nicht!" und jetzt läßt sie sich zur Schlachtbank führen und sagt natürlich Ja. Ich könnt' ihr weiß nicht was antun.

Stimme des Amtmanns (drinnen). Das Brautpaar soll leben!

Stimme der andern (drinnen). Vivat hoch!

Friedrich. Und der Teufel daneben! Jetzt ist's fertig. Ich könnt' ihnen das Haus über den Köpfen anzünden. — Und Du? Wie wird's Dir gehn? Auf die Magdalene brauchst nicht mehr bauen, die hält jetzt zum großen Haufen. Grad' so ist auch die Margret' von Dir abgefallen. Wie froh ist sie gewesen, wenn Du Dich ihrer gegen die Stiefmutter angenommen hast, und jetzt heißt sie Dich 'n Anfstifter, 'n Friedensstörer. Die wird's bald auch so machen. Von der letzten Seel' bist im Stich gelassen. Ein Fremdling im eigenen Haus — ja, der Amtmann hat recht: die Stiefmutter aufsässig, der Vater halb abspenstig, die Schwestern so gut wie tot. Und Dein ärgster Feind darf ein- und ausgehn. — Ich glaub', ich wollt', ich wär wieder im Zuchthaus.

Bäckerin und Chistine (treten auf, letztere mit einem Korbe).

Bäckerin. Ei grüß' Gott, Frieder, grüß' Gott! Auch wieder hiesig? Das ist brav? Nicht wahr, 's ist doch nirgends so gut wie zu Ebersbach?

Friedrich. Das ist Geschmackssach'. Grüß' Euch Gott, Bas'. Wie steht's?

Bäckerin. Gut, bis besser kommt. Da bringen wir die Kuchen zum Verspruch. Ja was, ohne meine mürbe Kuchen darf kein Verspruch sein zu Ebersbach. Stell' sie nur daher, Christine, bis man Dir's abnimmt. Ich komm' selber mit, muß doch auch der Magdalene gratulieren.

Friedrich. Da ist viel zu gratulieren. Das ist 'n Glück, das ihr's Wasser aus den Augen treibt. Meint Ihr, die kommen zusammen, wie ein jung's Paar zusammen kommen sollt'?

Bäckerin. Er ist freilich kein heurig's Häsle mehr.

Friedrich. Und was die Menschen in ihrem Eigennutz und Geiz und Falschheit veranstalten, das, sagen sie dann, sei Gottes Will'! Bas, ich find' mich gar nicht zurecht in der Welt, ich hab' ein Heimweh, ich möcht' 'naus, wo kein Loch ist.

B ä c k e r i n. Was, die trübseligen Gedanken müsset Ihr fahren lassen. Wenn man noch so jung ist! Gelt Du, Christinele?

F r i e d r i c h. Wen bringet Ihr denn da? Ist das Euer' Kellnerin? Habt Ihr sie aus dem himmlischen Reich verschrieben? Da muß ich doch bald zu Euch ins Beckenhaus kommen und ein Schöpple trinken.

B ä c k e r i n. Ich hoff', Ihr werdet so frei sein. 'S ist aber keine Kellnerin, 's ist mein Dötle, das nach mir tauft ist. Sie kommt als zu mir und hilft mir im Haushalt und auch in der Wirtschaft aus.

F r i e d r i c h. Christine heißt, Du Zuckerstengele?

C h r i s t i n e. Ja.

F r i e d r i c h. Bist von hier?

B ä c k e r i n. Ja wäger ist sie von hier, sie ist ja des Hirschbauern Tochter.

F r i e d r i c h. Das Dich der Strahl! Ich hätt' glaubt, ich sollt' jedes Kind im Flecken kennen. Ja, dort hinaus bin ich freilich in Jahr und Tag nicht kommen.

B ä c k e r i n. Arme Leut' sind unwert; denen lauft niemand nach.

F r i e d r i c h. O Bas', redet nicht so. Ihr wisset wohl, daß mir's anders um's Herz ist. Aber wo steckst denn, Du Herzkäferle? Kommst denn gar nie mehr unter die Leut', daß ich Dich noch kein einzig's Mal in's Aug' gefaßt hab'?

C h r i s t i n e. 's ist heut nicht das erst' Mal.

B ä c k e r i n. Ja, das Mädle hat Euch noch 'n Dank abzustatten von lang her, für etwas, da Euer Herz nicht mehr dran denkt. Geh', erzähl's ihm, Christinele.

C h r i s t i n e. Ich nicht, erzählet Ihr's, Dote!

B ä c k e r i n. Muß ich für Dich reden, Du Dichele? Also! Ich will anfangen, wie man im Märle anhebt. 's ist einmal ein klein's Mädle gewesen, hat Bäckle gehabt wie Milch und Blut, das Spruchbuch hat's unterm Arm tragen, und ein großer Apfel, so rotbackig und fast so groß wie es selber, der hat ihm aus'm Schürzentäschle gukt. Kommt so ein barfüßiger Flegel daher, ein paar Jahr' älter als das Kind, und sagt: „Gleich gibst mir Dein' Apfel, oder ich schlag' Dir ein paar Zähn' in Hals' nunter!" Mein Christinele schreit und rennt, was gilt's, was hast! Aber der Bub' hintendrein und faßt sie am Fittich und will ihr den Apfel nehmen. Da kommt aber einer über ihn, und wer anders als der Sonnenwirtle, der Frieder, der nie kein Unrecht mit

müßiger Faust hat ansehn können. Der packt den groben Zolgen und schüttelt ihn und steckt ihm ein Paar, daß ihm der Gelust nach dem Apfel vergangen ist.

Friedrich (lachend). Gott's Blitz, jetzt geht mir ein Licht auf! Das ist ja der Fischerhanne gewesen, ja, ja, den hab' ich einmal durchgeliedert, weil er gewalttätig gegen ein Kind gewesen ist.

Bäckerin. Ja, und dann hat er noch sein Brot 'rausgeholt und hat's dem Kind geschenkt. Da nimm, hat er gesagt, daß Dir der Apfel kein' öden Magen macht.

Friedrich. Das weiß ich nicht mehr, aber wenn's geschehen ist, so ist's gern geschehen. Was, und das Kind bist Du gewesen, Du Engele, Du goldigs'?

Bäckerin. Freilich, aus Kindern werden Leute, und so weiter, Ihr wisset ja, wie's Sprichwort sagt. Aber die Guttat, die hat Euch mein Christinele in seinem feinen Herzen nachgetragen, beides, das Brot, und daß Ihr mein' Apfel verteidigt habt, — denn von mir ist er gewesen. Aber, ei Du Herr mein! Kommt denn niemand, der mir die Kuchen abnimmt? Und ich steh' da und schwätz' und derweil könnt' die ganz' Welt untergehn. Wo sind denn Eure Leut'?

Friedrich. Da drin ist alles beisammen.

Bäckerin (nimmt den Korb). Ich muß sie am End' selber 'neintragen, sonst wird der Verspruch ohne meine mürbe Kuchen gehalten. Das dürft' nicht sein, beileib nicht! (Ab ins Kabinet.)

Friedrich. Ist's wahr, daß Du mich noch kennst und hast selbig's Geschäftle im Herzen behalten?

Christine. Ja, 's ist wahr, und ich hätt' gern —

Friedrich. Was hätt'st gern? Wieder 'n Apfel oder mein Stückle Brot?

Christine (lacht). Nein, heimgeben hätt' ich's gern.

Friedrich. So? Du möchtest mir die Laib heimgeben? Das kann ja sein. (Er faßt sie um die Hüfte und sucht sie zu küssen.)

Christine. Nicht so geschwind!

Friedrich. Herztausig's Kind, ich kann nicht lang ränkeln. Willst?

Christine. Was denn?

Friedrich. Mein Schatz werden.

Christine. Ich bin ein arm's Mädle.

Friedrich. Hab' ich denn gefragt, ob ich ein Kapital bei Dir aufnehmen könnt'? (Die Hand auf ihr Herz legend:) Da, da will ich wissen, ob eine Schatzkammer ist. Darf man denn glauben, was Deine liebe blaue Guckaugen erzählen? Sitzt ein Herzle da drin, an dem's einem wohl werden könnt' in der wüsten, falschen Welt? (Er umfaßt sie. Sie lehnt sich einen Augenblick an ihn an; dann reißt sie sich los und entflieht.) Halt! Bleib! fort ist sie. Du leichtfüßig's Vögele, Du! Soll ich ihr nach? Wie ist mir denn? Das ist ja über mich kommen, wie wenn der Himmel einfällt. Hat sie mich küßt? Ich glaub'. So gibt's Keine mehr. „Ich bin ein arm's Mädele!" Ja, ja, mit so einem Paar Augen ist man arm! Christinele! Mein mußt Du werden, und wenn ich die Stern' vom Himmel reißen müßt'!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ebersbach. Ärmliche Bauernstube. In einem schlechten Großvaterstuhl der Hirschbauer, sonntäglich gekleidet. Vor ihm die Hirschbäuerin, mit dem Aufsetzen ihrer Haube beschäftigt.

Hirschbauer. Was hat denn die Christine, daß sie so lang bleibt?

Hirschbäuerin. Weiß nicht, was ihr wieder im Kopf steckt. Schätz' wohl ihr Herzbue.

Hirschbauer. Das Ding will mir je länger, je weniger gefallen. Seit der Flecken steht, hat sich noch kein junger Bursch auf so eine kecke Art in einem Haus eingenistet. Auf einmal steht er da, als wär' er der täglich' Gast von jeher gewesen, geht und kommt, wie's ihm gefällt —

Hirschbäuerin. Warum bietest Du ihm nicht aus?

Hirschbauer. Du darfst was sagen! Wer hat ihn denn geïnvitiert, er möcht' auch wieder so frei sein? Hast doch gleich merken können, von wegen was er kommt.

Hirschbäuerin. Der Frieder meint's ehrlich.

Hirschbauer. Ein Sohn aus einem fürnehmen Haus!

Hirschbäuerin. Ei, hat nicht auch der reich' Boas die Ruth geheiratet, die Ährenleserin!

Hirschbauer. Man lebt jetzt nicht mehr im alten Testa-

ment. So ein Boas macht's jetzt anders, und die Ruth dürft's auch nicht mehr so machen.

Hirschbäuerin. Das Sprichwort sagt: Mädchen müssen nach Einer Feder über drei Zäune springen. Von den armen gilt das zweimal.

Hirschbauer. Ich will mein Kind keinem nachwerfen.

Hirschbäuerin. Nachwerfen und Versorgen ist nicht einerlei.

Hirschbauer. Aber was wird der Sonnenwirt dazu sagen?

Hirschbäuerin. Denk' nur auch dran, daß das fürnehm' Füllen einen großen Fleck hat, von Ludwigsburg her. Der Sonnenwirt muß ja selber wissen, daß er nicht mehr den höchsten Preis draus löst. Aber was zum Reitpferd verdorben ist, gibt oft noch ein gut's Ackerpferd, und einem geschenkten Gaul guck' ich nicht ins Maul.

Hirschbauer. Schweig still, sie kommt.

Christine (mit einem dreispitzigen Hut in der Hand, den sie, nachdem sie die Schnur geprüft, ihrem Vater reicht:) Jetzt wird er wieder halten.

Hirschbauer. Er wird mich vollends aushalten, hoff' ich. (Zu seiner Frau:) Bist fertig? 's wird gleich zusammen läuten. Ich will vorher zum Nachbar und sehn, ob ich nicht ein wenig Saatfrucht bekommen kann. Das Beten geht leichter, wenn man's an den Menschen erfahren hat, daß man sich noch auf unsern Herrgott verlassen darf. (ab.)

Hirschbäuerin. Hast Grillen, Sonnenwirtin?

Christine. Mutter, so weit ist's noch nicht.

Hirschbäuerin. Unser Herrgott hat die Welt aus nichts erschaffen und den Menschen aus einem Erdenkloß. Die Amtmännin ist eine arme Hausjungfer gewesen bei einer großen Herrschaft, und jetzt ist sie eine allmächtige Frau, die einen ganzen Flecken regiert. Aber gescheit muß man's angreifen. Eine, die nichts hat, wie Du, darf nicht glauben, die gebratenen Tauben müssen ihr ins Maul fliegen, darf auch nicht hochmütig sein. Sie muß sich 'runtergeben können und sich etwas gefallen lassen — freilich mit Maß Zu lützel und zu viel verderbt allzeit das Spiel. Ich hab' Dein' Vater am Schnürle geführt, er hat mir nicht weiter gucken dürfen, was ich ihm verstattet hab'.

Christine (verdrossen). Was soll ich denn tun?

Hirschbäuerin. Tu was Du willst — aber (mit ge-

ballter Faust vor sie hintretend:) das sag' ich Dir, daß Du mir kein' dummen Streich machst, sonst lass' ich kein Glied an Dir. — Los, jetzt läutet's zur Kirch'. Sieh mir fleißig nach'm Essen, daß nichts verbrennt, 's geht so schon schmal genug her. (ab.)

Christine (allein). Ja, gute Mutter, wenn Du wüßtest! Mit uns ist's aus. Da hilft kein Gescheitsein, kein 'Runtergeben. Jetzt sind's bald acht Tag', daß ich ihn mit keinem Aug' gesehen hab'. Wer hätt' das denkt, wie er so liebreich gewesen ist selbigsmal in der Sonne, daß er so störrig könnt' sein! Ich hab' doch nicht gleich zu ihm sagen können: Da hast mich, kannst mich sieden oder braten! Und was braucht er denn gleich Arg's von mir zu denken, wenn ich auf'm Tanzboden gegen seine Kameraden freundlich bin? Soll ich mit ihnen trutzen, weil er mit mir trutzt? Was können denn sie dafür? Zudem, so lang's nicht einmal richtig ist zwischen uns! Und wenn's auch richtig wär', sollt' ich denn niemand Anders mehr ansehn dürfen? (Sie setzt sich und sucht im Gebetbuch zu lesen.) Wenn er nur nicht so trutzig wär' und so kurz angebunden! Ich wär' ja so gern anders gegen ihn, aber wenn er sich garnicht blicken läßt oder mit so einem Gesicht am Haus vorbeigeht, so kann ich ihm doch nicht nachlaufen. Und er meint, ich hab' ihn nicht lieb. Ach Frieder, wenn Du mir durch einen Spiegel ins Herze sehn könntest, da tätest finden wie unrecht Du mir tust. (Nimmt einen Ring aus dem Mieder.) Den Ring hat er mir aufzwingen wollen, und weil ich mich gewehrt hab', ist er im Zorn fort und hat ihn auf dem Boden liegen lassen. Gelt, Du glaubst, ich hab's auch so gemacht'. Nein, der ist gut aufgehoben. (Steckt ihn an den Finger.) Komm, Du lieb's Kleinod. Ach, wenn's schon so weit wär'! — Verzeih mir's Gott, mit der Andacht ist's schlecht bestellt, meine Gedanken sind anderswo. — Herr Jesus, wer kommt? Es ist sein Tritt! Was fang ich an?

Friedrich (unter der Tür). Ist's erlaubt?

Christine. Ich kann's nicht verwehren.

Friedrich. Oder erwartet man vielleicht — sonst jemand?

Christine. Ich hab' niemand eingeladen.

Friedrich. Also kann ich mich auch wieder auf den Marsch machen? (Pause.) Es ist ziemlich lang, daß wir einander nicht gesehn haben.

Christine. Das ist nicht meine Schuld.

Friedrich. Wessen denn? (Pause.) Ich hab's doch, glaub' ich, deutlich sehn lassen, wie ich's mein'.

Christine. Mir braucht man nicht mit'm Holzschlegel zu winken.

Friedrich. So? Es scheint, ich mag's machen wie ich will, so ist's nicht recht.

Christine. Das sag' ich nicht.

Friedrich. Wie soll ich's denn aber angreifen? (Pause.) So kann's nicht fortgehn zwischen uns! Jetzt sag's grad' 'raus und laß mich nicht länger warten: wie hast's mit mir?

Christine. Ich weiß nicht. Zwischen des Sonnenwirts Sohn und des Hirschbauern Tochter liegt ja eine ganze Welt.

Friedrich. Davon ist jetzt nicht die Red'.

Christine. Aber ich weiß auch nicht, ob wir zusammentaugen, wir zwei beide. Befehlen laß' ich mir nichts; ich bin keine Magd. Und verbieten laß' ich mir auch nichts, denn ich hab' nichts Unrecht's vor. Wer mein Schatz sein will, der darf mich nicht anfahren und darf mich nicht gleich beschuldigen, wie reiche Leut' so gern tun. Wenn einer auf sein' Schatz nichts hält, so tut's nicht gut zwischen ihnen. Mein Vater und mein' Mutter sind oft hart gegen mich: wenn mein Schatz auch so wär', was hätt' ich dann gewonnen? Lieber bleib' ich wie ich bin, und ich glaub', 's ist am besten so.

Friedrich. So? 's ist also Ernst? ich kann gehn? (Pause.) Nein! so geh' ich nicht fort. Hier auf dem Platz muß es sich zwischen uns entscheiden. Sieh, Christine, Gott weiß, wie lieb ich Dich hab, aber (ein Messer ziehend) so halt ich's nimmer aus. Nein, nimmer! Du hast mich so weit gebracht, daß ich gar kein Mensch mehr bin. Sag' Ja oder Nein: willst mich oder willst mich nicht? Wenn Du mich willst, so sollst Du mich um den Finger wickeln können, ich will anders werden als ich die Zeit gewesen bin, wo Du mich wild und falsch gemacht hast, will Dich auf den Händen tragen und ein Leben mit Dir führen, daß ganz Ebersbach ein Exempel dran nehmen soll. Willst Du mich aber nicht, so verzeih mir's Gott — siehst Du das Messer hier? Wenn Du nicht mein werden willst, so soll Dich auch kein Anderer haben, und wenn Du nicht mehr in der Welt bist, will ich auch nichts mehr von ihr. Jetzt sprich, oder brich den Stab über uns.

Christine (die inzwischen vom Entsetzen zum Entzücken übergegangen ist, fliegt ihm an den Hals:) Stich zu, wenn Du's Herz hast!

Friedrich. Christine!

Christine (macht die eine Hand los und hält sie ihm

vor die Augen:) Da sieh, Du blinder Hess', Du ungläubiger Thomas, wie kannst so gottlos Zeug machen, siehst denn nicht, daß ich Dein' Ring am Finger hab'? Ich hab' Dir doch vor müssen ein wenig schandlich tun, Du unartiger Bub', Du!

Friedrich. Ist's wahr? willst mein sein? Sag's.

Christine. In Zeit und Ewigkeit.

Friedrich. Hiermit bist Du vor Gott mein Weib.

Christine. Wie lang wird's noch anstehn, bis ich's vor den Menschen bin!

Friedrich. Es wird seine Haken haben. Ich will Dir nichts vormachen, was nicht wahr ist. Mein Vater wird aufgucken, wenn er die Brautschaft erfährt; sein Leibstückle ist's nicht, denn das hat 'n andern Klang. Drum wird's besser sein, wir warten eine recht gelegene Zeit ab und behalten unser Geheimnis einstweilen für uns.

Christine. Wie Du willst.

Friedrich. Also Du traust mir?

Christine. Wie mir selber! In Dir ist kein falscher Blutstropfen.

Friedrich. Und Du bist und bleibst mein Schatz, und mein Weib mußt werden, wenn man uns ganze Berg' in Weg schmeißt. Aber ich hoff', wenn mein Vater mein' Ernst sieht, so gibt er nach. Ich hab' einmal gesagt: Ich will! und wenn ein Mensch sein' Willen ernstlich auf etwas setzt und eher den Kopf hergibt als den Willen, so führt er's auch durch. Merk' Dir nur eins und laß Dir's gesagt sein: Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb.

Christine (an seinem Herzen:) Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb. (Eine Fensterscheibe fällt klirrend herein.) Jesus! was ist das? Wir sind verraten!

Friedrich (ans Fenster eilend, für sich:) Der Fischerhanne ist's gewesen. Da springt er um's Eck. Er hat uns ausspioniert. Den soll — (laut:) Sei ruhig, es ist nichts. Eine Katz' hat hereingewollt und hat das Fenster eingedrückt. Ich hab' sie eben noch um's Eck schlupfen sehen.

Christine. Bin ich erschrocken!

Friedrich. Und hast doch ein gut's Gewissen.

Christine. Freilich.

Friedrich. Ich red' ohnehin nächster Tag' frei und offen mit Deinen Eltern. Denen kann man's sagen.

Christine. Laß es nur noch ein wenig anstehn, 's ist mir

so angst. Horch, die Betglock'! Die Kirch' ist aus. Jetzt mach', daß Du fortkommst.

Friedrich. Heut abend kommen wir zusammen, gelt? Du wartest hinterm Haus auf mich.

Christine. Ja, ja, geh nur. Nimm auch Dein Messer mit. Da liegt's. Und, Frieder, bedenk', daß es ein gefährlich's Spielzeug ist für so'n Hitzkopf.

Friedrich. Willst mir's in Verwahr nehmen?

Christine. Nein, nein! Das wär' ein bös Geschenk. Man sagt, es stech die Freundschaft ab.

Friedrich (steckt es lachend ein:) Die unsere ist stich- und kugelfest. Auf Wiedersehn heut Abend.

Christine. Fort! fort! (Sie schiebt ihn hinaus. Beide ab.)

PALAESTRA CXXII.

UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Der „Sonnenwirt“
von Hermann Kurz.

Eine Quellenstudie

von

Walter Heynen.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.

Die PALAESTRA soll in einer freien Folge von Bänden eine Sammlung bilden, in welche Arbeiten aus den Seminaren der Herren Proff. Drr. Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt und auch andere wissenschaftliche Arbeiten aus den Gebieten der deutschen und englischen Philologie aufgenommen werden, die von den Herren Herausgebern ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wegen hierzu empfohlen werden.

	Bisher sind erschienen:	Mark
1.	THE GAST OF GY. Eine engl. Dichtung des 14. Jh. hrsg. v. G. Schleich.	8,—
2.	Gellerts Lustspiele. Beitr. z. Entwicklungsgesch. d. deutsch. Lustspiels von J. Coym.	2,40
3.	Immermanns Merlin von Kurt Jahn.	3,—
4.	Neue Reiträge zur Kenntnis des Volksrätsels von Robert Petsch.	3,60
5	Über die altgermanischen Relativsätze von Gustav Neckel.	2,60
6.	Die altengl. Bearbeitung der Erzählung von Apollonius von Tyrus von R. Märkisch.	1,60
7.	Uber die mittelengl. Übersetzung des Speculum humanae salvationis von O. Brix.	3,60
8.	Studien z. Geschichte d. Hebbelschen Dramas von Th. Poppe.	3,50
9.	Ueber die Namen des nordhumbrischen Liber Vitae von Rud. Müller.	5,50
10.	Richard the Third up to Shakespeare. By G. B. Churchill.	16,—
11.	Die Gautrekssaga von W. Ranisch.	5,50
12.	Joseph Görres als Herausgeber, Litteraturhistoriker, Kritiker v. Franz Schultz.	7,—
13.	Die Aufnahme des Don Quijote in die engl. Literatur. Von G. Becker.	7,—
14.	Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der nhd. Schriftsprache. Von Max Müller.	2,60
15.	Ysumbras. E. engl. Romanze d. 14. Jahrh. hersg. v. Prof. Dr. G. Schleich.	4,—
16.	Conrad Ferdinand Meyer. Quellen u. Wandlungen seiner Gedichte von Kraeger.	10,—
17.	Die lustige Person im älteren englischen Drama (bis 1642) von Eduard Eckhardt.	15,—
18.	The Gentle Craft. By Thomas Deloney. Edited by Alexis F. Lange.	8,—
19.	Exmoor Scolding und Exmoor Courtship. Von Bruno Schulze.	5,—
20.	Quellenstudien zu Robert Burns. 1773–1791. Von Otto Ritter.	7,50
21.	Heinses Stellung zur bildenden Kunst und ihrer Aesthetik. Von K. D. Jessen.	7,—
22.	Von Percy zum Wunderhorn von Heinrich Lohre.	4,—
23.	The Constance Saga. By A. B. Gough.	2,50
24.	Blut- und Wundsegen in ihrer Entwickelung von Oskar Ebermann.	4,80
25.	Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos. Von Leo Wolf.	4,50
26	Zur Kunstanschauung des XVIII. Jahrhunderts. Von Winckelmann bis zu Wackenroder. Von Helene Stöcker.	3,60
27.	Eulenspiegel in England. Von Friedrich Brie.	4,80
28.	Friedrich Halm und das spanische Drama. Von H. Schneider.	7,20
29.	Die gedruckten englischen Liederbücher bis 1600. Von Wilh. Bolle.	11,50
30.	Untersuchungen über die mhd. Dichtung vom Grafen Rudolf. Von J. Bethmann.	5,—
31.	Das Verbum ohne pronom. Subjekt in d. ält. deutschen Sprache. Von K. Held.	5,—
32.	Schiller und die Bühne. Von Jul. Petersen.	8,—
33.	Caesar in der deutschen Literatur. Von F. Gundelfinger.	3,60
34.	Über Surrey's Virgilübersetzung, nebst Neuausgabe des 4. Buches nach Tottel's Originaldruck u. der Hs. Hargrave. Von Otto Fest.	3,60
35.	The Story of King Lear from Geoffrey of Monmouth to Shakespeare by W. Perrett.	9,—
36.	Thomas Deloney. Von Richard Sievers.	6,60
37.	Die Schule Neidhardts. Von R. Brill.	7,50
38.	Grobianus in England. Von E. Rühl.	7,60
39.	Die Sage von Macbeth bis zu Shakspere. Von Ernst Kröger.	7,60
40.	Dorothea Schlegel a. Schriftstellerin i. Zusammenh. m. d. romant. Schule. Von F. Deibel.	5,60
41.	Bettina von Arnims Briefromane. Von Waldemar Oehlke.	10,—
42.	Die böse Frau in der deutschen Litteratur des Mittelalters. Von Franz Brietzmann.	7,—
43.	Angelsächsische Palaeographie. Die Schrift der Angelsachsen mit besond. Rücksicht auf die Denkmäler in d. Volkssprache. 13 Taf. n. Einl. u. Transscript. v. W. Keller.	12,—
44.	Carl Friedrich Cramer bis zu seiner Amtsenthebung. Von L. Krähe.	7,50
45.	Das zweigliedrige Wort-Asyndeton in der ält. deutschen Sprache. Von E. Dickhoff.	7,—
46.	Seneca und das deutsche Renaissancedrama. Von P. Stachel.	11,—
47.	Die literar. Vorlagen d. Kinder- u. Hausmärchen u. ihre Bearbeitung durch die Brüder Grimm. Von H. Hamann.	4,50
48.	Variationen in d. altgerman. Alliterationspoesie. Von Walther Paetzel.	6.50
49.	Lautlehre der älteren Laȝamonhandschrift. Von Paul Lucht.	4,—
50.	Oldcastle — Falstaff in d. engl. Literatur bis zu Shakespeare. Von W. Baeske.	3,60
51.	Grimmelshausens Simplicissimus u. seine Vorgänger. Von C. A. von Bloedau.	4,—
52.	Geschichte d. Fabeldichtung in England bis zu John Gay (1726). Von Max Plessow.	15,—
53.	Sir Eglamour. E. engl. Romanze d. 14. Jahrh. Hersg. v. Prof. Dr. G. Schleich.	4,50
54.	Margareta von Anjou vor und bei Shakespeare. Von Karl Schmidt.	8,—
55.	Die Geister in d. engl. Literatur des 18. Jahrhunderts. Von C. Thürnau.	4,50
56.	Luther und der deutsche Volksaberglaube. Von Erich Klingner.	4,—
57.	Die Accente in ahd. u. altsächsischen Handschriften. Von P. Sievers.	4,—
58.	Die Mischprosa Notkers des Deutschen. Von Paul Hoffmann.	6,50
59.	Die Stellung des Verbums in der älteren althochdeutschen Prosa. Von P. Diels.	7,60
60.	Franz Freiherr v. Gaudy als Dichter. Von Johannes Reiske.	3,60
61.	Jean Pauls Flegeljahre. Von K. Freye.	8,60
62.	Stranitzkys Drama vom „Heiligen Nepomuck". Von Fr. Homeyer.	6,80

Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.

		Mark
63.	Sirventes und Spruchdichtung. Von Wilhelm Nickel.	3,60
64.	Conr. F. Meyer in s. Verhältnis zur italien. Renaissance. Von E. Kalischer.	6,—
65.	Das mittelengl. Streitgedicht Eule und Nachtigall. Von W. Gadow.	9,—
66.	Thomson's Seasons, critical Edition by O. Zippel.	12,—
67.	Die mittelhochdeutsche Novelle vom Studentenabenteuer. Von W. Stehmann.	7,—
68.	Sprache und Stil im Wälschen Gast des Thomasin von Circlaria. Von F. Ranke.	4,80
69.	Die Sage von Heinrich V. bis zu Shakespeare. Von P. Kabel.	4,—
71.	Christian Wernickes Epigramme. Herausgegeben u. eingeleitet v. Rudolf Pechel.	18,—
72.	Milstäter Genesis und Exodus. E. grammat.-stilist. Untersuchung. Von F. Bulthaupt.	4,80
73.	Die Metamorphosen-Verdeutschung Albrechts v. Halberstadt. Von Otto Runge.	4,50
74.	Rede und Redeszene in der deutschen Erzählung bis Wolfram von Eschenbach. Von Werner Schwarzkopff.	4,50
75.	Helwigs Mähre vom heiligen Kreuz. Von P. Heymann.	5,50
76.	Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn. Von K. Bode.	20,—
77.	Beiträge z. Gesch. der neulatein. Poesie Deutschlands u. Hollands. Von A. Schroeter.	9,—
78.	Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670. Von Werner Richter.	12,—
79.	Enstehungsgeschichte von W. M. Thackerays „Vanity Fair“. Von E. Walter.	4,50
80.	Schillers Musenalmanache. Von Wolfgang Seyffert.	4,80
81.	Das Marienleben des Schweizers Wernher. Von Max Päpke.	5,60
82.	Das Alexanderlied Johann Hartliebs. Von S. Hirsch.	3,60
84.	Friedrich von Hardenbergs ästhetische Anschauungen. Von Eduard Havenstein.	3,50
85.	Die Lehnwörter des Altwestnordischen. Von Frank Fischer.	6,50
86.	Der deutsche Facetus. Von Carl Schroeder.	8,60
87.	Passional und Legenda aurea. Von Ernst Tiedemann.	4,50
88.	Rómveriasaga (Am 595, 4°). Hrsg. von Rudolf Meissner.	14,—
89.	Wieland und Bodmer. Von Fritz Budde.	6,50
90.	Schnaderhüpfl-Rhythmus. Von Curt Rotter.	8,—
91.	Die Syntax des Superlativs im Gotischen, Altniederdeutschen, Althochdeutschen, Frühmittelhochdeutschen, im Beowulf und in der älteren Edda. Von R. Wagner.	3,50
92.	Englische Romankunst, 1. Band von W. Dibelius.	8,—
93.	Spensers literar. Nachleben bis zu Shelley. Von Tr. Böhme.	10,—
94.	Julius von Voß. Von Johannes Hahn.	6,—
96.	Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. Von Hans Gille.	7,—
97.	Liebe und Ehe im altfranzös. Fablel und in der mhd. Novelle. Von B. Barth.	7,80
98.	Englische Romankunst, 2. Band. Von W. Dibelius.	9,—
99.	Tilos von Culm Gedicht von siben Ingesigeln. Von Gerhard Reissmann.	6,—
101.	Daniel, eine Deutschordensdichtung. Von Arthur Hübner.	5,—
102.	Die ühnenanweisungen im deutschen Drama bis 1700. Von S. Mauermann.	7,60
103.	Gutzkows und Laubes Literaturdramen. Von Paul Weiglin.	4,80
104.	Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen. Von Hugo Herchenbach.	4,50
106.	Die Satiren Halls. Von Konrad Schulze.	8,—
107.	Studien zur Philosophie der Meistersänger. Von Heinrich Lütcke.	5,50
108.	Die vier Redaktionen der Heidin. Von Ludwig Pfannmüller.	14,—
112.	Geschichte der allade Chevy Chase. Von K. Nessler.	5,—
113.	Z. Gesch. der latein. Facetiensammlungen des XV. u. XVI. Jahrh. Von K. Vollert.	3,60
114.	J. A. Schlegels poetische Theorie in ihrem histor. Zusammenhange unters. v. H. Bieber.	5,50
115.	Zesens Romane. E. Beitrag z. Gesch. d. Romans im 17. Jahrh. Von H. Körnchen.	4,80
116.	Der Sprachgebrauch des Dialektschriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland. Von Johannes Sixtus.	6,50
117.	Die engl. Schwankbücher bis herab zu ›Dobsons Drie Bobs‹ (1607). Von E. Schulz.	6,50
118.	Der Uebersetzer Nicolaus von Wyle. Von Bruno Strauß.	6,80
119.	Der Sperber und verwandte mhd. Novellen. Von Heinrich Niewöhner.	4,80
120.	Jung Stilling als Schriftsteller. Von G. Stecher.	7,80
121.	Ulrich von Türheim. Von Eberhard Kurt Busse.	6,80
122.	Der „Sonnenwirt“ von Hermann Kurz. Eine Quellenstudie von Walter Heynen.	9,50

ACTA GERMANICA.

ORGAN FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE.

Herausgegeben von **Rudolf Henning.**

Bd. 1—8.

Preis des Bandes Mk. 12.—.

Inhaltsverzeichnis steht zu Diensten.

Neue Reihe.

Heft 1: Altnordische Namenstudien von H. Naumann. M. 5.
Heft 2: Das Verhältnis von Hans Sachs zur sog. Steinhöwel'schen Dekameronübersetzung von J. Hartmann. M. 3.20.
Heft 3: Waffenstudien zur Thidrekssaga von H Schäfer. M. 2,50.
Heft 4: D. mhd. Gedicht v. Mönch Felix untersucht u. erklärt v. E. Mai. M. 15.

Verlag von Mayer & Müller in Berlin.

Acta Germanica. Organ für deutsche Philologie. S. umstehend.
Blau, A., Thomsons „Seasons". E. genet. Stiluntersuchung. 1910. Mk. 3.60.
Debré, A., D. Darstellung d. Weltgeistlichen bei d. französ. Romantikern. 1912. Mk. 2,—.
Englaender, D., Lord Byron. Eine Studie. 1897. Mk. 2,—.
Eule und Nachtigall, das mittelengl. Streitgedicht. Herausg. z. Gebr. in Vorlesgn. u. Uebgn. (Textausg.) v. W. Gadow. 1909. Mk. 2,—.
Fink, P., Das Weib im französischen Volksliede. 1904. Mk. 2,80.
Habel, E., Der Deutsche Cornutus. I. Der Cornutus des Johannes de Garlandia, ein Schulbuch des 13. Jahrh. 1908. Mk. 2,—.
— II. Der Novus Cornutus d. Otto v. Lüneburg. 1909. Mk. 1,20.
Hagen, Er. v. d., Goethe als Herausgeber von „Kunst und Alterthum" u. s. Mitarbeiter. 1912. Mk. 4.50.
Jahn, U., Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. 1889. Mk. 6,—.
Keller, W., Angels. Palaeographie. Seminar-Ausgabe. Mk. 4,—.
Klatt, W., Molières Beziehungen z. Hirtendrama. 1909. Mk. 4,50.
Kolitz, K., Joh. Chr. Hallmanns Dramen. Beitr. z. Gesch. d. dt. Dramas in d. Barockzeit. 1911. Mk. 3.60.
Krebs, W., Friedr. v. Matthisson. (1761—1831.) Beitrag z. Geistes- u. Literaturgesch. d. ausgeh. 18. u. beginn. 19. Jahrh. 1912. Mk. 3.60.
Lehmann-Filhés, M., Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und übersetzt. 1889. Mk. 3,60.
— Isländische Volkssagen. Neue Folge. 1891. Mk. 4,—.
— Proben Isländischer Lyrik, verdeutscht. 1894. Mk. 1,20.
Macpherson, Ch., Über d. Vergilübersetzg. d. John Dryden. 1910. Mk. 2,20.
Maier, H., Entstehungsgesch. von Byrons „Childe Harold's Pilgrimage". Gesang I u. II. 1911. Mk. 2,80.
Meyer, Elard Hugo, Völuspa. Eine Untersuchung. 1889. Mk. 6,50.
— Germanische Mythologie. 1891. Mk. 5,—.
Meyerfeld, M., Robert Burns. Studien zu seiner dichterischen Entwicklung. 1899. Mk. 3,—.
— Von Sprach' u. Art der Deutschen u. Engländer. 1903. Mk. 1,50.
Münnig, Elis., Calderón u. d. ältere deutsche Romantik. 1912. Mk. 3,—.
Unser **Nibelungenlied** in metrischer Übersetzung. Familienausgabe in sagengeschichtl. Beleuchtung und mit erläuternder Würdigung von H. Kamp. Prachteinband. 1909. Mk. 5,—.
— dasselbe. Erklärungsausgabe v. H. Kamp. 1909. Mk. 9,—.
Pabisch, M., Picaresque Dramas of the 17th and 18th centuries. 1909. Mk. 2,80.
Riesenfeld, P., Heinr. v. Ofterdingen in d. dt. Literat. 1912. Mk. 7.—.
Römer, A., Heiteres u. Weiteres von Fritz Reuter. Mit Beiträgen zur plattdeutschen Literatur. 1905. Mk. 4,—. In Leinenband Mk. 4,80.
Rómverlasaga (Am 595, 4°), hrsg. von Rudolf Meissner. Textausgabe 1910. Mk. 2.40.
Sarrazin, G., Beowulf-Studien. 1888. Mk. 5,—.
Schindler, K., D. Technik d. Aktschlusses im neueren deutsch. Drama mit besond. Berücksichtigung d. 18. Jahrh. 1912. Mk. 2,40.
Thümen, F., Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande. Zweite Auflage. 1895. Mk. 1,—.
Tobler, Cl., Mrs. Elizabeth Inchbald, eine vergessene englische Bühnendichterin u. Romanschriftstellerin des 18. Jahrh. 1910. Mk. 2,80.
Hugo von Trimberg, Der Renner. Ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert. 1904. Facsimile-Druck der Ausgabe v. 1833. Mk. 20,—.
Unterhaltungsblatt f. beide Mecklenburg u. Pommern redigiert von Fritz Reuter. Geschichten u. Anekdoten. M. einleit. Studie hrsg. von A. Römer. Mk. 2.—, geb. 2.60.
Die **Volsungasaga.** Nach Bugges Text mit Einleitung und Glossar herausg. von Wilhelm Ranisch. 2. unver. Aufl. 1908. Mk. 3,60.
Willkomm, H. W., Ueber Richard Johnsons seven Champions of Christendom. 1596. 1911. Mk. 3,—.

Dieterichsche Univ.-Buchdruckerei von W. Fr. Kaestner in Göttingen.